



QVO
VADIS



Henryk Sienkiewicz
Quo vadis

Mit vier farbigen Bildern
von Karl Mühlmeister



K. Thienemanns Verlag in Stuttgart

Herausgegeben von Gertrud Bauer

GEDRUCKT IN STUTTGART BEI J. F. STEINKOPF

ERSTER THEIL

ERSTES KAPITEL

Erst gegen Mittag erwachte Petronius, wie gewöhnlich müde und abgESPANNT. Gestern abend hatte er an einem Gastmahl des Nero teilgenommen, das bis tief in die Nacht hinein gewährt hatte. Schon seit einiger Zeit hatte Petronius über seine Gesundheit zu klagen. Er sagte, er fühle sich morgens wie gerädert und sei kaum fähig, seine Gedanken zu sammeln. Durch sein morgendliches Bad und das dabei vorgenommene Reiben und Kneten seines ganzen Körpers wurde aber sein stockendes Blut wieder in Bewegung gebracht; er fühlte sich darnach erfrischt und gekräftigt und verließ den Saalraum verjüngt und wie neu belebt. Geist und Witz strahlten dann wieder aus seinen Augen, und er machte einen so überlegenen Eindruck, daß sich selbst Otho nicht mit ihm hätte messen können. Ja, er führte den Namen „arbitrator elegantiarum“, Hüter des guten Geschmacks, der ihm beigelegt wurde, mit vollem Recht.

Die öffentlichen Bäder besuchte Petronius nur, wenn ein berühmter Redner dort zu hören war oder wenn besonders aufregende Kampfspiele bevorstanden. Die Baderäume in seinem eigenen Hause waren von so ausserordentlichem Geschmack, daß sie selbst Nero, obwohl sie kleiner und weniger prunkvoll waren als die kaiserlichen, höher schätzte als diese.

Gestern nacht hatte er sich nach dem Mahle, angeödet durch die blöden Scherze des Vatinius, mit Nero, Lucanus und Seneca über die Streitfrage unterhalten, ob das Weib eine Seele habe. Nun war er, wie gesagt, erst spät erwacht, und begab sich, wie immer, zuerst ins Bad. Zwei kräftige Badediener legten ihn auf einen mit fleckenlosem ägyptischem Byssus bedeckten Tisch von Zypressenholz, tauchten die Hände in wohlriechendes Öl und fingen an, ihn zu reiben und zu kneten. Petronius schloß die Augen in der angenehmen Erwartung, daß die Hitze des Schwitzofens und die durch das Kneten verursachte Wärme seinen Körper durchdringe und ihm die Mattigkeit benehme.

Nach einer Weile öffnete er die Augen und fragte nach dem Wetter; dann erkundigte er sich nach den Gemmen, die ihm der Edelsteinhändler Idomeneus zur Ansicht hatte schicken sollen. Ein leichtes Lüftchen wehte von den Albaner Bergen herüber, also versprach das Wetter schön zu werden; die Edelsteine waren nicht gebracht worden. Von neuem schloß Petronius die Augen und hatte eben den Befehl gegeben, ihn ins Lepidarium, das

warme Bad zu bringen, als ein Sklave den jungen Marcus Vinicius meldete, der erst vor wenigen Tagen aus Kleinasien zurückgekehrt war.

Petronius ordnete an, daß auch sein Gast ins Tepidarium geführt werden solle. Vinicius war der Sohn seiner ältesten Schwester; er hatte unter Corbulo gegen die Parther gekämpft und kehrte jetzt, nach Schluß des Feldzuges, in die Heimat zurück. Petronius schenkte seinem Neffen wirklich herzliche Zuneigung, denn dieser war ein schöner, kräftig gebauter Jüngling, der stets Maß hielt, selbst in seinen Ausschweifungen, was ihm Petronius hoch anrechnete.

„Sei gegrüßt, Petronius,“ sagte der junge Mann, der mit federnden Schritten eintrat. „Mögen alle Götter dir gnädig sein, besonders Asklepios und Kypris. Unter ihrem Schutze kann dich kein Übel treffen.“

„Willkommen in Rom, und die Ruhe nach dem Kampfe sei dir süß,“ erwiderte Petronius, indem er ihm seine Hand entgegenstreckte. „Was hast du Neues aus Armenien zu berichten, und bist auch in Bithynien gewesen?“

Petronius hatte seinerzeit die Provinz Bithynien verwaltet, und zwar gerecht und mit kräftiger Hand, in auffallendem Gegensatz zu den ihm zugeschriebenen Eigenschaften der Weichlichkeit und Überfeinerung. Er sprach gerne von jener Zeit, denn sie hatte gezeigt, was in ihm steckte und was er im Leben hätte leisten können, wenn es ihm beliebt hätte.

„Ich bin in Herakleia gewesen,“ erwiderte der junge Mann. „Corbulo hat mich hingeschickt, Verstärkungen zu holen.“

„Ach ja, Herakleia! Dort habe ich ein Mädchen aus Kolchis gekannt — alle geschiedenen Frauen Roms, Poppäa nicht ausgeschlossen, gäbe ich mit Handkuß für sie hin. Aber das sind alte Geschichten! Was gibt's Neues an der parthischen Grenze? Unter uns gesagt, diese Barbaren sind mir allesamt langweilig, die, wie Arulanus behauptet, bei sich zu Hause auf allen vieren gehen und nur in unserem Beisein so zu tun, als ob die Menschen wären. Aber in Rom ist zurzeit viel von ihnen die Rede, hauptsächlich wohl, weil es gefährlich ist, von etwas anderem zu sprechen.“

„Der Feldzug steht schlecht, und wenn Corbulo nicht wäre, könnte er mit einer Niederlage endigen.“

„Corbulo! Beim Bacchus, ein wahrer Kriegsgott, Mars in Person! Ein großer Feldherr, ein Draufgänger, redlich und dumm. Ich habe ein Herz für ihn, schon darum, weil Nero ihn fürchtet.“

„Corbulo ist doch nicht dumm!“

„Du sollst recht haben, aber was macht das? Pyrrhon behauptet, die Torheit sei um nichts geringer als die Weisheit und von ihr überhaupt nicht zu unterscheiden.“

Vinicius gab nun einen Bericht von dem Feldzug, als aber Petronius

die Augen wieder schloß, fielen ihm die müden und abgesehenen Züge seines Oheims auf; er unterbrach seinen Bericht und erkundigte sich gelegentlich nach dessen Gesundheit.

Gesundheit? Ach nein, er sei gar nicht recht wohl. So schlimm sei es allerdings noch nicht mit ihm, wie mit dem jungen Sifena, der, wenn er morgens ins Bad gebracht werde, nicht einmal unterscheiden könne, ob er sitze oder nicht. Aber gesund sei er nicht. Vinicius habe ja soeben den Schutz Asklepios und der Kypris auf ihn herabgefleht; allein er, Petronius, glaube nicht an Asklepios.

Hier lachte Petronius laut auf und fuhr dann fort:

„Vor zwei Jahren habe auch ich zwei Duzend lebende Drosseln und einen goldenen Becher als Opfer nach Epidaurus geschickt. Ich dachte, hilft's nichts, so schadet es auch nichts. Wenn die Menschen den Göttern noch immer Opfer bringen, so denken wohl alle so wie ich. Auch mit den Jüngern des Askulap habe ich meine Erfahrungen gemacht, als ich im vergangenen Jahr an den Nieren litt. Sie hielten für mich eine Nachtwache im Tempel. Ich wußte genau, daß sie Schwindler sind, allein ich dachte, was kann's schaden? Die Welt will betrogen sein, das ganze Leben ist nichts als eine Täuschung, und die Seele ist auch nur eine Täuschung. Wenn man nur den Verstand hat, die angenehmen von den unangenehmen Täuschungen zu unterscheiden. Ich lasse meinen Badeofen mit Zedernholz, darauf Ambra gestreut ist, heizen, denn ich ziehe jederzeit Wohlgerüche schlechten Düften vor. Und der Kypris, deren Wohlwollen du mich auch empfohlen hast, verdanke ich die Sicht im rechten Fuß. Aber sie ist dennoch eine liebe Göttin, und ich sehe voraus, daß auch du früher oder später weiße Tauben an ihrem Altar opfern wirst.“

„Du hast recht,“ erwiderte Vinicius. „Die Pfeile der Parther haben mich nicht verletzt, aber Amor hat mich mit seinem Pfeile verwundet, wenige Stadien vor den Toren der Stadt.“

„Das mußt du mir ausführlich erzählen!“ rief Petronius.

„Eben wollte ich in dieser Sache deinen Rat einholen,“ sagte Vinicius.

Die mit der Handpflege betrauten Diener begannen jetzt ihren Dienst bei Petronius, und so wurde Vinicius unterbrochen. Auf eine Aufforderung des Petronius hin warf er seine Tunica ab und stieg in das warme Bad.

„Ei ei, und ich habe mich noch nicht einmal erkundigt, ob deine Liebe auch erwidert wird,“ sagte Petronius und betrachtete mit Wohlgefallen die wie aus Marmor gemeißelte Jugendgestalt. „Wenn dich Lysippos gesehen hätte, so ziertest du jetzt als jugendlicher Herakles das Eingangstor des Palatins.“

Der junge Mann lächelte geschmeichelt und platschte wohligh in seinem

Bade. Dabei spritzte er reichliche Wassergüsse auf das Mosait des Fußbodens; es stellte Hera dar in dem Augenblick, da sie den Schlaf bittet, Zeus die Augen zu schließen. Mit dem Entzücken des Künstlers betrachtete Petronius seinen schönen Neffen.

Als Vinicius aus dem Bade stieg und nun seine Hände der Pflege durch die Diener überließ, trat der Vorleser mit einer Büchse aus Erz ein, die Schriftrollen enthielt.

„Magst du zuhören?“ fragte Petronius.

„Wenn er etwas von dir vorliest, mit Vergnügen,“ erwiderte Vinicius. „Sonst ziehe ich vor, mit dir zu plaudern. Heutzutage wird man an jeder Straßenecke von einem Dichter abgeseigt.“

„Sehr wahr! Wo man geht und steht, trifft man einen Poeten, der wie ein Affe mit den Armen fuchtelt. Als Agrippa aus dem Osten zurückkam, meinte er zuerst, das seien lauter Narren. Aber die Zeiten sind jetzt danach. Der Cäsar schreibt Verse, und jedermann macht's ihm nach. Nur bessere Verse als er darf niemand schreiben, und darum ängstige ich mich ein wenig für Lucanus. Ich selbst schreibe nur Prosa und falle weder mir selbst noch andern damit lästig. Was der Lektor vorlesen sollte, das waren die Kodizille des armen Fabricius Vejento.“

„Warum arm?“

„Weil er den hohen Befehl erhalten hat, ein wenig den Odysseus zu spielen und bis auf weiteres nicht an seinen heimischen Herd zurückzukehren. Diese seine Odyssee wird sich wohl etwas einfacher gestalten, als die des Odysseus, denn seine Frau ist keine Penelope. Übrigens war diese Verbannung eine große Torheit. Sein wertloses, langweiliges Geschreibsel wird erst verschlungen, seit der Verfasser verbannt ist. Jetzt schreit alles: ‚Skandal! Skandal!‘ Vejento mag ja manche Einzelheit frei erfunden haben, aber wer die Stadt, unsere Männer und unsere Frauen so genau kennt wie ich, kann dir versichern, daß er im ganzen noch weit hinter der Wahrheit zurückgeblieben ist. Jedermann fürchtet, sich selbst in dem Buche zu entdecken, sucht aber seine lieben Freunde und Bekannten darin mit Wohlbehagen. Hundert Schreibern läßt der Buchhändler Avirnus zu gleicher Zeit das Buch diktieren. Sein Erfolg ist gesichert.“

„Bist du auch darin zu finden?“

„Gewiß. Aber der Verfasser ist auf dem Holzweg. Ich bin viel schlimmer und lange nicht so abgeschmackt, als er mich schildert. Uns allen ist das Gefühl für den Unterschied zwischen dem Gemeinen und Edeln verloren gegangen, und mir scheint da wirklich auch kein Unterschied vorhanden zu sein, obwohl Seneca, Musonius und Thrasea behaupten, einen zu erkennen. Mir ist das alles vollständig gleichgültig. Beim Herakles, ich sage

nur, was ich wirklich denke. Eine Überlegenheit aber habe ich mir bewahrt, ich weiß wenigstens, was schön und was häßlich ist, und das ist mehr, als unser rotköpfiger Dichter, Wagenlenker, Sänger, Tänzer und Schauspieler von sich behaupten kann."

"Mir tut Fabricius leid. Er ist ein guter Kamerad."

"Seine Selbstgefälligkeit war sein Verderben. Wohl hatte ihn jeder-mann im Verdacht, aber Gewißheit hatte niemand. Er selbst jedoch konnte den Mund nicht halten und vertraute sein Geheimnis unter dem Siegel der Verschwiegenheit jedermann an, der es hören wollte. Ist dir die Geschichte von Rufinus bekannt?"

"Nein."

"Komm mit ins Frigidarium, dort erzähle ich sie dir, während wir uns abkühlen."

Im Frigidarium spielte der Wasserstrahl eines Springbrunnens in rosinen Farben und erfüllte zugleich den Raum mit Weichenduft. Bebaglich streckten sich die beiden in den mit Seidenpolstern versehenen Nischen aus. Eine Weile schwiegen sie. Vinicius betrachtete sinnend einen Faun aus Bronze, der eine sich sträubende Nymphe zu küssen versuchte. Dann rief er:

"Der hat recht! Das ist das einzig Wahre im Leben!"

"Je nachdem. Du liebst doch außerdem noch den Krieg, den ich verabscheue, denn man kann sich im Lagerleben die Fingernägel nicht lang und rosig erhalten. Na, jeder nach seinem Geschmack! Dem Rotkopf gefällt der Gesang, vornehmlich sein eigener, und Scaurus liebt seine korinthische Vase, die er nachts mit ans Bett nimmt und mit Küssen bedeckt, wenn der Schlaf ihn flieht. Den Rand hat er schon davon abgeküßt. Gesteh, schreibst du auch Verse?"

"Mir ist noch nie ein ganzer Hexameter gelungen."

"Singst du oder schlägst du die Laute?"

"Nein."

"Bist du ein geschickter Wagenlenker?"

"Ich habe einmal die Wagenrennen in Antiochia mitgemacht, aber ohne Erfolg."

"Dann bin ich deinetwegen beruhigt. Welcher Partei im Hippodrom gehörst du an?"

"Den Grünen."

"So brauche ich mir deinetwegen keine Sorgen zu machen. Du nennst zwar ein beträchtliches Vermögen dein eigen, bist aber immerhin lange nicht so reich wie Pallas oder Seneca. Sieh, es ist ja jetzt hier ganz nett, wenn man Verse schreibt, zur Laute singt, deklamiert und bei den Wagenrennen im Zirkus mittut. Noch netter, besonders aber viel ungefährlicher ist es,

wenn man keine Verse schreibt, nicht zur Laute singt, nicht deklamiert und bei den Wettrennen nicht mittut. Und am allerbesten ist es, wenn man es fertigbringt, alles, was der Notkopf tut, zu bewundern und anzustaunen. Du bist allerdings ein hübscher Junge, und darum droht dir immerhin die eine Gefahr, daß sich Poppäa in dich verlieben könnte. Aber nein, dazu ist sie doch in der Liebe zu wohlverfahren. Ihrem Liebesbedürfnis haben ihre ersten beiden Männer genügt, was sie bei Nero sucht, ist etwas ganz anderes. Kannst du glauben, daß dieser dumme Otho sie immer noch wahnsinnig liebt? Seufzend irrt er in den Felsengebirgen Hispaniens umher und ist sich selbst und seinen Gewohnheiten so untreu geworden, daß er täglich nur noch drei Stunden braucht, um sein Haupthaar zu ordnen. Wer hätte das je von Otho gedacht!"

„Das kann ich mir wohl von ihm denken,“ versetzte Vinicius. „Aber ich an seiner Stelle wüßte, was ich täte.“

„Was denn? Heraus mit der Sprache!“

„Ich hätte mir unter den Gebirgsbewohnern treue Legionen ausgehoben. Diese Iberer sind gute Soldaten.“

„Vinicius, Vinicius, ich bin sehr versucht, dir zu sagen, daß du das nicht fertig brächtest. Weißt du auch, warum? So etwas tut man, aber man spricht nicht davon, nicht einmal andeutungsweise. Ich an seiner Stelle hätte über Poppäa und den Notkopf nur gelacht und mir allerdings auch Legionen ausgehoben, aber nicht von Iberern, sondern von Ibererinnen. Höchstens hätte ich Epigramme gedichtet, aber mich weislich gehütet, sie jemand vorzulesen, wie dieser bedauerenswerte Rufinus.“

„Du wolltest mir ja seine Geschichte erzählen.“

„Im Salbraum sollst du sie vernehmen.“

Im Salbraum jedoch wurde die Aufmerksamkeit des Vinicius durch die griechischen Sklavinnen, die dort ihrer harrten, gänzlich abgelenkt.

„Beim Zeus, dem Wolfentürmer, du hast eine wahre Auslese schöner Sklavinnen!“ rief er.

„Ich halte mehr auf auserlesene Ware als auf eine große Anzahl. Ich habe hier in Rom nur vierhundert Hausklaven, und ich bin der Ansicht, daß nur Emporkömmlinge mehr Leute zu ihrer persönlichen Bedienung nötig haben können.“

„Schönere Sklavinnen als du kann nicht einmal der Notkopf haben,“ meinte Vinicius.

„Du bist mein Nefte,“ erwiderte Vinicius nachlässig. „Ich bin nicht so ungefällig wie Bassus und auch nicht so pedantisch wie Aulus Plautius.“

Als Vinicius diesen Namen hörte, vergaß er die schönen Mädchen von Kos. Rasch hob er den Kopf und fragte:

„Wie kommst du jetzt gerade auf Aulus Plautius? Weißt du, daß ich eine Weile Gast in seinem Hause gewesen bin? Ich hatte mir den Arm verrenkt, und Plautius fuhr zufällig gerade vorbei. Er sah, daß ich große Schmerzen hatte, und nahm mich mit in sein Haus. Sein Sklave, der Arzt Merion, hat mich behandelt. Darüber eben wollte ich mit dir reden.“

„Worüber? Du hast dich doch wohl nicht bei dieser Gelegenheit in Pomponia Gracina verliebt? Da tätest du mir leid! Sie ist ältlich und tugendhaft. Puh!“

„Ach nein, nicht in Pomponia,“ erwiderte Vinicius.

„In wen denn?“

„Ja, wenn ich das nur selber wüßte! Im Hause des Aulus wird sie Ligia gerufen, denn sie ist vom Volke der Ligier. Daneben hat sie aber auch noch ihren eigenen barbarischen Namen Kallina. Ein sonderbares Haus, das des Plautius! Es ist voll von Menschen, und dabei geht es darin so ruhig zu wie in den Hainen von Subiakum. Während all der zwei Wochen, die ich dort zubrachte, wußte ich nicht, wela eine Göttin es barg. Da erblickte ich sie eines Morgens bei Tagesgrauen, wie sie sich im Springbrunnen des Gartens badete. Bei dem Schaum, aus dem Aphrodite geboren ward, ihr Körper schien wie vom Morgenlicht durchtränkt, und ich meinte, er müsse wie der Sternenschein im Lichte zerfließen, sobald die Sonne aufgehe. Nachher habe ich sie noch zweimal gesehen, und seitdem finde ich keine Ruhe mehr. Nichts reizt mich, was die Stadt bieten kann, weder Weiber, noch Gold, noch korinthisches Erz, noch Bernstein, noch Perlen, noch Wein oder üppige Feste. Nur nach Ligia sehne ich mich; Tag und Nacht sehne ich mich nach ihr.“

„Ei, so kaufe sie doch!“

„Sie ist keine Sklavin.“

„Was ist sie denn? Eine Freigelassene des Plautius?“

„Sie ist niemals Sklavin gewesen und ist darum auch keine Freigelassene.“

„Was ist sie denn?“

„Ich weiß es nicht. Eine Art von Königstochter.“

„Nun bin ich aber wirklich neugierig, Vinicius.“

„Die Ligier hatten unter Claudius dem Atelius Hister, der die Donau-legion befehligte, Geiseln gestellt, daß sie die Grenze nicht überschreiten würden. Unter diesen befand sich auch die Gemahlin ihres Fürsten mit ihrer kleinen Tochter. Die Ligier überschritten die Grenze wirklich nicht, aber ihr König fiel im Kampf gegen die Sueven, und die Geiseln blieben in Histers Händen zurück. Bald starb die Mutter, und Hister sandte das kleine Mäd-

chen zu Pomponius, dem Statthalter von Germanien. Bei dem Triumphzug, den Claudius diesem gestattete, schritt das Mädchen hinter seinem Siegeswagen einher. Die Geißeln sind aber keine Kriegsgefangenen, und Pomponius wußte nicht recht, was er nachher mit dem Mädchen anfangen sollte. Nach der Feier brachte er es zu seiner Schwester, der Pomponia Gräcina, der Gattin des Plautius. Das alles hat mir Plautius selbst erzählt. In seinem tugendhaften Hause ist Ligia zur Jungfrau herangewachsen und leider ebenso tugendhaft geworden wie Gräcina, dazu aber so schön, daß neben ihr selbst Poppäa aussehen mußte wie eine Herbstfeige neben einem Apfel aus den Gärten der Hesperiden."

"Und was jetzt?"

"Seit ich sie im Garten vom Morgenlicht umflossen habe stehen sehen, bin ich wahnsinnig in sie verliebt. Und noch eins will ich dir nicht verhehlen. Bei meiner Rückkehr aus Asien schlief ich in der Hoffnung auf einen wahr-sagenden Traum eine Nacht im Heiligtum des Mopsus. Im Traum erschien mir auch Mopsus selbst und sagte mir, die Liebe werde eine große Um-wälzung in meinem ganzen Dasein hervorbringen."

"Aber was willst du eigentlich?"

"Ligia will ich! Ich will sie in meinen Armen halten, ich will sie an mein Herz drücken! In meinem Hause soll sie sein, jetzt und immerdar, bis mein Haupthaar so weiß ist wie der Gipfel des Soracte im Winter."

"Wenn sie auch keine Sklavin ist, so gehört sie doch zum Hausstand des Plautius, und dieser kann sie dir abtreten, wenn er will."

"Da kennst du Pomponia Gräcina schlecht. Außerdem lieben beide das Mädchen, als ob es ihre eigene Tochter wäre."

"Ich kenne Pomponia, eine Trauerweide! Wenn sie nicht die Frau des Aulus wäre, könnte sie leicht als Klageweib ihr Brot verdienen. Seit dem Tode ihrer Tochter Julia hat sie die Trauergewänder nicht mehr abgelegt, und sie schreitet durch dieses Leben, als wandle sie schon hier auf der Asphodeloswiese. Außerdem hat sie überhaupt nur einen einzigen Gatten gehabt, und ist darum unter all unsern mehrmals geschiedenen Frauen ein wahrer Vogel Phönix. Hast du übrigens gehört, daß in Oberägypten ein neuer Phönix aus der Asche gestiegen sein soll, was bekanntlich nur alle fünf-hundert Jahre einmal vorkommt?"

"Petronius, Petronius, ein andermal vom Vogel Phönix!"

So höre, lieber Marcus. Ich kenne Aulus Plautius, und wenn er auch an meinem Lebenswandel manches auszufehen hat, so glaube ich doch, daß er mich immerhin höher wertet als Domitius Afer, Tigellinus und die andern Busenfreunde des Kottkopfs, denn er weiß, daß ich mich niemals wie diese zum Angeber herabgewürdigt habe. Wenn ich auch nicht vorgebe,

Stoiker zu sein, so habe ich doch hin und wieder mein Mißfallen an einzelnen Laten Neros nicht verhehlt, bei denen Seneca und Burrus durch die Finger gesehen haben. Wenn du meinst, ich könne dir bei Plautius nützlich sein — ich stehe zu deiner Verfügung.“

„Das meine ich. Du verstehst sicher, ihn zu beeinflussen, und findest immer wieder einen Ausweg. Wenn du dir den Fall überlegen und mit Plautius reden wolltest —“

„Du überschäzest meinen Einfluß und meine Klugheit. Wenn du aber sonst nichts begehrt, will ich gerne mit Plautius reden, sobald er in die Stadt zurückgekehrt ist.“

„Das ist schon seit zwei Tagen der Fall.“

„So komm zum Frühstück ins Triklinium. Nachher wollen wir uns neugestärkt zu Aulus Plautius tragen lassen.“

„Du hast mich stets mit Güte überschüttet!“ rief Vinicius lebhaft aus. „Jetzt aber werde ich deine Bildsäule — eine mindestens ebenso schöne wie diese hier — unter meine Hausgötter aufnehmen und ihr Opfer darbringen.“

Bei diesen Worten deutete er auf eine Herme des Petronius, die unter andern Statuen die eine Wand des mit Wohlgerüchen erfüllten Zimmers schmückte, und fuhr dann fort:

„Beim Strahlenkranz des Helios! Wenn Alexandros dir ähnlich sah, dann kann ich mich über Helena nicht wundern.“

Diese schmeichelhafte Äußerung klang vollständig aufrichtig, denn wenn Petronius auch älter und weniger kräftig gebaut war als Vinicius, so war er doch tatsächlich noch schöner als dieser. Die Frauen Roms schätzten nicht nur seinen überlegenen Geist und seinen Geschmack, dem er den Beinamen „arbitrarius“, Hüter des guten Geschmacks, verdankte, sondern bewunderten hauptsächlich auch die Schönheit seines Körpers. Selbst in den Gesichtern der Mädchen aus Kos, die jetzt damit beschäftigt waren, seine Toga in schöne Falten zu legen, war diese Bewunderung nicht zu verkennen, und besonders eine von ihnen, Eunike mit Namen, die mit heißer Liebe für ihn erfüllt war, schaute in demütigem Entzücken zu ihm auf.

Nun schlang Petronius seinen Arm um den Nacken seines Gastes und führte ihn so ins Speisezimmer.

Auch die Sklavinnen verließen den Saalraum, und nur Eunike blieb darin zurück. Eine Weile lauschte sie auf die verhallenden Schritte, dann schob sie den mit Bernstein und Elfenbein eingelegten Sessel, den Petronius eben erst benützt hatte, vor dessen Herme.

Helles Sonnenlicht durchflutete das Gemach und malte Regenbogenfarben auf die Marmorbände.

Eunike stieg auf den Sessel und schlang ihre Arme um den Hals der Statue. Dann schüttelte sie ihre goldenen Haare zurück, schmiegte sich an den weißen Marmor an und küßte die kalten Lippen der Bildsäule ihres Gebieters mit glühender Inbrunst.

ZWEITES KAPITEL



Nach dem Mahle, das Frühmahl genannt wurde, obgleich die beiden es zu einer Zeit einnahmen, wo andere Sterbliche schon ihre Mittagsmahlzeit hinter sich hatten, schlug Petronius ein kleines Schälchen vor. Seiner Meinung nach war es jetzt noch zu früh am Tage, um Besuche zu machen. Ihm erschienen die späten Nachmittagsstunden dafür am geeignetsten, denn über die heiße Mittagszeit schlafte jedermann gern. Vinicius stimmte ihm bei, und nachdem sie noch eine Weile auf- und abgegangen waren und über die Ereignisse auf dem Palatin und in der Stadt geplaudert und ein wenig über das Leben philosophiert hatten, begab sich Petronius in sein Schlafzimmer, schlief jedoch nicht lange. Schon nach einer halben Stunde erschien er wieder, befahl, ihm Verbenenöl zu bringen, roch wiederholt daran und rieb sich Schläfen und Hände damit ein.

„Du glaubst gar nicht, wie das erfrischt und belebt,“ bemerkte er. „Jetzt bin ich bereit.“

Die Sänfte wartete ihrer schon längst. Sie stiegen ein, und Petronius befahl, sie nach dem Vicus Patricius, zum Hause des Aulus zu tragen. Die Wohnung des Petronius war am südlichen Abhang des Palatins gelegen, nahe bei den Verkaufsläden, den sogenannten „Carinä“. Ihr nächster Weg hätte sie unten am Forum vorbeigeführt, da aber Petronius zuerst bei dem Juwelenhändler Domeneus vorsprechen wollte, befahl er, sie über den Vicus Appollinis und das Forum zu tragen.

Niesige Neger hoben die Sänfte auf und setzten sich in Marsch. Voraus liefen zwei Sklaven, die den Weg freizumachen hatten. Nachdenklich sah Petronius da und roch immer wieder an seinen nach Verbenenöl duftenden Händen. Endlich sagte er:

„Ich überlege mir eben: wenn deine Waldgöttin keine Sklavin ist, so könnte sie ja ohne weiteres aus dem Hause des Plautius in das deine übersiedeln. Dort überschüttest du sie mit Liebe und Reichtümern, wie ich meine angebetete Chrysothemis, die ich übrigens genau so satt habe wie sie mich.“

Marcus schüttelte den Kopf.

„Nicht? Nun, schlimmsten Falles hängt die Sache vom Cäsar ab, und der Rotkopf wird sich ohne Zweifel mir zuliebe auf deine Seite schlagen.“

„Du kennst Ligia nicht,“ warf Vinicius ein.

„Erlaube mir die Frage, kennst denn du sie mehr als nur vom Angesicht? Hast du je mit ihr gesprochen, hast du ihr eine Liebeserklärung gemacht?“

„Ich habe sie zuerst am Springbrunnen gesehen und bin dann noch zweimal mit ihr zusammengetroffen. Bedenke, daß ich während meines Aufenthaltes im Hause des Aulus in dem für die Gäste bestimmten Nebengebäude wohnte, und daß ich wegen meines verrenkten Armes nicht an den Mahlzeiten teilnehmen konnte. Erst am letzten Abend trafen wir beim Essen zusammen; ich konnte aber gar nichts mit ihr reden, denn ich mußte höflicher Weise dem Aulus zuhören, der von seinen Siegen in Britannien berichtete und über den Untergang des Kleingrundbesizes in Italien sprach, dem schon Licinius Stolo zu steuern versucht hat. Von etwas anderem weiß er, glaube ich, gar nicht zu reden, und auch du wirst dem nicht entgehen, wenn du ihn nicht auf die Verweichlichung unserer Zeit zu reden bringst. Fasanen genug laufen auf seinem Geflügelhof umher, aber gegessen wird keiner, denn Aulus ist überzeugt, jeder verspeiste Fasan trage zum Untergang des römischen Reiches bei. Nachher sah ich sie noch einmal bei dem Fischteich im Garten. Sie hielt einen Schilfbüschel in der Hand, tauchte ihn ins Wasser und besprengte damit die ringsum wachsenden Schwertlilien. Beim Schilde des Herakles, meine Knie haben nicht gewankt, als die heulende Schar der Parther auf unsere Schlachtordnung losstürmte, aber dort bei jenem Teiche, da bebten sie. Ich war verwirrt wie ein kleiner Knabe und konnte kein Wort hervorbringen; nur meine Augen flehten um Mitleid.“

Nicht ohne einen gewissen Neid schaute Petronius seinen Neffen an.

„Du Glücklicher!“ rief er. „Mögen Welt und Leben auch noch so schlimm sein, ein ewig schönes Gut haben sie doch zu bieten — die Jugend! — Und du hast sie wirklich gar nicht angesprochen?“

„O doch. Nachdem ich mich gefast hatte, redete ich sie an. Ich erzählte ihr, ich sei eben erst aus Kleinasien heimgekehrt, hätte mir dicht bei der Stadt noch den Arm verrenkt und große Schmerzen gehabt. Aber jetzt, wo die Stunde des Abschieds aus diesem gastfreundlichen Hause gekommen sei, werde mir klar, daß hier Schmerzen zu dulden schöner sei, als anderswo große Wonnen zu genießen. Gesenkten Hauptes und offenbar ebenfalls verwirrt horchte sie auf meine Worte und zeichnete dabei mit ihrem Schilfrohr etwas in den gelben Sand. Plötzlich schaute sie auf, blickte dann noch einmal auf ihr Zeichen im Sande, schaute mich noch einmal wie fragend

an, und weg war sie, wie eine Hamadryade, die vor einem täppischen Faun flüchtet."

"Sie hat schöne Augen, nicht wahr?"

"Blau wie das Meer — und ich versank vollständig darin. Ich sage dir, die Bläue des Archipelagus ist lange nicht so tief. Bald jedoch erschien der kleine Aulus und fragte nach etwas. Ich konnte jedoch nicht verstehen, was er meinte."

"O Athene, Göttin der Weisheit!" rief Petronius. "Nimm doch diesem Jüngling die ihm von Eros umgelegte Binde von den Augen, sonst rennt er noch mit dem Kopf gegen die Säulen im Tempel der Venus."

Dann wandte er sich an Vinicius.

"Du du Frühlingsknospe am Baume des Lebens, du erstes grünes Auge, das der Weinstock treibt! Statt in das Haus des Plautius sollte ich dich in das des Gelocius bringen; der hat eine Schule für des Lebens unkundige Jünglinge."

"Was soll ich dort?"

"Was hat sie denn in den Sand geschrieben? Doch wohl den Namen des Liebesgottes, oder sie hat ein von seinem Pfeil durchbohrtes Herz gezeichnet, oder etwas Ähnliches. Wie kann man nur nicht auf solche Zeiten achten!"

"Ich bin nicht so grün wie du meinst, und bevor noch der kleine Aulus kam, hatte ich mir dieses Zeichen genau angesehen. Es schreibt ja manches Mädchen lieber ein Geständnis in den Sand, statt es mit Worten auszusprechen. Rate einmal, was sie gezeichnet hatte?"

"Wenn es etwas anderes war, als was ich schon gesagt habe, so kann ich es nicht erraten."

"Es war ein Fisch."

"Was war es?"

"Ein Fisch! Ob das bedeuten sollte, daß ihr Blut ebenso kalt sei wie das feine oder etwas anderes — ich weiß es nicht. Aber du erfahrener Mann, der du mich eine Frühlingsknospe am Baume des Lebens genannt hast, du kannst mir gewiß mitteilen, was dieses Zeichen bedeutet."

"Da mußt du den Plinius fragen, mein Lieber. Der versteht sich auf Fische."

Sie mußten ihr Gespräch abbrechen, denn der Lärm auf der Straße über-tönte es vollständig. Über den Vicus Apollinaris waren sie ans Forum gekommen, auf dem sich bei schönem Wetter vor Sonnenuntergang die Müßig-gänger zu versammeln pflegten. Diese ergingen sich in den Säulenhallen, erzählten einander die Neuigkeiten des Tages, betrachteten die Sänften mit bekannten Persönlichkeiten, die vorübergetragen wurden, schauten sich die Gewölbe der Goldschmiede und Buchhändler an und warfen einen Blick in

die Läden mit Waren aller Art, die sich in den Häusern dem Kapitol gegenüber befanden. Der unter dem überhängenden Burgfelsen befindliche Teil des Forums lag bereits im Schatten, während die Säulen der oben stehenden Tempel sich im Abendlicht golden schimmernd vom blauen Himmel abhoben. Wohin auch das Auge blickte, verlor es sich in einem Wald von Säulen, die ihre Schatten auf die Marmorfliesen warfen. Gebäude und Säulen schienen sich aneinander zu drängen, sich aufeinander zu türmen, sich nach allen Seiten auszudehnen; sie kletterten die Abhänge hinan, schmiegeten sich an die Felswand und aneinander an. Bald größer, bald kleiner, bald dicker, bald dünner waren diese Säulen, zeigten weiße oder vergoldete Kanellierung und endeten unter dem Architrav teils in dem mit Akanthusblättern geschmückten Kapitäl der korinthischen, teils mit den Schnecken der jonischen oder mit dem einfachen Echinus und der quadratischen Platte der dorischen Säulenordnung. Über diesem Säulenwald erglänzten bemalte Triglyphen, und aus den vergoldeten Giebelsternen traten plastische Göttergestalten hervor, und die geflügelten Kasse der Viergespanne schienen sich in die blaue Luft schwingen zu wollen, die sich über der ewigen Stadt dehnte.

Über das ganze Forum wogten die Menschen hin und her. Sie drängten sich unter den Säulengängen der Basilika Julia, saßen auf den Stufen des Dioskurentempels und umstanden den kleinen Vestatempel. Neue Menschenmassen fluteten die hohe Treppe des dem Jupiter Optimus Maximus geweihten Tempels herab. Auf der Klostia ließen sich Redner hören, und überall ertönte das Geschrei von Händlern, die Obst, Wein oder mit Feigensaft gemischtes Wasser feilboten, von Wunderdoktoren, Wahrsagern, Schatzgräbern und Traumdeutern, die ihre Dienste anpriesen. Hie und da übertönten Musikinstrumente den tollen Lärm. Beter mit Opfergaben zogen in die Tempel, und Abteilungen von Soldaten marschierten durch die Volksmenge und Wachmannschaften, die die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten hatten.

Die Einheimischen verschwanden fast vollständig in dieser Volksmenge, die allen Rassen und Völkern angehörte. Die verschiedenartigsten Sprachen waren zu hören, und die griechische fast häufiger als die lateinische. Gelegentlich machte die Menge einer Sänfte Platz; dann wurden laut die Namen der Insassen genannt und rücksichtslos Spott- oder Lobreden angefügt.

Petronius war bei der Menge wohlbekannt; immer wieder hörte Vinicius rufen: „Hic est — das ist er!“ Er hatte sich längst durch Freigebigkeit beliebt gemacht, und in der letzten Zeit hatte sich seine Beliebtheit noch gesteigert. Es war bekannt geworden, daß er sich Nero gegenüber tadelnd über das Todesurteil ausgesprochen hatte, das dieser an der ganzen „Fami-

lia“, das heißt an sämtlichen Sklaven des Präfecten Pedanius Secundus ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes hatte vollstrecken lassen, weil dieser Wüterich von einem unter ihnen in einem Augenblick der Verzweiflung umgebracht worden war. Petronius hatte zwar öffentlich erklärt, nur sein ästhetisches Gefühl habe sich gegen eine solche barbarische Schlächtereie empört, aber das über dieses grausige Blutbad entrüstete Volk hing trotzdem seither mit großer Liebe an ihm.

Petronius selbst tat sich auf diese Zuneigung der Volksmenge nicht viel zugute, denn er konnte nicht vergessen, daß Britannicus, den Nero hatte vergiften lassen, auch bei der Menge sehr beliebt gewesen war — ebenso Agrippina, die auf Neros Befehl ermordet wurde — und Octavia, die auf der Strafinfel Pandataria im heißen Bade erstickte, nachdem ihr zuerst die Pulsadern geöffnet worden waren. Der sehr beliebt gewesene Rubellius Plautus war verbannt, und Thrasea hatte täglich sein Todesurteil zu erwarten. Die Zuneigung der Menge war also eher als ein schlimmes Vorzeichen zu betrachten, und der Zweifler Petronius war abergläubisch. Er verachtete die Menge als Aristokrat und als Ästhetiker, und Wesen, die nach den gerösteten Bohnen rochen, die sie im Bufen mit sich führten, und von ihrem ewigen Morraspielen in Schweiß gebadet und ganz heiser waren, rechnete er überhaupt nicht zu den Menschen. Ohne die ihm geltenden Beifallsrufe zu beachten, spottete er über den Wankelmut der Straßenschreier, die am selben Tage noch, an dem sie ihrer Empörung über jene Schlächtereie Ausdruck gegeben, dem Nero wieder zugejauchzt hatten.

Als sie am Buchladen des Avirnus vorbeikamen, ließ Petronius halten und kaufte eine Handschrift, die er Vinicius überreichte. „Hier, dies schenke ich dir,“ sagte er.

Vinicius dankte und fragte, nachdem er die Überschrift gelesen hatte: „Satyricon? Ist das etwas Neues? Von wem?“

„Von mir. Aber ich habe keine Lust, in die Fußstapfen des allzu selbstgefälligen Fabricius Vejento zu treten, und darum weiß niemand, daß ich der Verfasser bin. Schweige gegen jedermann darüber.“

„Du behauptest, keine Verse zu schreiben, hier aber finde ich die Prosa reichlich mit Versen durchsetzt,“ sagte Vinicius, nachdem er in das Manuskript hineingesesehen hatte.

Nach kurzer Zeit ließ Petronius die Sänfte noch einmal halten, und zwar vor dem Laden des Edelsteinhändlers Idomeneus. Nachdem er mit diesem wegen der Gemmen verhandelt hatte, gab er Befehl, die Sänfte jetzt zum Hause des Aulus zu tragen. Dort wurde ihnen die Pforte durch einen jungen, kräftigen Türhüter geöffnet, und eine Elster im Käfig rief ihnen ihr „Salve!“ entgegen.

Auf ihrem Wege zum Atrium sagte Vinicius: „Ist dir nicht aufgefallen, daß der Türhüter hier nicht mit Ketten gefesselt ist?“

„Ein merkwürdiges Haus,“ erwiderte Petronius halblaut. „Es wird dir nicht unbekannt sein, daß Pomponia Gräcina in den Verdacht geriet, Anhängerin einer aus dem Osten kommenden Irrlehre zu sein und einen gewissen Christus göttlich zu verehren. Crispinella hat sie in dies Gerede gebracht; sie kann es Pomponia nicht verzeihen, daß dieser ein einziger Mann genügt. Wo ist das in Rom noch zu finden! Es ist sogar, aber erfolglos, Hausfuchung bei ihr gehalten worden.“

Petronius, der sich vorgestellt hatte, in diesem ernstern Hause müsse alles eine gewisse Schwermut atmen, war erstaunt über die Heiterkeit und Farbenfreude, die sich überall aussprach, und wenn auch seine eigene Wohnung unvergleichlich viel üppiger ausgestattet war, so fand er doch hier nichts, was seinen erlesenen Geschmack beleidigt hätte. Dieser ganze, von den Vorfahren ererbte Hausrat zeugte von einem gediegenen Wohlstand.

Nachdem die beiden Gäste im Atrium von Sklaven mit Sesseln und Fußbänken versehen worden waren, wurde der Vorhang, der das Atrium vom Tablinum trennte, zurückgezogen, und Aulus Plautius, der sich rasch näherte, wurde sichtbar. Er war ein älterer Mann mit grauen Haaren, aber kräftigen, energischen Zügen, die an einen Adlerkopf erinnerten. Jetzt war auf seinem Gesicht der Ausdruck einer gewissen Überraschung nicht zu verkennen; der unerwartete Besuch von Neros Freund, Gefährten und Vertrautem beunruhigte ihn einigermaßen.

Petronius war zu sehr Weltmann und ein zu scharfer Beobachter, um das nicht sofort zu bemerken. Er erklärte daher gleich mit aller ihm zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeit, nichts anderes als seine Dankbarkeit für die seinem Neffen erwiesene Gastfreundschaft führe ihn her, und seine langjährige Bekanntschaft mit Aulus habe ihm zu diesem Besuch Mut gemacht.

Aulus hieß seinen Gast herzlich willkommen und versicherte, diesem seinerseits zu Dank verpflichtet zu sein, wenn er sich vielleicht auch nicht denken könne, wofür.

Vergebens besann sich Petronius, welchen Dienst er Aulus einmal geleistet haben könnte; da nahm dieser das Wort und sagte:

„Ich liebe und bewundere Vespasianus, und du hast ihm das Leben gerettet, als das Unglück wollte, daß er einschliefe, während der Kaiser seine Verse vortrug.“

„Wohl ihm, daß er sie nicht gehört hat,“ erwiderte Petronius. „Aber die Sache hätte allerdings schlimm ablaufen können, denn der Rotkopf hatte die Absicht, einen Centurio zu ihm zu schicken mit der freundlichen Aufforderung, sich die Pulsadern zu öffnen.“

„Du aber, Petronius, hast ihm diese Absicht lächerlich gemacht.“

„Im Gegenteil! Ich habe Nero gesagt, wenn Orpheus nachgerühmt werde, er habe durch seinen Gefang die wilden Tiere gezähmt und eingeschläfert, so müsse sein Ruhm, Vespasian eingeschläfert zu haben, noch viel größer werden. Man darf den Kottkopf schon einmal abfällig beurteilen, wenn nur dem kleinen bißchen Tadel eine recht große Menge Schmeichelei beigemischt ist. Unsere huldvolle Herrin Augusta Poppäa hat das am Schnürchen.“

Da der Vorhang zwischen Atrium und Tablinum zurückgezogen war, ließ sich das Haus in seiner ganzen Tiefe, durch das Peristyl und den Dekus hindurch bis in den Garten hinein überblicken, der wie ein helles Bild in dunklem Rahmen wirkte. Von dorthier drang fröhliches Kinderlachen bis ins Atrium herein.

„Ach, Feldherr, gestatte uns, dieses heitere Lachen in der Nähe zu hören,“ bat Petronius. „Es ist heutzutage eine so seltene Sache.“

„Gerne,“ stimmte Plautius zu, indem er aufstand. „Mein kleiner Aulus und Ligia spielen im Garten Ball. Was das Lachen betrifft, so leidet allerdings unser ganzes Leben daran großen Mangel.“

„Ich lache darüber, denn unser Leben ist nichts anderes wert. Aber dieses Lachen hier klingt ganz anders.“

Unter solchem Geplauder durchschritten sie das Haus und kamen in den Garten, wo Ligia und der kleine Aulus Ball spielten. Von eigens dazu bestellten Sklaven wurden ihnen die Bälle immer wieder aufgehoben. Petronius warf einen raschen Blick auf Ligia, und der kleine Aulus lief herbei, um Vinicius zu begrüßen. Dieser neigte grüßend sein Haupt vor dem schönen Mädchen, das, einen Ball in der Hand, mit vom Spiel geröteten Wangen, leicht gelösten Haaren und etwas außer Atem vor ihm stand.

In dem von Neben, Efeu und Geißblatt umrankten Gartensaal saß Pomponia Gräcina, und die Gäste traten zu ihr, um sie zu begrüßen. Petronius, der in ihrem Hause zwar nicht zu verkehren pflegte, kannte sie dennoch recht gut, denn er hatte sie zuweilen in Senecas und Pollios Haus getroffen. Er konnte die Bewunderung, die ihm ihr ernstes und doch freundliches Gesicht und die Würde und Vornehmheit ihrer ganzen Haltung einflößten, nicht ganz verbergen. Pomponia zeigte sich so vollständig anders, als die Frauen feiner Ansicht nach waren, daß dieser bis ins Innerste verderbte und selbstbewußte Mann nicht nur größte Hochachtung vor ihr empfand, sondern ihr gegenüber sogar einen Teil seiner gewohnten Sicherheit einbüßte. Als er ihr nun für die Mühe dankte, die sie mit seinem Dessen gehabt habe, nannte er sie unwillkürlich Domina, ein Ehrentitel, den er den Frauen der großen Welt gegenüber niemals benützte. Dann begann er

seinem Bedauern Ausdruck zu geben, daß Pomponia so selten zu sehen sei, und daß er sie niemals im Zirkus oder im Amphitheater treffe. Gelassen legte sie ihre Hand auf die ihres Gatten und antwortete:

„Wir sind beide alt und bleiben am liebsten daheim.“

Petronius versuchte zu widersprechen, aber Aulus Plautius fügte hinzu: „Und wir fühlen uns mehr und mehr fremd unter den Menschen, die jetzt sogar unsere römischen Götter mit griechischen Namen benennen.“

„Die Götter sind ja nichts anderes mehr als Redeformeln,“ bemerkte Petronius gleichgültig. „Seitdem wir uns durch griechische Redner heranzubilden lassen, ist es auch mir mundgerechter, Hera statt Juno zu sagen.“

Unterdessen war der kleine Aulus, der sich mit Vinicius während dessen Aufenthalt in seinem elterlichen Hause sehr befreundet hatte, zu diesem getreten und hatte ihn aufgefordert, sich am Ballspiel zu beteiligen. Hinter dem Kinde war auch Ligia in den Gartensaal getreten. Unter dem Blättergeranke mit den über ihr Gesicht huschenden Lichtstrahlen erschien sie Petronius viel reizvoller als beim ersten Anblick und wirklich einer Nymphe ähnlich. Er stand auf, verneigte sich vor ihr und sprach statt der herkömmlichen Begrüßung die Worte, mit denen Odysseus die Nausikaa anredet:

„Hohe, dir fleh ich, du seist eine Göttin oder ein Mädchen!
Bist du eine der Sterblichen, welche die Erde bewohnen?
Dreimal selig dein Vater und deine vortreffliche Mutter,
Dreimal selig die Brüder!“

Selbst Pomponia vernahm diese ausgesuchte Höflichkeit des Weltmannes nicht mit Mißfallen. Verwirrt und errötend lauschte Ligia und wagte nicht die Augen aufzuschlagen. Allmählich aber zuckte ein mutwilliges Lächeln um ihre Lippen, und in ihren Zügen kämpfte mädchenhafte Zurückhaltung mit dem Wunsche zu antworten. Und plötzlich schaute sie zu Petronius auf und erwiderte mit den Worten Nausikaa's:

„Keinem geringen Manne noch törichten gleichst du, o Fremdling!“

Dann drehte sie sich rasch um und flog davon wie ein verschreckter Vogel. Petronius sah ihr voll Erstaunen nach, denn er hatte nicht erwartet, von den Lippen eines Mädchens barbarischer Abkunft Verse von Homer zu vernehmen. Fragend schaute er Pomponia an; sie konnte ihm jedoch keine Auskunft geben, denn sie beobachtete eben lächelnd das von Stolz verklärte Gesicht ihres Gatten.

Dieser konnte seine Freude nicht verbergen. Er liebte Ligia wie sein eigenes Kind, und wenn er auch nach seinen altrömischen Vorurteilen über die weite Verbreitung der griechischen Sprache und Sitten zu wettern

pflegte, so hielt er sie doch für den Gipfelpunkt seiner Bildung, bis zu dem er sich zu seinem geheimen Schmerz niemals hatte aufschwingen können. Es war ihm daher eine Genugthuung, daß dieser hochgebildete Mann, der nur zu geneigt sein mochte, sein Haus für barbarisch anzusehen, auf seine Anrede eine Antwort in der Sprache Homers erhalten hatte.

„Wir haben für unsern Sohn einen Griechen als Lehrer im Hause, und das Mädchen hört bei den Stunden zu,“ sagte er zu Petronius. „Sie ist noch ein halbes Kind und mir und meiner Frau sehr ans Herz gewachsen.“

Petronius schaute durch die Efeu- und Geißblattranken in den Garten hinaus, wo die drei spielten. Vinicius hatte seine Toga abgelegt und warf, nur mit der Tunica bekleidet, den Ball der ihm gegenüberstehenden Ligia zu, die ihn mit erhobenen Armen auffing.

Das Mädchen hatte beim ersten Anblick keinen großen Eindruck auf Petronius gemacht; es war ihm zu schwächlich erschienen. Aber schon im Gartensaal war ihm das Ungewöhnliche ihrer Erscheinung aufgefallen, und er hatte gedacht, sie wäre ein gutes Modell für eine Aurora. Nun würdigte er als Kenner ihre Reize im einzelnen, das zarte, rosige Gesicht, den kuschlichen Mund, die tiefblauen Augen, die alabasterweiße Stirn, das volle goldbraune Haar, das im Lichte wie Bernstein schimmerte, den schlanken Hals, die herrlichen abfallenden Schultern und die ganze ziervolle, in erster Jugendblüte prangende Gestalt. In ihm erwachte der Künstler und Anbeter alles Schönen, und er meinte, „Lenz“ wäre die richtige Bezeichnung für eine Statue dieses Mädchens. Plötzlich dachte er an Chrysothemis, um deren Besitz ihn ganz Rom beneidete, und ein spöttisches Lächeln kräuselte seine Lippen. Sie mit ihrem Goldpuder in den Haaren und ihren geschwärtzten Augenbrauen kam ihm mit einemal alt und welk vor wie eine sich entblätternde Rose. Selbst die berühmt schöne Poppäa erschien ihm neben Ligia wie eine seelenlose Wachs puppe.

Petronius wandte sich an Pomponia Gräcina und sagte, indem er in den Garten hinausdeutete: „Jetzt kann ich verstehen, Domina, daß ihr euer Heim und die Gesellschaft dieser beiden den Festen auf dem Palatin und im Zirkus vorzieht.“

„Gewiß,“ erwiderte sie mit einem liebevollen Blick auf Aulus und Ligia.

Der alte Feldherr begann nun, dem Petronius Ligias Lebensgeschichte zu erzählen, und berichtete auch alles, was er je über das im höchsten Norden wohnende Volk der Ligier vernommen hatte.

Die drei hatten unterdessen ihr Ballspiel beendet und gingen im Garten auf und ab; Ligia führte den kleinen Aulus an der Hand. Nach einer Weile setzten sie sich auf eine Bank bei dem Fischteich in der Mitte des Gartens; aber das Kind machte sich nach kurzer Zeit auf, um die Fische in dem

klaren Wasser mit Steinwürfen zu necken. Vinicius setzte indessen sein mit Ligia begonnenes Gespräch fort.

„Du hast gewiß schon von Titus, dem Sohne des Vespasian, gehört,“ sagte er mit leicht bebender Stimme. „Von ihm wird erzählt, er habe sich, fast noch als Knabe, so leidenschaftlich in Verenike verliebt, daß ihn sein Liebesgram fast ins Grab gebracht hätte. Auch ich bin solcher Liebe fähig, Ligia. Reichthum, Macht und Ruhm sind dagegen nur Schall und Rauch. Selbst der Cäsar, ja selbst einer der Götter kann sich nicht glücklicher, seliger fühlen als jeder gewöhnliche Sterbliche, der die Geliebte ans Herz drückt und ihre Lippen küßt. Also macht uns die Liebe den Göttern gleich, Ligia.“

Mit Staunen und innerer Erregung hörte ihm das Mädchen zu. Es war ihr, als singe Vinicius eine Wunderweise, die schmeichelnd an ihr Ohr drang, ihr Blut in Wallung brachte und ihr Herz mit Furcht und hoher Wonne erfüllte. Sie hatte das Gefühl, als ob etwas erwache, das seither schlummernd in ihr geruht hatte, und als ob ein verschwommener Traum eine immer deutlichere und herrlichere Gestalt annehme.

Die Sonne hatte sich längst zum Untergange geneigt und versank allmählich hinter dem Hügel des Janikulus. Rötlich leuchteten die unbewegt ragenden Zypressen, und die ganze Luft schien von dem Purpurschein erfüllt. Wie aus einem Traum erwachend, schaute Ligia zu Vinicius auf, der sich mit stehendem Ausdruck über sie neigte, und er erschien ihr plötzlich schöner als alle andern Männer und auch schöner als alle Bildsäulen der griechischen und römischen Götter. Zärtlich faßte er ihr Handgelenk und fragte:

„Errätst du, Ligia, weshalb ich dir das sage?“

„Nein,“ flüsterte sie so leise, daß Vinicius sie kaum verstand.

Er glaubte ihr nicht und hätte sie jetzt an sein Herz gezogen, das ihm vor heißer Liebe zu dem schönen Mädchen laut in der Brust hämmerte und pochte, wäre nicht in diesem Augenblick der alte Nulus auf dem mit Myrten umsäumten Gartenweg aufgetaucht.

„Die Sonne geht unter!“ rief er ihnen zu. „Hütet euch vor der Abendluft, mit ihr ist in Rom nicht zu spaßen.“

„Ich empfinde nichts von Kühle, obgleich ich die Toga abgelegt habe,“ entgegnete Vinicius.

„Sieh doch nur, die Sonnenscheibe ist schon zur Hälfte verschwunden,“ mahnte der alte Krieger. „Wir sind nicht in dem milden Sizilien, wo man sich abends auf den Straßen versammelt und den scheidenden Phöbus mit Chorgesängen feiert.“

Und ohne mehr daran zu denken, daß er selbst foeben erst vor der Abendkühle gewarnt hatte, fing er an von Sizilien zu erzählen, wo er ausgedehnte Ländereien besaß. Er bemerkte, es sei ihm schon häufig der Gedanke ge-

Kommen, ganz nach Sizilien überzusiedeln und seinen Lebensabend dort in Ruhe zu genießen. Er habe die winterliche Kälte satt. Wenn erst das Laub von den Bäumen falle und Schnee auf den Albaner Bergen liege, dann sei es leicht möglich, daß er seinen Haushalt nach Sizilien verlege.

„Willst du wirklich Rom verlassen?“ fragte Vinicius erschrocken.

„Diesen Wunsch habe ich schon lange,“ antwortete Aulus. „Das Leben ist dort ruhiger und gefahrloser.“

Und aufs neue lobpries er seine Gärten, seine Viehherden, sein im Grünen gelegenes Haus und die mit Thymian und Pfefferkraut bewachsenen, von Bienenschwärmen umsummten Hügel. Aber Vinicius achtete nicht auf diesen Lobgesang des Landlebens; er dachte nur mit Schreck, daß ihm Ligia entrissen werden könnte, und schaute sich hilfsehnend nach Petronius um.

Dieser hatte sich zu Pomponia gesetzt und erfreute sich am Sonnenuntergang und am Anblick des im Garten beim Fischteich sitzenden Paares, dessen weiße Gewänder vor dem dunkeln Myrtengebüsch im Abendlicht wie golden glänzten. Die goldumfäumten Wölkchen am Himmel fingen an, sich rot und violett zu färben, und die Umrisse der dunklen Zypressen hoben sich schärfer ab als am hellen Tage.

Petronius fühlte sich von dem ihn hier umgebenden Frieden seltsam berührt. Die Gesichter Pomponias, des alten Aulus, ihres Sohnes und Ligias zeigten einen Ausdruck, den er auf den Gesichtern derer, die ihn täglich, oder richtiger gesagt, nächtlich zu umgeben pflegten, noch niemals wahrgenommen hatte, den Ausdruck einer gewissen heiteren Ruhe und Milde, die Folge des friedlichen Lebens, das sie führten. Mit Verwunderung gestand er sich, daß es Schönheiten und Lebensfreuden geben könne, davon er, der einzig und allein nach äußerer Schönheit und nach Lebensgenuss trachtete, nicht einmal eine Ahnung hatte. Und sich zu Pomponia wendend, sagte er:

„Ich sinne eben darüber nach, wie verschieden doch eure Welt ist von der, worin Nero herrscht.“

Pomponia erhob ihr feines Antlitz zum Abendhimmel und sagte einfach: „Nicht Nero herrscht über die Welt, sondern Gott.“

Einen Augenblick schwiegen alle, dann fragte Petronius: „Du glaubst also an die Götter, Pomponia?“

„Ich glaube an den e i n e n, allmächtigen und allgerechten Gott,“ erwiderte das Weib des Aulus Plautius.

DRITTES KAPITEL

Ich glaube an den e i n e n, allmächtigen und allgerechten Gott,“ wiederholte Petronius, als er mit Vinicius wieder in der Sänfte saß. „So sagt Pomponia. Wenn ihr Gott allmächtig ist, so ist er auch Herr über Leben und Tod, und wenn er allgerecht ist, so hat er Recht, auch wenn er den Tod sendet. Warum trägt dann Pomponia Trauer um Julia? Damit murtet sie doch gegen ihren Gott. Sie soll einmal mit Seneca und Cornutus erörtern, was deren großer Logos eigentlich ist. Ich habe die Absicht gehabt, mit ihr und Plautius von etwas anderem zu sprechen. Beim heiligen Leib der ägyptischen Isis! Wenn ich ihnen gerade heraus gesagt hätte, weshalb wir gekommen sind, ihre tugendhafte Entrüstung hätte gedroht wie ein Erzschild, auf den man mit einer Keule schlägt. Ich habe es nicht gewagt, ich hatte einfach den Mut nicht dazu. Aber deine Wahl lobe ich. Das ist ja die reine rosenfingerige Eos. Weist du, woran sie mich gemahnt? An den Frühling, den jungen, frischen, blühenden Lenz, wie ich ihn einmal in Helvetien erlebt habe. Ich wundere mich nicht über dich, mein Marcus, daß du diese Diana liebst. Aber Aulus und Pomponia werden bereit sein, dich zu zerreißen, wie einst die Hunde den Aktäon zerrissen haben.“

Vinicius hielt eine Weile schweigend den Kopf gesenkt, dann begann er mit vor Leidenschaft heiserer Stimme: „Ich habe sie zuvor schon begehrt und begehre sie jetzt heißer denn je. Als ich ihren Arm berührte, rann es mir durch die Adern wie Feuer. Ich bin zu allem fähig. Ich könnte Aulus und Pomponia morden und die Geliebte ohne weiteres in mein Haus schleppen. Ich möchte sie küssen, bis ihr die Lippen schmerzten. Ich möchte sie schreien hören, wenn sie sich sträubt in meinen Armen. Schlafen kann ich heute nacht nicht. Ich werde einen von meinen Sklaven peitschen lassen, um sein Stöhnen zu hören . . .“

„Fasse dich! Du hast ja Gelüste, wie ein Handwerker aus der Subura.“

„Du magst sagen, was du willst. Ich muß sie haben! Wenn du mir keinen Rat weißt, dann weiß ich, was ich tue. Aulus betrachtet sie als seine Tochter, warum soll ich sie dann als eine Sklavin ansehen? Wenn es nicht anders geht, so soll sie als meine Ehefrau den Platz an meinem Herde einnehmen.“

„Fasse dich, Nasender! Nicht darum fesseln wir Barbaren mit Stricken an unsere Siegeswagen, um nachher ihre Töchter zu heiraten. Gehe nicht gleich bis zum Äußersten; versuche erst passende einfachere Mittel und laß

dir und mir Zeit zur Überlegung. Auch mir ist Chrysothemis einst wie eine Tochter Jovis erschienen, und dennoch habe ich sie nicht geheiratet. Nero hat auch Akte nicht zur Frau genommen, obgleich sie für eine Tochter des Königs Attalos ausgegeben wurde. . . Beruhige dich. Bedenke, daß Aulus nicht das Recht hat, Ligia zurückzuhalten, wenn sie sein Haus um deinetwillen zu verlassen wünscht. Nicht du allein bist in Liebe entbrannt, auch in ihr hat Eros eine helle Flamme entfacht. Das habe ich beobachtet, und auf mich kannst du dich verlassen. Habe doch nur Geduld. Es gibt für alles Mittel und Wege; heute jedoch habe ich schon zu viel nachgedenkt, und das ist recht anstrengend. Aber morgen werde ich deiner Liebe gedenken, und ich müßte nicht Petronius sein, wenn sich mir nicht irgendein Ausweg aufstäte.“

Wiederum schwiegen beide, und erst nach einer Weile sagte Vinicius, schon etwas gefasster: „Ich danke dir, und möge Fortuna dir hold sein.“

„Geduld, nur Geduld.“

„Wohin hast du befohlen, uns zu tragen?“

„Zu Chrysothemis. . .“

„Du Glücklicher, der du das Weib dein nennst, das du liebst.“

„Ich? Sie belustigt mich dadurch, daß sie mich mit meinem eigenen Freigelassenen Theokles betrügt und sich einbildet, ich merke es nicht. Ich habe sie einst geliebt, aber jetzt machen mir nur noch ihre Lügen und ihre Dummheit Spaß. Komm mit herein zu ihr. Sollte sie anfangen, mit dir zu liebäugeln und dir mit weinbenetzten Fingern Worte auf den Tisch zu schreiben, so wisse, daß ich nicht eifersüchtig bin.“

Bei Chrysothemis angekommen, faßte Petronius in der Vorhalle Vinicius am Arm und sagte: „Halt! ich glaube, ich habe ein Mittel gefunden.“

„Alle Götter sollen dich dafür segnen!“

„Ich denke nicht, daß es fehlschlagen kann. — Weißt du was, mein Marcus?“

„Ich horche auf deine Worte der Weisheit.“

„In wenigen Tagen schon wird die göttliche Ligia unter deinem Dache vom Korn der Demeter speisen.“

„Du bist größer denn der Cäsar!“ rief Vinicius begeistert aus.

VIERTES KAPITEL

Petronius hielt sein Versprechen. Er schloß zwar den ganzen nächsten Tag hindurch, aber am Abend ließ er sich auf den Palatin tragen und hatte mit Nero eine vertrauliche Unterredung. Diese hatte zur Folge, daß am dritten Tage ein Centurio mit einer kleinen Abteilung Prätorianer, der Leibwache des Kaisers, im Hause des Plautius erschien.

Damals waren schreckliche Zeiten, und solche Boten waren meist Boten des Todes. Darum herrschte Bestürzung im ganzen Hause, als der Centurio mit einem Hammer ans Thor pochte und der Türhüter meldete, es seien Soldaten in der Vorhalle. Sofort war der alte Krieger von den Seinen umringt, denn ohne Zweifel drohte ihm die größte Gefahr. Pomponia schlang die Arme um seinen Hals, Ligia bedeckte seine Hände mit Küssen, und der kleine Aulus klammerte sich an seine Toga an. Aus allen Räumen des Hauses strömten mit Weberufen die Sklaven und Sklavinnen herbei; die Weiber schluchzten, zertraßen sich die Wangen oder verhüllten ihr Haupt.

Nur der alte Krieger selbst, der daran gewöhnt war, dem Tode gelassen ins Auge zu schauen, blieb gefaßt. Nachdem er das Wehklagen beschwichtigt und die Dienerschaft an ihre Arbeit geschickt hatte, sagte er: „Laß mich, Pomponia. Wenn wirklich mein Ende nahe sein sollte, werden wir immer noch Zeit haben, Abschied zu nehmen.“

Sanft schob er sie zur Seite und trat ins Atrium, wo ihn der Centurio erwartete. Es war der alte Cajus Hasta, sein früherer Untergebener und Waffengenosse aus dem britannischen Krieg.

„Sei gegrüßt, mein Feldherr,“ sagte Hasta. „Ich bringe dir einen Befehl des Cäsars und seine Grüße. Hier ist mein Ausweis, daß ich in seinem Namen komme.“

„Ich danke dem Kaiser für seine Grüße, und seinem Befehl werde ich gehorham sein,“ erwiderte Aulus. „Sei mir willkommen, Hasta. Welchen Auftrag bringst du mir?“

„Der Cäsar hat erfahren, daß die Tochter des Ligierkönigs, die den Römern als Geißel gestellt worden ist, seit lange in deinem Hause weilt. Der göttliche Nero fühlt sich dir zu Dank verpflichtet, daß du ihr so viele Jahre Gastfreundschaft gewährt hast; aber länger soll sie dir nicht lästig fallen. Auch ist er der Ansicht, das Mädchen gehöre als Geißel unter den

Schutz des Kaisers und des Senats, und darum befiehlt er dir, sie mir zu übergeben.“

Aulus war ein zu guter Soldat, als daß er sich solch einem Befehl gegenüber ein Wort der Klage oder des Bedauerns hätte entschlüpfen lassen; aber eine tiefe Furchenrinne erschien auf seiner Stirne. Vor diesem Stirnrunzeln hatten einst die britischen Legionen gezittert, und selbst jetzt noch erschrak Hasta davor. Dem kaiserlichen Befehl gegenüber fühlte sich Aulus jedoch gänzlich machtlos, und nachdem er eine Weile den Ausweis angestarrt hatte, blickte er zu dem alten Centurio auf und sagte in gelassenem Tone:

„Warte hier im Atrium, Hasta, bis dir die Geißel übergeben wird.“

Nach diesen Worten begab er sich in den andern Flügel des Hauses, wo ihn die Seinen voll Angst und Schrecken erwarteten.

„Niemand von uns droht Tod oder Verbannung,“ begann er. „Und dennoch ist dieser Gesandte des Kaisers ein Unglücksbote. Er kommt deinetwegen, Ligia.“

„Ligias wegen!“ rief Pomponia erstaunt.

„Ja, Ligias wegen,“ antwortete Plautius, und zu dem Mädchen gewandt sagte er: „Ligia, du bist in unserem Hause gehalten worden wie unser eigenes Kind, und Pomponia und ich haben dich lieb, als wärest du unsere Tochter. Aber du weißt, daß du nicht wirklich unsere Tochter bist. Du bist als Geißel nach Rom gekommen und stehst unter der Obhut des Kaisers. Und er nimmt dich jetzt aus unserem Hause weg.“

Der alte Feldherr sprach gefaßt, aber mit ganz veränderter Stimme. Mit weit aufgerissenen Augen starrte ihn Ligia an, als verstehe sie nicht, um was es sich handelte.

„Der Wille des Kaisers muß befolgt werden,“ fügte Aulus hinzu.

„Aulus!“ schrie die todesbläß gewordene Pomponia auf und umschlang das Mädchen schützend mit den Armen. „Zu sterben wäre besser für sie.“

Innig schmiegte sich Ligia an Pomponias Brust und vermochte vor Schluchzen nichts zu sagen als: „Mutter, Mutter!“

Schmerz und Zorn malten sich erneut auf Aulus' Gesicht.

„Stünde ich allein auf der Welt, ich gäbe sie nicht her, so lange ich noch am Leben wäre,“ sagte er mit düsterem Tone. „Aber ich darf dich und unsern Sohn nicht opfern; vielleicht erlebt er noch bessere Zeiten. Heute noch gehe ich zum Kaiser und flehe ihn an, er möge den Befehl zurücknehmen. Ob ich vorgelassen werde, weiß ich allerdings nicht. Lebe wohl, Ligia, und wisse, Pomponia und ich haben stets den Tag gefegnet, der dich in unser Haus geführt hat.“

Segnend legte er ihr die Hand aufs Haupt, und trotz aller Bemühung,

seine Fassung zu bewahren, brach ihm doch vor Waterschmerz die Stimme, als Ligia ihre von Tränen überströmten Augen zu ihm erhob und seine Hand an ihre Lippen drückte.

„Lebe wohl, du Freude unseres Alters, du Licht unserer Augen,“ sprach er.

Rasch kehrte er dann ins Atrium zurück, um nicht von einer des Römers und des Feldherrn unwürdigen Nührung übermannt zu werden.

Pomponia geleitete Ligia ins Schlafgemach und mühte sich, sie zu trösten und ihr Mut zuzusprechen. Seltsam klangen ihre Worte in diesem Hause, wo noch der Herd stand, auf dem Aulus Plautius nach alter Watersitte den Hausgöttern opferte. Für Ligia sei nun die Zeit der Prüfung gekommen, denn das Haus des Kaisers sei eine Lasterhöhle, ein Haus der Schande. „Wir aber, Ligia, hängen einer reinen, erhabenen Lehre an,“ fuhr sie fort. „Und wenn uns diese auch nicht gestattet, selbst Hand an uns zu legen, so gibt sie uns doch das Recht, uns gegen Schmach und Schande zu wehren, selbst wenn wir durch Marter und Tod für diese Verteidigung büßen müssen. Wer dennoch rein hervorgeht, dessen Ruhm ist um so größer. Das irdische Leben ist nur ein flüchtiger Augenblick, aber es gibt ein Jenseits, wo nicht Nero, sondern die ewige Barmherzigkeit herrscht und wo es statt des Schmerzes und der Tränen eitel Freude und Wonne gibt.“

Und dann sprach Pomponia von ihrem eigenen Schmerz, daß die Augen des Aulus dem ewigen Licht noch immer nicht erschlossen seien und sie auch ihren Sohn nicht in der wahren Lehre erziehen dürfe. Wenn das so bleibe, werde für sie ein Tag der Trennung kommen, viel schrecklicher als diese zeitliche, die ihnen jetzt bevorstehe, und sie könne sich nicht vorstellen, wie sie selbst im Himmel ohne Gatten und Kind glücklich sein könnte. Aber auch dieser neue Schlag, der sie der Tochter beraube, die Aulus das Licht ihrer Augen genannt habe, könne ihren Glauben nicht erschüttern, und sie baue darauf, daß es eine Macht gebe, größer als die Neros, und eine Barmherzigkeit, die mächtiger sei als sein Zürnen.

Ligia sank zu ihren Füßen nieder und barg ihr Gesicht in den Falten ihres Kleides. Als sie wieder aufstand, sprach sich in ihren Zügen schon etwas wie Fassung aus.

„Mit tiefem Schmerz gehe ich von dir, Mutter, und von dem Vater und dem Bruder,“ sagte sie. „Aber ich weiß, daß jeder Widerstand nutzlos wäre und uns alle ins Verderben stürzen würde. Deiner Worte werde ich auch im Hause des Cäsars eingedenk sein, das verspreche ich dir.“

Noch einmal schlang sie die Arme um Pomponias Hals und fing dann an, Abschied zu nehmen, erst von dem kleinen Aulus, dann von ihrem griechischen Lehrer, ihrer alten Wärterin und allen Sklaven.

Einer unter ihnen, ein hochgewachsener, breitschultriger Ligier, Ursus

genannt, der einst mit andern Dienern als Geleite von Ligias Mutter ins römische Lager gekommen war, warf sich zu den Füßen des jungen Mädchens nieder; dann umschlang er Pomponias Knie und flehte:

„O Domina, erlaube mir, meine Herrin zu begleiten! Ich will ihr dienen und im Hause des Kaisers über ihr wachen.“

„Du bist nicht unser Diener, sondern der Ligias,“ antwortete ihm Pomponia Gracina. „Wird man dich aber dort einlassen, und wie willst du über ihr wachen?“

„Das weiß ich nicht, Domina. Ich weiß nur, daß Eisen in meiner Hand zerbricht wie Holz. . . .“

In diesem Augenblick kehrte Aulus Plantius zurück und erklärte, sie seien fogar verpflichtet, wenn Ligia als Geißel von dem Kaiser eingefordert werde, auch ihr Gefolge mitzuschicken, das gleich ihr unter dem Schutze des Kaisers stehe. Und er flüsternte Pomponia zu, sie könne unter diesem Vorwand dem Mädchen so viele Sklaven mitgeben, als ihr angemessen erscheine, der Centurio dürfe ihre Mitnahme nicht verweigern.

Für Ligia war diese Begleitung ein gewisser Trost, und Pomponia freute sich, daß sie Ligia mit einem Gefolge nach ihrer Wahl umgeben konnte. Sie bestimmte also außer Ursus noch die alte Wärterin, zwei im Kämmen geübte Mädchen aus Sypern und zwei germanische Bademägde, die alle der neuen Lehre anhängen. Außerdem schrieb sie noch einige Zeilen an Akte, Neros Freigelassene, deren Schutze sie Ligia empfahl. Pomponia hatte Akte zwar niemals bei den Zusammenkünften der Befenner der neuen Lehre gesehen, allein sie wußte, daß ihnen Akte ihren Beistand nie versagte und daß sie mit Begierde die Briefe des Paulus von Tarsus las.

Hasta versprach, Akte den Brief persönlich zu übergeben. Er fand es nur selbstverständlich, daß eine Königstochter ihr Gefolge bei sich habe, und lehnte darum keineswegs ab, die Diener mit in den Palast zu nehmen. Was ihn überraschte, war im Gegenteil deren geringe Anzahl. Er bat nur, die Vorbereitungen tunlichst zu beeilen, damit ihm nicht Mangel an Eifer beim Ausführen seines Befehles vorgeworfen werde.

Der Augenblick der Trennung war gekommen. Pomponias und Ligias Augen füllten sich erneut mit Tränen, und Aulus legte noch einmal seine segnende Hand dem Mädchen aufs Haupt. Begleitet vom Geschrei des kleinen Aulus, der, um seine Schwester zu schützen, den Centurio mit seinen Fäusten bedrohte, führten die Soldaten Ligia aus dem Hause hinaus, das ihr seither Schutz gewährt hatte, und dem Palaste des Kaisers zu.

Der alte Feldherr gab den Befehl, eine Sänfte für ihn bereit zu halten, und schloß sich dann mit Pomponia in den Bildersaal ein.

„Höre mich an, Pomponia,“ begann er. „Ich gehe jetzt zum Kaiser, wenn

ich auch glaube, daß dies nutzlos sein wird, und auch zu Seneca, obgleich dieser auf Nero keinen Einfluß hat. Nero hat sicherlich von dem Volke der Ligier noch niemals etwas vernommen, und wenn er Ligias Auslieferung fordert, so hat ihn jemand dazu berebet, und es ist leicht zu erraten wer.“

Rasch blickte Pomponia auf und sagte fragend: „Petronius?“

„Ja.“

Nach kurzer Pause fuhr der alte Feldherr fort: „Das kommt davon, daß wir jemand von diesen Menschen ohne Ehre und Gewissen über unsere Schwelle gelassen haben. Verflucht sei die Stunde, in der Vinicius unser Haus betreten hat! Durch ihn ist Petronius zu uns gekommen. Wehe über Ligia!“

Er suchte sich zu beherrschen, und nur seine geballten Fäuste verrieten seinen inneren Kampf. Endlich rief er: „Bisher habe ich die Götter verehrt, aber nun glaube ich, daß es gar keinen andern Gott gibt, als das rasende Ungeheuer, das sich Nero nennt.“

„Aulus!“ rief Pomponia. „Nero ist vor Gott nicht mehr als eine Handvoll Staub und Asche!“

In großer Erregung schritt Aulus auf und ab. Seine Liebe zu Ligia war tiefer, als er sich selbst bewußt gewesen war, und er vermochte sich nicht in den Gedanken zu finden, daß er sie verloren hatte. Außerdem fühlte er sich gedemütigt. Er verachtete die Hand, die so schwer auf ihm lastete, und doch wußte er nur zu gut, daß er ein Nichts war vor ihrer Macht.

Als er endlich seine innere Wut etwas bemeistert hatte, sagte er: „Ich glaube nicht, daß Petronius sie dem Cäsar ausliefern wollte, denn schwerlich will er sich Poppäa zur Feindin machen. Er hat also das Mädchen entweder für sich selbst oder für Vinicius bestimmt . . . Heute noch will ich mir darüber Klarheit verschaffen.“

Kurz darauf ließ er sich in seiner Sänfte auf den Palatin tragen. Pomponia aber suchte den kleinen Aulus zu trösten, der immer noch um die Schwester weinte und fortwährend Drohungen gegen den Cäsar ausstieß.

FÜNFTES KAPITEL



ulus hatte richtig vermutet, er wurde bei Nero nicht vorgelassen. Er erhielt den Bescheid, der Kaiser übe sich soeben im Singen und empfangen überhaupt nur, wenn er selbst herbefohlen habe. Das hieß mit anderen Worten, er sei für Aulus auch später nicht zu sprechen.

Seneca empfing den alten Feldherrn mit gebührender Hochachtung, machte ihm aber klar, Nero werde das Mädchen um so weniger herausgeben, je mehr er merke, wie viel Aulus an ihr liege, und wenn er selbst vermitteln wollte, so würde er es erst recht nicht tun, nur um seinen alten Lehrer zu ärgern. Aulus unterbrach die bitteren Reden, die Seneca noch daran knüpfte, und sagte:

„Ich weiß, wie schlecht dir der Cäsar deine Fürsorge in seinen Jugendjahren lohnt. Aber Petronius ist die Ursache, daß uns das Mädchen genommen worden ist. Sage mir, womit auf ihn einzuwirken ist, und wende mir zuliebe deine ganze Beredsamkeit auf.“

„Petronius und ich sind Gegensätze, und er ist durch nichts zu beeinflussen. Gut und Böse zu unterscheiden, hat er längst verlernt, aber zeige ihm, daß seine Tat häßlich war, und er wird sich ihrer schämen. Wenn ich ihn wiedersehe, will ich ihm sagen: ‚Du hast dich genommen wie ein Freigelassener!‘ Wenn das nicht hilft, hilft nichts mehr.“

Dafür bedankte sich der alte Feldherr und ließ sich dann zu Vinicius tragen. Dieser wurde zuerst vor Schrecken todesbläß, dann dunkelrot, als er von Ligias Entführung hörte, so daß selbst Aulus ihn für unschuldig halten mußte und mit seinen Vorwürfen innehielt. Die Augen des jungen Mannes schossen Blitze, seine Lippen stießen wirre Fragen hervor, er tobte vor Wut und Eifersucht. Er meinte, Ligia sei ihm, sobald sie den Kaiserpalast betreten habe, für immer verloren. Als nun Aulus Plantius den Namen des Petronius nannte, durchfuhr den jungen Krieger der Verdacht wie ein Blitz, Petronius habe sein Spiel mit ihm getrieben und habe Ligia dem Kaiser zum Geschenk gemacht, um sich in dessen Gunst zu befestigen, oder er wolle sie für sich selbst behalten. Daß jemand Ligia nicht begehren könnte, der sie einmal gesehen hatte, kam ihm gar nicht in den Sinn. Seine angeborene Heftigkeit riß ihn hin und raubte ihm alle Besinnung.

„Kehre nach Hause zurück und erwarte mich dort!“ rief er mit halb ersticker Stimme. „Und wäre Petronius mein eigener Vater, ich würde doch

Ligias Schmach an ihm rächen. Weder er noch Cäsar sollen sie haben; eher töte ich sie und mich!“

Bei diesen Worten warf er sich in die Brust, rief dann Aulus noch einmal zu: „Erwarte mich zu Hause!“ und stürzte darauf wie rasend aus dem Hause, um Petronius aufzusuchen und zur Rede zu stellen.

Etwas getroster kehrte Aulus nach Hause zurück; er hoffte, Vinicius werde ihm Ligia zurückbringen, falls Petronius die Absicht gehabt hatte, sie Vinicius auszuliefern, als er den Kaiser bewog, sie abholen zu lassen. Kein kleiner Trost war ihm auch der Gedanke, Ligia werde, wenn auch nicht gerettet, so doch gerächt und durch den Tod vor der Schande bewahrt werden. In Vinicius setzte er volles Vertrauen; er kannte den Jähzorn und die Tollkühnheit dieses Geschlechts. Er selbst hätte Ligia lieber getötet, als sie dem Kaiser ausgeliefert, obgleich er sie liebte wie sein eigenes Kind, und nur die Rücksicht auf seinen Sohn, den letzten Spross seiner Familie, hatte ihn zurückgehalten. Aulus war ein alter Soldat und wußte nichts von den Stoikern und ihren Ansichten; aber darin glich er ihnen: er zog den Tod der Schande vor.

Eilig kehrte Plautius nach Hause zurück. Sein Vertrauen wirkte zwar ansteckend auf Pomponia, aber beide harrten doch gespannt auf Nachricht von Vinicius. So oft im Atrium Schritte laut wurden, hofften sie, es sei Vinicius, der ihnen die geliebte Tochter zurückbringe; allein der Tag verging ohne Nachricht. Erst gegen Abend waren Hammerschläge an der Pforte zu vernehmen.

Nach kurzer Zeit trat ein Sklave ein und überreichte Aulus einen Brief. Trotz aller Selbstbeherrschung zitterte dem alten Feldherrn die Hand, als er ihn entgegennahm, und so hastig begann er zu lesen, als gälte es das Wohl seines ganzen Hauses. Aber plötzlich verdüsterte sich sein Gesicht.

„Lies!“ sagte er und übergab Pomponia den Brief. Dieser lautete:

„Marcus Vinicius sendet dem Aulus Plautius seinen Gruß. Was geschehen ist, geschah auf den Wunsch des Cäsars, und ihm müßt ihr euch beugen, wie auch wir uns beugen müssen, ich und Petronius.“

SECHSTES KAPITEL



inicius hatte seinen Oheim zu Hause getroffen. Wie ein Sturmwind war er in dessen Bibliothek eingebrochen, hatte Petronius das Schreibrohr aus der Hand gerissen, es zerbrochen und von sich geworfen und Petronius heftig an der Schulter gepackt.

„Was hast du mit mir gemacht?“ Wo ist sie?“ schrie er.

Da geschah etwas Erstaunliches. Der verzärtelte, entnervte Petronius hatte im Nu den Griff des jungen Athleten abgeschüttelt und dessen beide Hände wie mit eisernen Klammern gepackt.

„Mach dich doch frei!“ höhnte er. „Du hast wohl bei einem Weber Gymnastik gelernt und bei einem Grobschmied feine Sitte!“

In seinen Zügen war keine Spur von Zorn zu erblicken. Als er nach einer Weile die Hände des Vinicius freigab, stand dieser gedemütigt, aber immer noch wutentbrannt vor ihm und rief:

„Du hast einen Griff von Stahl, aber bei allen Göttern der Hölle, wenn du mich verraten hast, so stoße ich dir das Messer in den Hals, und wenn es in den Gemächern des Nero geschehen müßte!“

„Nur immer ruhig!“ erwiderte Petronius. „Wie du siehst, brauche ich dich noch lange nicht zu fürchten. Aber dein rohes Benehmen schmerzt mich, und wenn ich überhaupt noch etwas anderes erwartete als Undankbarkeit, würde mich die deine wundern.“

„Wo ist Ligia?“

„Beim Kaiser.“

„Petronius!“

„Fasse dich und nimm Platz. Ich habe dem Kaiser zwei Bitten vorgebracht, die er zu erfüllen versprochen hat. Erstens, Ligia aus dem Hause des Aulus zu nehmen, und zweitens, sie dir zu geben. Hast du ein Messer in den Falten deiner Toga? Stoße nur zu. Vielleicht wartest du damit aber doch lieber, denn wenn du dann ins Gefängnis kommst, könnte es Ligia in deinem Hause langweilig werden.“ Nach kurzem Schweigen fuhr er fort: „Höre und staune, Marcus! Also sprach ich vorgestern zum Kaiser: Mein Nefte Vinicius hat sich sterblich in ein dürres Ding von Mädchen verliebt, das bei Aulus aufgezogen worden ist und für das weder du, Cäsar, noch ich, die wir wissen, was wahre Schönheit ist, die Hand umdrehen

würden. Vinicius ist immer ein dummer Junge gewesen und jetzt hat er vollends den Verstand verloren,“

„Petronius!“

„Es scheint, ich habe wahr gesprochen, denn du begreifst offenbar nicht, daß ich mit diesen Worten Ligia vor Nero schützen wollte. Ich habe ihm weisgemacht, ein Kenner wie er könne ein solches Mädchen unmöglich schön finden, und er wagt nicht, einen andern Geschmack zu haben als ich. Findet er sie nicht schön, so begehrt er sie auch nicht. Eher wird Poppäa die Reize ihres Körpers entdecken und sie so rasch als möglich aus dem Hause schaffen. Besonders wies ich den Rotkopf noch auf die schwere Kränkung hin, die er mit der Wegnahme Ligias dem Aulus zufüge, und eine Gelegenheit, anständige Leute zu verletzcn, macht ihm immer Spaß. Du wirst amtlich zum Hüter dieser Geißel bestellt, und nur um den Schein zu wahren, bleibt sie einige Tage im Palast, dann schickt sie der Kaiser dir zu, du Glücklicher!“

„Sprichst du die Wahrheit? Droht ihr keine Gefahr im Hause des Kaisers?“

„Bleibe sie dort, so könnte es sein, daß Poppäa sie vergiften liesse. Aber in den wenigen Tagen bekommt Nero sie vielleicht gar nicht zu Gesicht. Eben hat mir ein Centurio gemeldet, das Mädchen sei unter Aktes Obhut gestellt worden. Diese ist eine gute Seele, darum habe ich es so angeordnet. Gräcina scheint ähnlich zu denken, denn sie hat an Akte geschrieben. Morgen ist großes Festmahl bei Nero, und ich habe dir für den Platz neben Ligia gesorgt.“

„Vergib mir meine Übereilung!“ rief Vinicius. „Ich hatte angenommen, du habest sie für dich oder für den Cäsar holen lassen.“

„Die Übereilung vergebe ich dir gern, nicht aber dein ungebildetes Benehmen. So etwas ist mir zuwider, Marcus, davor nimm dich in acht.“

„Ich bekenne mich schuldig,“ erklärte der junge Mann. „Du bist ein edler Mensch, und ich danke dir aus vollem Herzen. Aber erlaube mir noch eine Frage. Weshalb hast du Ligia nicht sofort in mein Haus bringen lassen?“

„Der Kaiser ist ein feiger Hund und versucht, trotz seiner unbeschränkten Macht, jederzeit den Schein zu wahren. Da Ligia als Geißel angefordert ist, muß sie im Kaiserpalast bleiben, bis das Gerede darüber verstummt ist. Dann wird sie dir in aller Stille überantwortet, und die Sache ist erledigt.“

Petronius philosophierte nun noch ein wenig über die Huldigung, die das Laster der Tugend darbringe, indem es auch da noch den Schein zu wahren suche, wo es freie Bahn habe und keine Strafe befürchten müsse, und fand einen Grund dafür darin, daß das Laster häßlich, die Tugend

aber schön sei. Also sei ein schönheitsdurstiger Mensch zugleich auch ein tugendhafter Mensch. Vinicius aber, den dieser Vortrag über die Tugend gleichgültig ließ, bemerkte nur:

„Also morgen werde ich Ligia wiedersehen, dann kommt sie zu mir in mein Haus, und dann bleibt sie bei mir, immer, bis an den Tod.“

„Gewiß, du wirst glücklich sein, ich aber habe den Aulus auf dem Hals. Die Rache aller Götter der Unterwelt wird er auf mich herabbeschwören.“

„Er war bei mir, und ich habe ihm versprochen, ihm Nachricht von Ligia zu geben.“

„Schreibe ihm, der Wille des göttlichen Cäsars sei oberstes Gesetz. Übrigens bin ich bereit, dem Plautius eine Einladung zu dem morgigen Gastmahl zu verschaffen; dann kann er dich neben Ligia sitzen sehen.“

„Lieber nicht,“ entgegnete Vinicius. „Sie dauern mich sehr, hauptsächlich Pomponia.“

Und er setzte sich und schrieb den Brief, der dem alten Feldherrn und seiner Frau die letzte Hoffnung raubte.

SIEBTES KAPITEL



Als Akte noch Neros Geliebte war, hatten sich die stolzesten Häupter Roms vor ihr gebeugt. Sie aber hatte ihren Einfluß auf den jungen Herrscher nur geltend gemacht, wenn sie für jemand um Gnade bat; so verpflichtete sie sich viele und machte sich keinen Feind. Man wußte, daß ihr Herz immer noch an Nero hing, mit einer Liebe, die von der Erinnerung an die Zeit zehrte, da er nicht nur jünger, sondern auch besser gewesen war. Sie galt für gänzlich ungefährlich, und selbst in Poppäas Augen war sie nichts als eine harmlose Dienerin, die wohl im Palaste geduldet werden konnte.

Doch weil der Kaiser sie einst geliebt und sich in fast freundschaftlich zu nennender Weise von ihr getrennt hatte, genoß sie immer noch eine gewisse Rücksicht. Nero hatte sie freigelassen; sie hatte ihre eigene Wohnung und ihren eigenen Haushalt im Palast und wurde sogar gelegentlich zur Tafel gezogen. Auf eine sorgfältige Auslese seiner Gäste nahm der Kaiser übrigens schon längst keinen Bedacht mehr, und an seinem Tische fanden sich alle Arten von Menschen zusammen, neben hohen Würdenträgern, Senatoren, Rittern und Priestern auch hungrige Philosophen, Musiker, Mimen, Tän-

zer und Tänzerinnen, berühmte Wagenlenker, Gaukler und Spasmacher, selbst allerlei Gesindel und Abenteurer, wovon manche unter langen Haaren die durchlöchernten Ohren, das Abzeichen der Sklaverei, versteckten. Für diese letzte Art von Gesellschaft hatte der Kaiser eine große Vorliebe, weil er sich bei diesen Menschen vollständig gehen lassen konnte.

An einem Gastmahl in solcher Gesellschaft sollte nun auch Ligia teilnehmen, und diese Aussicht erfüllte sie mit Furcht und innerem Widerstreben. Sie fürchtete sich vor dem Cäsar und vor dem ganzen Treiben im Palaste, denn trotz ihrer großen Jugend war sie nicht gänzlich unerfahren; zu jener Zeit drang die Kunde von der allgemeinen Verderbtheit selbst bis zu kindlichen Ohren. Sie wußte daher wohl, daß ihr im Palaste Gefahr drohe, und Gräcina hatte ihr beim Abschied auch noch warnende Worte gesagt. Sie hatte ihrer Pflegemutter, sich selbst und ihrem göttlichen Meister, den und dessen Lehre sie mit vollem Kinderherzen liebte, gelobt, sich gegen die ihr drohenden Gefahren zu wehren.

Furcht und Bangen regten sich gewaltig in ihrem Herzen; andererseits erwachte in ihr aber auch ein Streben, sich standhaft im Leiden zu beweisen und wie der geliebte Herr und Meister freudig Marter und Tod zu erdulden. In ihrer erregten Einbildung sah sie sich als Märtyrerin in überirdischer Schönheit, weiß wie Schnee von ebenso weißen Engeln in den Himmel getragen. Aber zu diesen selbstgefälligen Gesichtern gefellte sich eine mit Furcht gepaarte Neugier, welche Strafen und Martern ihr wohl auferlegt würden, wenn sie sich dem Willen des Kaisers widersetze.

Als sie Akte von diesen Gedanken sprach, schaute diese sie entsetzt an; daß man durch Widerseßlichkeit den Zorn des Kaisers herausfordern könnte, schien ihr ein unfassbarer Gedanke. Ligia sei keine Geißel mehr, sondern ein von seinem Volke verlassenes Mädchen, das unter dem auf der ganzen Erde allmächtigen Willen des Kaisers stehe.

„Auch ich habe die Briefe des Paulus von Tarsus gelesen, und ich weiß, daß dir dein Glaube gebietet, eher den Tod als die Schande zu wählen,“ sagte sie. „Aber wer bürgt dir, daß dir die Schande erspart bleibt, wenn du den Tod wählst? Gehe dem Verderben nicht freiwillig entgegen, reiz nicht um ungenügender Gründe willen die irdische Gottheit, die sehr grausam sein kann.“

Ligia schlang vertrauensvoll ihre Arme um Aktes Hals und sagte: „Wie gut du bist, Akte!“

Gerührt durch diese Hingabe, drückte Akte das junge Mädchen an ihr Herz, machte sich dann aber sanft aus der Umarmung frei und sagte:

„Mein Glück und meine Freude sind dahin, aber ich habe nichts Böses getan.“ Erregt ging sie im Zimmer auf und ab und redete dann wie im

Selbstgespräch weiter: „Und auch er war damals nicht böse, nein, er meinte, ein guter Mensch zu sein, er wollte gut sein. Ach, all das andere kam erst später, als sein Herz keiner Liebe mehr fähig war. Seine Gefellen haben ihn zu dem gemacht, was er jetzt ist, sie und — Poppäa.“

Tränen liefen ihr über die Wangen, und Ligia schaute sie mit ihren blauen Augen forschend an.

„Bedauerst du ihn, Akte?“ fragte sie.

„Ja, ich bedauere ihn,“ erwiderte die Griechin und ballte in ohnmächtigen Schmerzen die Hand.

„Liebst du ihn noch, Akte?“

„Ja, ich liebe ihn,“ antwortete Akte ohne Zaudern. „Denn niemand liebt ihn, außer mir.“

Akte, die nur selten aus ihrem innern Gleichgewicht kam, erkämpfte sich mit aller Kraft die verlorene Ruhe wieder und wandte sich nach längerem Schweigen von neuem Ligia zu.

„Wir wollen von dir reden, Ligia,“ sagte sie. „Der Gedanke ist Wahnsinn, dich dem Cäsar zu widersetzen. Ich kenne die Verhältnisse, und ich glaube gar nicht, daß dir von Nero Gefahr droht. Er hat dich zwar zu dem Gastmahl befohlen, hat dich aber nicht zu sehen begehrt und kümmert sich nicht um dich. Vielleicht hatte er nur die Absicht, deine Pflegeeltern zu kränken. Pomponia hat dich meinem Schutze empfohlen, und auch Petronius hat in gleichem Sinn an mich geschrieben. Wahrscheinlich geschah dies in gegenseitigem Einverständnis, und wenn sich Petronius deiner annimmt, bist du sicher. Vielleicht veranlaßt er Nero, dich nach Hause zurückzuschicken. Wie weit Neros Zuneigung zu Petronius geht, weiß ich nicht, aber er gestattet sich sehr selten, anderer Ansicht zu sein als dieser.“

„Ach Akte!“ erwiderte Ligia. „Petronius war bei uns, kurz ehe ich geholt wurde, und meine Mutter ist überzeugt, er habe Nero dazu veranlaßt, mich holen zu lassen.“

„Das wäre schlimm. Ich kann mir aber nicht denken, daß Petronius gerade dieses Mittel ergriffen hätte, um dich aus dem Hause des Aulus zu nehmen. Anders ist er jedenfalls als des Cäsars sonstige Umgebung; ob er aber besser ist, weiß ich nicht. Kennst du sonst noch jemand, der sich für dich verwenden könnte?“

„Vespasian und Titus habe ich zu Hause häufig gesehen.“

„Die liebt Nero nicht.“

„Und Seneca.“

„Von dem, was Seneca rät, tut Nero das Gegenteil.“

„Auch Vinicius habe ich kennen gelernt,“ fuhr Ligia mit tiefem Eröthen fort.

„Den kenne ich nicht . . .“

„Er ist ein Nefte des Petronius und erst neulich aus Armenien heimgekehrt.“

„Liebt ihn der Kaiser?“

„Ihn muß jedermann lieben.“

„Würde er wohl für dich eintreten?“

„Ganz gewiß.“

Akte lächelte freundlich und sagte: „Bei dem heutigen Gastmahl wirst du ihn sicherlich treffen. Daran teilnehmen mußt du nun wohl oder übel und findest dabei gewiß Gelegenheit, Petronius und Vinicius um Beistand zu bitten. Wären die beiden jetzt hier, sie würden dir sagen wie ich, daß es Wahnsinn wäre, Widerstand zu leisten. Es ist zwar wohl möglich, daß der Cäsar deine Abwesenheit gar nicht bemerkte. Wenn dies aber doch der Fall wäre und er dächte, du wagtest ihm Trost zu bieten, dann gäbe es keine Rettung mehr für dich. Hörst du den Lärm im Hause? Die Sonne geht unter, bald werden die Gäste kommen.“

„Du hast recht, Akte, ich will deinem Räte folgen,“ sagte Ligia.

Ligia gab sich keine Rechenschaft darüber, was bei diesem Entschlusse mitsprach: der Wunsch, Petronius und Vinicius wieder zu treffen, die Neugierde, einmal an solch einem Feste teilzunehmen und den Cäsar, die berühmte Poppäa, all die unerhörte Pracht mit eigenen Augen zu sehen. Und sie fühlte wohl, daß Akte recht hatte und daß sie gehen mußte, und schwankte darum nicht länger.

Akte nahm Ligia mit in ihre eigenen Gemächer und wollte ihr dort, trotzdem ihr viele Sklavinnen zu Gebote standen, persönlich beim Anziehen behilflich sein. Als sich ihr dabei des Mädchens wundervolle, schlanke und doch volle Gestalt enthüllte, konnte sie einen Ausruf des Staunens nicht unterdrücken, denn obwohl diese junge Griechin die Briefe des Paulus von Tarsus gelesen hatte, lebte doch noch ein Rest des hellenischen Geistes in ihr, der die Schönheit des Körpers über alles stellte.

„Ligia! Du bist tausendmal schöner als Poppäa!“ rief sie aus.

Das junge Mädchen, das in dem ernstern Hause der Pomponia in großer Zurückhaltung erzogen war, stand verwirrt und errötend, mit gesenkten Augen da. Plötzlich hob sie die Arme, zog die Nadeln heraus, die ihre Haare festhielten, und war nach einem leichten Schütteln des Kopfes in diese eingehüllt, wie in einen Mantel.

„Welch herrliches Haar!“ rief Akte. „Nur ganz dünn, als ob ein Sonnenstrahl sie küsse, will ich Goldpuder drauffstreuen; es schimmert ja in den Lichtern an sich schon wie Gold. Wie schön muß deine ligische Heimat sein, wenn sie solche Mädchen hervorbringt.“

„Ich kann mich nicht mehr daran erinnern,“ erwiderte Ligia. „Ursus sagt, es gäbe dort nur Wälder und wieder Wälder.“

„Wälder, in denen schöne Blumen blühen,“ versetzte Akte, indem sie Ligias Haar mit Verbenenöl befeuchtete.

Nachdem Akte das junge Mädchen mit arabischem Oel leicht gesalbt hatte, bekleidete sie es mit einer weichen goldfarbigen Tunika ohne Ärmel. Zwei junge Sklavinnen ordneten unter Aktes Aufsicht Ligias Haare, und zwei andere zogen ihr die weißen, rot gestickten Sandalen an, die mit goldenen kreuzweise gebundenen Bändern befestigt wurden. Dann warfen sie Ligia den schneeweißen Peplos, das Staatsgewand, über und ordneten es in schönen Falten, und Akte schmückte ihren Hals mit einer Perlenkette. Nachdem sie dann noch Ligias Haar leicht mit Goldpuder betupft hatte, ließ sie sich selbst ankleiden und betrachtete unterdessen das junge Mädchen mit innigem Wohlgefallen.

Sobald die ersten Säpfen vor dem Haupttor erschienen, betrat Akte mit Ligia die bedeckte seitliche Säulenhalle, von der aus das Haupttor und die inneren Galerien des mit Säulen aus numidischem Marmor umgebenen Hofes zu überblicken waren.

In immer dichterem Scharen drängten sich die Menschen unter dem hohen Torbogen hindurch, über dem des Ulysias herrliches Viergespann Apollo und Diana in die Lüfte hinauftragen zu wollen schien. Ligias Augen wurden von der sie umgebenden Pracht geblendet, von der sie in dem bescheidenen Hause des Aulus nicht die leiseste Ahnung bekommen hatten.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fielen auf die Marmorsäulen, die in diesem Schimmer rosenrot und golden erglänzten. Zwischen den Säulen und den dort aufgestellten Statuen von Göttern und Helden drängten sich die Menschen. Akte zeigte Ligia die Senatoren mit ihren breitgesäumten Togen, farbigen Tuniken und den auf die Sandalen gestickten Halbmonden, machte sie auf die Ritter und auf berühmte Künstler aufmerksam und wußte viele der theils nach griechischer, theils nach römischer oder auch nach orientalischer Sitte gekleideten Männer und Frauen mit Namen zu nennen. Daran knüpfte sie gelegentlich einen Bericht von solchen entsetzlichen Ereignissen, daß Ligia von Furcht und Grausen erfüllt wurde. Diese hohen Marmorhallen schienen nur sorglose, glückliche Halbgötter bergen zu können, und doch enthüllte Aktes leise Stimme ein schreckliches Geheimnis dieses Palastes und dieser Menschen nach dem andern. Dort auf dem Fußboden waren noch die Flecken vom Blute des Caligula zu sehen, der unter dem Dolche des Cassius Chæreas fiel; dort war seine Gattin ermordet, dort der Kopf seines Kindes an einem Stein zerschmettert worden. Unter jenem Flügel lag der unterirdische Kerker, in dem der

jüngere Drusus vor Hunger die eigenen Hände benagte; dort wurde der ältere Brutus vergiftet, dort hatte sich Gemellus in Todesangst und Entsetzen verzehrt, hier hatte sich Claudius, dort Germanicus in Krämpfen gewälzt. Alle diese Wände hatten das Röcheln und die letzten Todesseufzer Sterbender vernommen, und diese gepukten Menschen, die sich hier drängten, waren vielleicht schon morgen zum Tode verurteilt, und hinter dem Lächeln auf ihrem Gesicht barg sich vielleicht die Angst vor dem kommenden Tage. Während Ligias Augen von dieser Wunderwelt um sie her immer unwiderstehlicher gefesselt wurden, füllte sich ihr Herz mit Schauer und Entsetzen, und plötzlich empfand sie eine heiße Sehnsucht nach ihrer teuren Pomponia Gräcina und dem friedlichen Hause des Aulus, wo Liebe und nicht Sünde und Verbrechen geherrscht hatten.

Alte hatte aufgehört zu berichten, und Ligias Blicke irrten durch die Menge, als suche sie jemand. Plötzlich errötete sie heftig. Zwischen den Säulen traten Petronius und Vinicius hervor und schritten dem großen Festsaal zu. Wie ein Stein fiel es Ligia vom Herzen, als sie unter all diesen fremden Menschen die beiden bekannten Gesichter erblickte, und sie kam sich nicht mehr so verlassen vor. Das Verlangen, mit Vinicius zu sprechen, erstikte selbst das heiße Heimweh, das sie eben noch empfunden hatte, und trotz alles Schlimmen, was ihr über den Kaiserpalast berichtet worden war, und trotz aller Warnungen Pomponias, fühlte sie mit einem Male, daß sie an diesem Feste nicht nur teilnehmen müsse, sondern selbst teilnehmen wolle. Beim Gedanken, bald wieder die weiche, holde Stimme zu hören, die ihr von Liebe und einem Götterglücke gesprochen hatte und immer noch in ihrem Herzen wiederhallte, wurde ihr ganzes Wesen von Seligkeit erfüllt.

Gleich darauf aber erfaßte sie gerade dieses Wonnegefühls wegen heißer Schrecken, und sie meinte, sie sei der reinen Lehre, in der sie erzogen war, untreu geworden, sei unwürdig und verworfen. Kaum konnte sie ihren Tränen wehren. In diesem Augenblick ergriff Alte ihre Hand und geleitete sie durch die inneren Gemächer in den großen Festsaal. Die Schläge ihres Herzens benahmen Ligia fast den Atem, und wie im Traum erblickte sie die schimmernden Lampen an den Wänden und auf den Tischen, wie im Traum vernahm sie die Heiltrufe, mit denen der Cäsar begrüßt wurde, und wie durch einen Nebel erblickte sie diesen selbst. Von dem Lichterglanz und den Wohlgerüchen verlor sie fast das Bewußtsein; kaum vermochte sie Alte noch zu erkennen, die sie zu einem Platz an der Tafel geführt hatte und sich neben ihr niederließ.

Nach einer Weile ließ sich von der anderen Seite her eine leise, wohlbekannte Stimme vernehmen:

„Sei mir gegrüßt, du Schönste unter den Jungfrauen der Erde, du hell-

ster Stern unter den Sternen des Himmels. Sei mir gegrüßt, göttliche Kallina!“

Ligia, die sich wieder etwas gefaßt hatte, schaute überrascht auf: neben ihr saß Vinicius.

Er hatte, wie es bei Gastmählern Brauch war, die Toga abgelegt und trug nur eine scharlachrote, silbergestickte Tunica ohne Ärmel; sein Haupt schmückte ein Kranz von Rosen. Mit seinen über der Nase zusammengewachsenen Brauen, den leuchtenden Augen und der sonnverbrannten Gesichtsfarbe erschien er wie die Verkörperung der Jugend und Kraft, und seine Schönheit wirkte auf Ligia so mächtig, daß sie kaum zu antworten vermochte:

„Sei gegrüßt, Marcus.“

Marcus erwiderte: „Glücklich preise ich meine Augen, daß sie dich sehen, glücklich meine Ohren, daß sie deine Stimme vernehmen, die mir lieblicher dünkt als Flötenöne. Dürfte ich wählen, wer bei diesem Festmahl neben mir weilen sollte, du Ligia oder Aphrodite, ich wählte dich, du Göttliche!“

Seine Blicke umkosten die ganze reizende Gestalt und glänzten vor Glück und Wonne.

„Wohl wußte ich, daß ich dich beim Feste des Cäsars treffen würde, aber dennoch weiß ich mein Glück kaum zu fassen,“ fuhr er fort.

Ligia war inzwischen wieder zur Besinnung gekommen und fragte nun Vinicius nach allem, was sie nicht begreifen konnte und was ihr Angst machte. Woher habe er gewußt, daß sie hier sei, und wozu sei sie hergebracht worden? Weshalb habe sie der Kaiser von Pomponia weggenommen? Sie fürchte sich hier und sehne sich nach Hause zurück und würde vergehen vor Angst, wenn sie nicht hoffte, er und Petronius würden sich bei Nero für sie verwenden.

Vinicius teilte ihr mit, ihre Entführung habe er erst durch Aulus selbst erfahren; wozu sie hier sei, wisse er nicht, der Cäsar lege niemand über seine Befehle Rechenschaft ab. Sie solle sich jedoch nicht fürchten; er sei bei ihr und werde sie schützen. Lieber lasse er sein Leben, als daß er sie verliere. In seinem Hause wolle er ihr als seiner Gottheit einen Altar errichten und diesen opfernd mit Blumen bestreuen; und wenn sie sich im Hause des Cäsars ängstige, so schwöre er ihr, daß sie nicht lange darin verweilen werde.

Obgleich er um die Wahrheit herumredete und auch einfach log, so klangen seine Worte doch wahr und aufrichtig, denn echtes Gefühl sprach aus ihnen. Ihre Worte schnitten ihm in die Seele, und Mitleid und Rührung übermannten ihn fast, als sie ihm dankte und ihm versicherte,

Pomponia werde ihn um seiner Güte willen stets im Herzen tragen, und sie selbst werde ihm ewig dankbar sein. Als nun der Lärm um sie her immer mehr zunahm, rückte er ihr näher und flüsterte ihr holde Worte zu, die ihm aus der Tiefe des Herzens strömten und ihr klangen wie Musik und sie berauschten wie starker Wein.

Im Hause des Aulus hatte er nur im allgemeinen von Liebe und Glück mit ihr gesprochen, jetzt aber gestand er ihr rückhaltlos, daß sie ihm das Liebste und Feuerste sei auf der Welt. Zum erstenmal hörte Ligia solche Worte aus männlichem Munde, und während sie darauf lauschte, war ihr, als erwache sie aus einem Traume, und ihr Herz füllte sich mit einer seltsamen Glückseligkeit, einer Mischung von unendlicher Wonne und unendlichem Weh. Ihre Wangen fingen an sich zu röten, ihr Herz klopfte heftig. Schrecken erfüllte sie, daß sie solche Worte anhöre, und dennoch hätte sie keines davon verlieren mögen. Bald schlug sie die Augen nieder, bald schaute sie wieder scheu und fragend zu Vinicius auf, als wolle sie sagen: „Sprich weiter!“ Seine Worte, dazu der Lärm, die Musik, der Blumenduft und die Wohlgerüche der arabischen Spezereien wollten sie wieder fast betäuben.

Aber auch ihre Nähe wirkte immer mehr auf Vinicius ein. Er wurde blaß, und die Worte stockten ihm im Munde. Zum erstenmal war er ihr so nahe; seine Gedanken begannen sich zu verwirren, und das Blut rann ihm durch die Adern wie Feuer. Er faßte ihr Handgelenk, wie er es schon einmal im Hause des Aulus getan hatte, und flüsterte ihr mit bebenden Lippen zu: „Ich liebe dich, Kallina, du, meine Göttin!“

„Lasse mich los, Marcus!“ flehte Ligia.

Er aber versuchte, sie an sich zu ziehen, und flüsterte mit umflorten Augen weiter:

„Meine Göttin . . ., liebe du mich auch!“

Warnend ließ sich in diesem Augenblick Aktes Stimme vernehmen.

„Seht euch vor! der Cäsar beobachtet euch!“

Der Zauber war gebrochen, und Vinicius fühlte sich von heißem Zorn über den Cäsar und über Akte erfüllt. Alles, was Nero tat, erregte selbst bei seiner nächsten Umgebung Argwohn und Mißtrauen, und als sich Vinicius etwas gefaßt hatte, richtete er seine Blicke so unauffällig als möglich auf den Kaiser. Auch Ligia, die ihn beim Beginn des Gastmahles nur wie durch einen Schleier erblickt hatte, richtete jetzt ihre neugierigen, aber auch erschreckten Augen auf ihn.

Akte hatte wahr gesprochen. Weit vorgebeugt, betrachtete Nero unverwandt Ligia und Vinicius; das eine Auge drückte er zu, vor das andere hielt er den runden geschliffenen Smaragd, dessen sich der Kurzsichtige stets bediente, wenn er etwas genauer sehen wollte. Einen Augenblick traf sein

Blick den Ligias, die von jähem Entsetzen erfüllt wurde. Unwillkürlich, wie ein erschrockenes Kind, ergriff sie die Hand des Vinicius. Das war er also, der Schreckliche, der Allmächtige! Ein furchtbares Gesicht, dessen Züge versteinerte Bosheit ausdrückten, hatte sie sich vorgestellt. Und was sah sie? Auf einem dicken Hals einen großen Kopf, der aus der Ferne einem Kinderkopfe ähnelte und mehr lächerlich als schrecklich aussah. Die andern Sterblichen untersagte bläuliche Purpurfarbe der Tunica ließ sein breites Gesicht gelblich erscheinen. Sein dunkel gewordenes Haar trug er nach der von Otho eingeführten Mode in vier Lockenreihen. Seinen Bart hatte er erst vor kurzem dem Jupiter zum Opfer dargebracht — wie man sich in Rom zuflüsterte, weil er rot war. Die mächtig hervortretende Stirne hatte aber immerhin etwas Gebietendes, und die fest zusammengezogenen Brauen verrieten das Bewußtsein unbeschränkter Macht. Aber der untere Teil des Gesichtes erinnerte an das eines Affen, und die trotz Neros Jugend fetten und verlebten Züge trugen den Stempel leidenschaftlicher, wechselnder Begierden. Abstoßend und ekelhaft erschien dieses Gesicht.

Nach einer Weile legte er den Smaragd beiseite, und nun sah Ligia auch seine blauen vorquellenden Augen, die ob der Lichterfülle ständig blinzelten und gläsern blickten, wie die Augen eines Toten.

„Ist das dort die Geißel, in die sich Vinicius verliebt hat?“ Mit diesen Worten wandte sich der Kaiser jetzt an Petronius.

„Sie ist es,“ antwortete dieser.

„Aus welchem Volke stammt sie?“

„Aus dem Volke der Ligier.“

„Und Vinicius findet sie schön?“

„Er wird jedes Holzstreich im Gewande eines Weibes schön finden. Aber auf deinem Gesicht, du unvergleichlicher Kenner aller Schönheit, lese ich schon ihr Urtheil. Du brauchst es gar nicht zu äußern. Sie ist viel zu mager, da hast du ganz recht. Der reine Mohnkopf auf seinem dünnen Stengel. Deinen sicheren Blick habe ich noch nicht gewinnen können, wenn ich auch schon viel von dir gelernt habe. Man kann ja bei einem Mahle, wo alles liegt, schwer über die ganze Gestalt urtheilen; dem ungeachtet hast du dir aber schon gesagt: sie ist viel zu schmal um die Hüften.“

„Jawohl, sie ist zu schmal um die Hüften,“ wiederholte Nero blinzeln, und ein kaum merkbares Lächeln umspielte den Mund des Petronius.

Der Lärm im Saale nahm zu. Scharen von Sklaven trugen immer neue Speisen auf; aus großen, mit Schnee gefüllten und mit Efeu bekränzten Gefäßen wurden die Amphoren mit den verschiedenen Weinsorten hervorgeholt. Alle tranken, soviel sie irgend wollten, und von der Decke fiel Rose um Rose auf die Tafel und auf die Gäste herab.

Jetzt hat Petronius Nero, bevor die Gäste betrunken seien, das Fest durch seinen Gesang zu verherrlichen. Von allen Seiten wurde diese Bitte eifrig wiederholt, aber Nero zierte sich. Die Götter allein wüßten, welche große Überwindung ihn jedes Auftreten koste, und es geschehe nur, weil er etwas für die Kunst tun müsse und seine Stimme, die Göttergabe Apolls, nicht ungenützt lassen dürfe. Das sei er seinem Reiche schuldig. Heute aber sei er auch noch heiser und trage sich mit dem Gedanken, nach Antium zu gehen, um sich dort in der Seeluft wieder herzustellen.

Im Namen der Kunst und der Menschheit flehte ihn Lucanus an zu singen. Sie alle wüßten, daß er, der göttliche Dichter und Sänger einen neuen Lobgesang auf die Venus vollendet habe, und er möge doch durch seinen Gesang das Fest erst wirklich zum Feste machen. Ein so gütiger Herrscher dürfe seinen Unteranen nicht diese Freude versagen. „Sei nicht grausam, Cäsar!“ schloß er.

„Sei nicht grausam, Cäsar!“ wiederholten alle in Neros Nähe.

Mit gespreizten Fingern streckte Nero die Hände aus zum Zeichen, daß er den Bitten nachgebe, und dankerfüllt richteten sich aller Blicke auf ihn. Zuerst ließ er jedoch seine Absicht Poppäa kund tun. Sie sei wegen Unpäßlichkeit ferngeblieben, erzählte er. Da ihr aber kein Heilmittel solche Erleichterung verschaffe, wie sein Gesang, so würde er bedauern, wenn ihr diese Gelegenheit entginge.

Nach kurzer Zeit trat Poppäa ein. Wenn sie gleich Nero vollständig beherrschte, war sie sich doch klar, wie gefährlich es sei, seine Eitelkeit als Dichter, Sänger oder Wagenlenker zu verletzen. Sie erschien, schön wie eine Göttin. Gleich Nero trug sie ein Gewand von amethystfarbenem Purpur, dazu eine wunderbare, dem Masinissa einst geraubte Perlschnur, und die zweimal Geschiedene sah mit ihren goldenen Haaren und ihren sanften Augen noch ganz mädchenhaft aus.

Mit Jubelrufen wurde die „göttliche Augusta“ begrüßt. Niemals zuvor hatte Ligia eine solche Schönheit erblickt, und kaum traute sie ihren Augen; wußte sie doch, daß es Poppäa gewesen war, die den Cäsar zur Ermordung seiner Mutter und seiner Gattin angestiftet hatte, und was war ihr nicht alles alles sonst noch durch die Gäste und Diener im Hause des Nulus über Poppäa zu Ohren gekommen! Nächtllicherweile wurden ihre Bildsäulen in der Stadt umgestürzt, und trotz schwerster Strafen fand man auf sie immer wieder Schmähschriften angeschlagen. Und nun meinte Ligia, ein Engel Gottes könnte nicht anders aussehen, als diese berühmte Frau, und unwillkürlich entschlüpfte ihren Lippen die Frage:

„Marcus, ist das möglich?“

Dieser jedoch, durch den Weingenuß schon nicht mehr ganz Herr seiner

selbst, war ungeduldig darüber, daß ihre Aufmerksamkeit immer wieder von ihm abgelenkt wurde.

„Ja, sie ist schön, allein du bist tausendmal schöner. Du weißt gar nicht, wie schön du bist, sonst hättest du dich längst, wie Narcissus, in dich selbst verliebt. Nicht sie schau an, mich schau an, du mein Augenstern!“

Er rückte ihr bei diesen Worten näher, sie aber zog sich scheu nach Aftes Seite zurück. In diesem Augenblick wurde Stille geboten, denn der Kaiser hatte sich erhoben. Er stützte seine Leier auf den Tisch und erhob seine Augen zur Decke. Lautlose Stille herrschte — nur das leise Geräusch einer fallenden Rose wurde von Zeit zu Zeit vernehmbar.

Nun fing der Kaiser zu singen an — oder vielmehr er trug in singender rhythmischer Weise, von zwei Lautenspielern begleitet, seinen Lobgesang auf die Venus vor. Weder die allerdings etwas belegte Stimme noch die Verse waren schlecht, und der Lobgesang, obwohl er die heidnische Venus pries, erschien Livia wunderschön, und selbst Nero mit dem Lorbeerkranz auf dem Haupt und den zum Himmel erhobenen Blicken kam ihr jetzt weniger schrecklich und abstoßend vor.

Kaum war der Gesang beendigt, so brach ein tosender Beifallssturm los. Überall erscholl der Ruf: „Welche Götterstimme!“ Wie in Verzückung erhoben viele Frauen die Hände, andere wischten sich die Augen. Poppäa hatte ihr goldschimmerndes Haupt gebeugt und Nero die Hand geküßt und hielt nun diese Hand fest; Pythagoras aber, der wunderschöne junge Grieche, mit dem sich Nero später in seinem Wahnsinn durch die Priester vermählen ließ, kniete jetzt zu seinen Füßen nieder.

Nero schaute indessen gespannt Petronius an, dessen Lob ihm hauptsächlich wichtig war, und dieser sprach:

„Orpheus muß in diesem Augenblick gelb aussehen vor Neid ob deiner Musik, und daß deine Verse nicht weniger gut sind, bedauere ich sehr, denn dann vermöchte ich vielleicht noch, die ihnen angemessenen Worte des Lobes zu finden.“

Mit seinem erstaunlich guten Gedächtnis wiederholte Petronius nun ganze Stelle aus dem Gedicht, zergliederte sie und wies auf die Schönheit des Ausdrucks hin. Neros Gesicht strahlte vor Befriedigung und maßloser Eitelkeit. Er hob selbst die Verse hervor, die ihm die gelungensten zu sein schienen, und fing an, den Dichter Lucanus zu trösten und ihm zu sagen, die Verehrung, die der Jupiter genieße, schliesse die der andern Götter nicht aus.

Dann erhob sich der Kaiser, um Poppäa hinauszubegleiten, die wirklich krank war und nicht länger bleiben wollte. Sehr bald kehrte er wieder zurück, um sich erneut Weibraub streuen zu lassen und sich an den Schau-

stellungen zu erfreuen, die von ihm selbst, von Petronius, und Tigellinus zur Verschönerung dieses Festes vorbereitet worden waren. Zuerst wurden die Gäste noch mit weiteren Dichtungen behelligt, die nur Übertreibungen statt des Geistes boten. Dann wurden die Abenteuer der Jo, der Tochter des Inachus, dargestellt, und dabei trat der berühmte Schauspieler Paris auf. Ligia glaubte, Zauberstücke vor sich zu sehen. Als aber zum Schluß Korbanten hereinstürmten und mit Mädchen aus Syrien zu betäubender Musik einen bacchischen Tanz aufführten, da strömte ihr das Blut durch die Adern wie Feuer, und sie meinte, der Bliß müsse dieses Haus zerschmettern.

Aber die Decke fiel nicht über den Schmausenden zusammen, und aus dem goldenen Neße, das darunter befestigt war, fiel nur weiter Rose um Rose herab. Der schon halb berauschte Vinicius neigte sich zu Ligia und sagte: „Am Springbrunnen im Hause des Aulus habe ich dich zuerst geschaut, und mein Herz entbrannte in Liebe zu dir. Sieh, Götter und Menschen verlangen nach Liebe. Lege dein Haupt mir an die Brust und schließe die Augen zu.“

Ligias Pulse klopfen zum Zerspringen, und sie hatte den Eindruck, Marcus stürze sie in einen Abgrund, statt sie zu schirmen. Bangen vor sich selbst, vor diesem Feste und vor Vinicius ergriff sie, und sie meinte, die Stimme Pomponias zu hören, die ihr zurief: „Ligia, rette dich!“ Aber sie meinte auch, wen einmal eine solche Glut erfaßt habe, wie sie sie bei den Worten des Vinicius gefühlt hatte, der sei schon verloren, und eine solche Schwäche befahl sie, daß sie nicht mehr die Kraft gehabt hätte, sich von der Tafel zu entfernen, selbst wenn dafür die kaiserliche Ungnade nicht gedroht hätte.

Das Gelage war noch lange nicht zu Ende. Immer noch wurden neue Gerichte aufgetragen und die Trinkschalen immer wieder mit Wein gefüllt. Und nun erschienen in dem leeren Raum der hufeisensförmig aufgestellten Tafel zwei Ringkämpfer. Mit hohem Entzücken verfolgten die Römer das Spiel der aufs höchste gespannten Muskeln der Beine, Rücken und Arme der beiden Kinger. Aber lange währte der Kampf nicht. Kroton, der Meister der Gladiatorenschule, galt für den stärksten Mann im Reiche; kürzer ward der Atem seines Gegners und ging in Röcheln über; Blut quoll ihm aus dem Munde, und er stürzte zu Boden. Unter dem stürmischen Beifall der Gäste setzte ihm Kroton den Fuß auf den Nacken und schaute mit Siegermiene um sich.

Nun wurden Tierstimmen nachgeahmt, Gaukler und Poffenreißer traten auf, wurden aber kaum mehr beachtet, denn das Fest war allmählich in ein zügelloses Trinkgelage ausgeartet. Die syrischen Mädchen, die den bacchi-

schen Tanz aufgeführt hatten, mischten sich unter die Gäste, die Musik artete in wilden Lärm aus, immer schwüler und atembeklemmender ward die Luft, geschwängert vom Dufte der Blumen, der Wohlgerüche und der Ausdünstung der vielen Menschen. Immer betrunkenener wurden die Gäste, schrien und stritten sich, und manche fielen unter den Tisch, wo sie alles, was sie genossen hatten, Fische und Fleisch, die gebratenen Pilze und die Flamingozungen, die Heuschrecken in Honig und den getrunkenen Wein von sich gaben. Petronius hatte im Trinken Maß gehalten. Nero jedoch, der sich anfänglich zur Schonung seiner „Götterstimme“ auch zurückgehalten hatte, leerte nun Becher auf Becher. Der Versuch, eine seiner Dichtungen in griechischer Sprache vorzutragen, mißlang vollständig — er hatte alles vergessen. Nun geriet er, der Schönheitskenner, in einen Sturm der Begeisterung über die Schönheit der Hände des Pythagoras, und küßte diese unaufhörlich. Wo hatte er nur schon solche Hände gesehen?

Sinnend griff er an seine feuchte Stirn, und plötzlich malte sich starres Entsetzen auf seinem Gesicht.

„Die Mutter, Agrippina, hat solche Hände gehabt!“ flüsterte er, als sähe er ein Gesicht. „In mond hellen Nächten wandelt sie auf dem Meere bei Bajä und Puteoli, schaut in die Fischerboote, als suche sie etwas, und verschwindet. Und wen ihr Blick getroffen hat, der muß sterben!“

„Ein wirkungsvolles Thema für ein Gedicht,“ bemerkte Petronius.

Nero achtete nicht darauf und sprach weiter:

„Weg, weg, ich will sie nicht sehen! Fünf Jahre ist es schon her. — Ich mußte sie verurteilen, mußte, mußte, sie hatte Mörder gegen mich gedungen. Wäre ich ihr nicht zuvorgekommen, ihr hättet mich heute nicht singen hören.“

„Dank dir, Cäsar, im Namen Roms, ja der ganzen Welt!“ rief Domitianus Afer. „Wein her, und schlägt die Pauken!“

Ein wüßtes Getöse erhob sich.

Nach kurzer Zeit war auch der Kaiser wie seine Gäste, Männer und Frauen, völlig berauscht, und auch Vinicius war nicht weniger betrunken wie die andern. Mit lallender Zunge, aber doch gebieterischem Tone sagte er zu Ligia:

„Mir gehörst du, und morgen laß' ich dich holen. Mir wollte dich der Kaiser schenken, darum hat er dich dem Nulus abgefordert, verstehst du mich? Mein bist du!“

Er wollte Ligia umfassen, aber Akte kam ihr zu Hilfe, und Ligia selbst sträubte sich mit ihren letzten Kräften. Doch was half es ihr, daß sie ihn mit beiden Händen abzuwehren suchte und das Gesicht abwandte, um seinen Küßten zu entgehen. Er richtete sich auf und umfaßte sie.

Im selben Augenblick aber wurden seine Hände wie Kinderhände von des Mädchens Nacken getan, und er selbst ward zur Seite geschoben wie ein welkes Blatt. Verblüfft rieb er sich die Augen und erblickte die riesige Gestalt des Ursus, den er von seinem Aufenthalt im Hause des Aulus her kannte.

Gelassen stand der Ligier da und schaute Vinicius mit seinen blauen Augen so seltsam an, daß dem jungen Römer das Blut in den Adern erstarrte. Dann nahm Ursus sein Königskind auf den Arm und trug es mit gleichmäßigen Schritten aus dem Festsaal hinaus.

Akte folgte ihm sofort nach.

Wie versteinert blieb Vinicius einen Augenblick sitzen, dann lief er mit dem Ruf: „Ligia, Ligia!“ dem Ausgang zu. Doch die getäuschte Begierde und der Zorn brachten den Betrunknen zu Fall. Strauchelnd haschte er nach dem Arm eines Sklaven und fragte, mit gläsernen Augen um sich schauend: „Was gibt es denn?“

Der Sklave reichte ihm einen vollen Becher und sagte: „Trink!“

Vinicius trank und fiel dann der Länge nach auf den Boden.

Die meisten der Gäste lagen jetzt schon unter den Tischen oder schlafend und schnarchend auf den um die Tafel her stehenden Polsterbetten. Und auf all diese betrunkenen Konsuln und Senatoren, Ritter, Dichter und Weltweise, auf die ebenso betrunkenen Patrizierinnen und Tänzerinnen, auf diese ganze bekränzte und doch bereits dem Untergange verfallene Welt fiel aus dem goldenen Neße unter der Decke Rose um Rose herab.

Und draußen graute der Tag.

ACHTES KAPITEL

Ursus wurde nicht aufgehalten und von niemand um sein Tun befragt. Er wurde für einen Sklaven angesehen, der seine betrunkene Herrin heimbringe. Daß Akte ihn begleitete, hielt sowieso jeden Verdacht fern.

Als sie das kleine Atrium erreicht hatten, das zu Aktes Wohnung gehörte, setzte Ursus die aufgeregte Ligia auf eine Steinbank beim Springbrunnen, und Akte suchte sie zu beruhigen. Ligia wollte jedoch auf nichts hören. Sie hielt ihren Kopf mit beiden Händen gefaßt und wiederholte nur immer wieder:

„Bring mich nach Hause, Ursus, bring mich nach Hause!“

Ursus war gleich dazu bereit. Die Wache am Tor halte die Weggehenden
Sienkiewicz, Quo vadis. 4

den nicht auf, und wenn sie sich unter die heimkehrenden Gäste mischten, würden sie unbeachtet hinauskommen. Er habe zudem nach niemand zu fragen. Was ihm sein Königskind befehle, das führe er aus.

Ligia wiederholte: „Ja, Ursus, bringe mich nach Hause zu Aulus und Pomponia.“

Akte mußte ihre ganze Beredsamkeit aufbieten, um den beiden ihr Vorhaben auszureden. Aus dem Hause des Cäsars zu entweichen, sei Majestätsbeleidigung, und Aulus und Pomponia hätten den Tod zu erwarten, wenn sie ihr Schuß gewährten. Ligia selbst werde in den Kaiserpalast zurückgebracht und sei dann ohne Rettung verloren.

Voll Verzweiflung ließ Ligia die Hände sinken. „Hast du nicht gehört, Akte, wie Vinicius sagte, der Kaiser habe mich ihm geschenkt, und er werde mich noch heute vor Abend durch seine Sklaven in sein Haus holen lassen?“ fragte sie.

„Doch, ich habe es gehört,“ antwortete Akte. Ihr fehlte das Verständnis für Ligias Verzweiflung; sie war selbst die Geliebte des Nero gewesen und hielt als frühere Sklavin ein solches Verhältnis nicht für Schande. Wenn Ligia nicht die Ihrigen ins Verderben stürzen wollte, mußte sie die Geliebte des jungen und schönen Vinicius werden.

„Im Kaiserpalast bist du nicht weniger in Gefahr als im Hause des Vinicius,“ sagte sie nach einer kleinen Weile. „Ist er dir denn so verhasst?“

„Nein,“ antwortete Ligia. „Ich bin eine Christin, ich darf ihn nicht hassen.“

„Ich weiß es, Ligia. Und ich weiß auch aus den Briefen des Paulus, daß ihr Christen lieber den Tod erleiden müßt, als Sünde tun. Gestattet dir denn deine Lehre, andere zu töten?“

„Nein.“

„Dann darfst du auch nicht die Rache des Kaisers auf Aulus und die Seinen herabbeschwören. Von hier fliehen darfst du nicht. Dir bleibt nur das eine: Flehe Vinicius an, er möge dich zu Pomponia zurückbringen.“

Doch Ligia fiel auf die Knie und richtete ihr Flehen an einen andern, und Ursus kniete neben ihr nieder, und so beteten die beiden im Palaste des Nero, beleuchtet von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne.

Akte war noch niemals Zeugin eines solchen Gebetes gewesen und wandte kein Auge von Ligia, die mit erhobenen Händen und gen Himmel gerichteten Blicken von dorthier Rettung zu erwarten schien. Sie hatte schon manches von Wundern, die sich bei den Christen ereignet haben sollten, sagen hören und zweifelte bei dem inbrünstigen Gebet Ligias nicht mehr an deren Möglichkeit. — Nach längerer Zeit erhob sich Ligia mit hoffnungsfreudigem Gesicht; auch Ursus stand auf und harrete der Befehle seines Königskindes.

Ligia hatte einen Plan erfunden. Aulus und Pomponia sollten sie nie wiedersehen, sie sollten gar nicht erfahren, wo sie sich aufhalte. Um sie nicht zu gefährden, wolle sie nicht aus dem Kaiserpalaste fliehen, aber auch nicht aus dem Hause des Vinicius. Auf dem Wege dahin sollte die Flucht ausgeführt werden. Vinicius habe ihr ja in seiner Weinlaune verraten, daß er sie an diesem Abend abholen lassen wolle, und habe jedenfalls die Wahrheit gesagt. Aber Ursus werde sie retten und sie aus der Sänfte heben und wegtragen, wie er sie aus dem Festsaal weggetragen habe, und dann wolle sie mit ihm in die weite Welt hinausgehen. Aber Vinicius schicke vielleicht viele Sklaven, darum solle Ursus zu dem Bischof Linus gehen und ihn um Rat und Hilfe bitten. Der Bischof werde sie sicherlich nicht dem Vinicius überlassen wollen und werde dem Ursus Christen zum Beistand senden.

Ligias Wangen glühten, und sie lächelte. Mut und Hoffnung regten sich wieder in ihr, als wäre die Rettung schon zur Wirklichkeit geworden. Und mit raschem innerem Trieb fiel sie Akte um den Hals, drückte ihr einen Kuß auf die Wangen und flüsterte:

„Mein, Akte, du verrätst uns nicht!“

„Mein, ich verrate euch nicht, beim Schatten meiner Mutter schwöre ich es. Aber du flehe zu deinem Gott, er möge es Ursus gelingen lassen, dich zu befreien.“

Dem riesenhaften Ligier war kein Weg der Rettung eingefallen, und nun strahlten seine blauen Kinderaugen vor Glück. Das Wagnis durchzuführen, das ihm zugetraut wurde, übernahm er mit Zuversicht. Jederzeit stehe er mit Leib und Leben für seine Herrin ein. Er gehe sofort zum Bischof, aber Christen, tausend, ja zweitausend, hätte er auch allein aufbieten können. Und seine Herrin werde er befreien und sie aus der Stadt führen und mit ihr in die weite Welt gehen. Wenn sie wolle, bringe er sie wieder dahin, woher sie gekommen seien, wo kein Mensch etwas von Rom wisse.

Und starren Blickes, als zeige der Spiegel seiner Seele etwas längst Erloschenes und Vergessenes, fügte er hinzu: „Ich gehe mit ihr in die Wälder! Wälder, Wälder, immer nur Wälder!“

„Jetzt gehe ich zum Bischof,“ schloß er und neigte sich tief zur Erde, um seine Bewegung zu verbergen.

Und Akte schlang die Arme um Ligias Hals und brach in Tränen aus. In ihr regte sich die Ahnung, daß es eine Welt gebe, die aller Leiden ungeachtet ein größeres Glück zu geben vermöge als der Kaiserpalast mit seiner Pracht und Uppigkeit. Ein Spältchen der Tür, die zum Lichte führte, schien sich vor ihr auftun zu wollen, allein sie fühlte sich unwürdig, über diese Schwelle zu treten.

NEUNTES KAPITEL



igia fühlte sich tief bewegt, wenn sie bedachte, daß sie ihre innig geliebte Pomponia Gräcina und das ganze Haus des Aulus für immer verloren habe. Aber die Verzweiflung war von ihr gewichen, und selbst eine Art von Wonnegefühl beschlich sie beim Gedanken, für ihren Glauben Behagen und Überfluß hinzugeben und ein unstätes Wanderleben auf sich zu nehmen. Unbewußt mischte sich vielleicht die jugendliche Freude an allem Neuen mit hinein, aber die eine Überzeugung überwog doch alles, nämlich die, daß sie nur das Gebot ihres Herrn erfülle und daß er von nun an über sie, sein gehorsames Kind, wachen werde. Ihm zuliebe und in seinem Namen wollte sie alle ihr beschiedenen Leiden geduldig ertragen und selbst dem Tode gefaßt entgegengehen, durch den er sie ja nur zu sich rief und der sie dereinst auch mit Pomponia wieder vereinigte. Schon immer hatte es sie schmerzlich bewegt, daß sie sogar nichts für den Gekreuzigten hatte tun können. Nun erfüllte sie der Gedanke fast wie ein hohes Glück, und in diesem Sinne sprach sie sich auch gegen Akte aus. Dieser fehlte jegliches Verständnis dafür, daß Ligia alle Annehmlichkeiten des Lebens drangeben und alle ihr lieben Menschen verlassen wollte, um sich vor der Liebe eines schönen jungen Mannes zu schützen. Um so besser wußte sie die Gefahren zu beurteilen, denen das junge Mädchen entgegenging, und sie dachte voll Bangen an das, was der Abend bringen konnte. Sie wollte aber Ligia nicht ängstlich machen und schlug ihr vor, sie wollten sich jetzt, nach der schlaflos verbrachten Nacht, die nötige Ruhe gönnen. Beide begaben sich in Aktes prächtig ausgestattetes Schlafzimmer und legten sich nebeneinander nieder. Allein der Schlaf floh Akte trotz aller ihrer Müdigkeit.

Sie setzte voraus, auch Ligia, die einer so unsicheren Zukunft entgegenging, werde keinen Schlaf finden können, und wandte sich dieser zu, um über die bevorstehende Flucht mit ihr zu reden. Allein Ligia schlief fest und tief.

„Sie schläft — sie kann schlafen!“ dachte Akte. „Ach, sie ist noch das reine Kind;“ und ein beinahe mütterliches Gefühl wallte in ihr auf.

Ligia schlief ruhig weiter, und der Mittag war längst überschritten, als sie die blauen Augen aufschlug und erstaunt um sich blickte. Augenscheinlich verwunderte sie sich, nicht im Hause des Aulus zu sein.

„Du bist es, Akte,“ sagte sie endlich, als sie in dem Dämmerseine die Griechin erkannte.

„Ja, Ligia.“

„Ist es schon Abend?“

„Nein, aber die Mittagsstunde ist längst vorüber.“

„Ist Urfus noch nicht zurück?“

„Er hatte nicht vor zurückzukommen; er will nur mit den Christen der Sänfte aufschauern.“

„Das ist richtig.“

Die beiden Frauen begaben sich nun ins Bad und hernach zum Frühstück. Darauf führte Akte ihren Gast in die Gärten des Palastes, in denen jetzt keine gefahrbringende Begegnung zu befürchten war, denn der Cäsar und dessen nächste Umgebung pflegten um diese Zeit Mittagsruhe zu halten. Zum erstenmal in ihrem Leben betrat Ligia diese prächtigen Gärten voll Zypressen, Pinien, Steineichen, Öl-bäumen und Myrtensträuchern. Überall schimmerten weiße Marmorstatuen und glänzten die Wasserspiegel der Teiche. Die Rosenbüsche, betaut vom Wasserstaube der Springbrunnen, standen in voller Blüte. Vor den Eingängen zauberhafter Grotten hingen Vorhänge von Efeu und Geißblatt; weiße Schwäne schwammen auf dem Wasser, und zwischen den Säulen und Baumstämmen wurden zahme Gazellen aus der Wüste Afrikas sichtbar, und bunte Vögel aus allen Ländern der Erde schaukelten sich auf den Zweigen.

Durch alle Wunder dieser Gärten wandelte Akte mit Ligia, und diese war Kind genug, sich ganz ihrem Entzücken hinzugeben. Als sie müde geworden waren, setzten sie sich auf eine Bank in einem dichten Zypressengebüsch und redeten über die bevorstehende Flucht. Akte war besorgter darüber als Ligia und meinte immer wieder, es wäre doch vielleicht besser, einen Versuch zu machen, ob Vinicius nicht überredet werden könne, sie zu Aulus zurückzubringen.

Ligia jedoch schüttelte traurig den Kopf.

„Nein,“ sagte sie. „Seit gestern fürchte ich mich vor ihm, und ich möchte lieber zu den Ligiern gehen.“

„Aber bei euch, im Hause des Aulus, ist er dir doch lieb gewesen?“

„Ja,“ flüsterte Ligia mit gesenktem Kopf.

„Ligia, ich werde zu Vinicius gehen,“ fing Akte an. „Du bist doch keine Sklavin, wie ich es gewesen bin. Ich werde zu Vinicius sagen: ‚Vinicius, sie ist eine Königstochter, und Aulus betrachtet sie wie sein eigenes Kind und ist sofort bereit, sie an Kindesstatt anzunehmen. Wenn du sie wirklich liebst, so gib sie dem Aulus und der Pomponia zurück und führe sie dann als Gattin in dein Haus.“

Alein Ligia wiederholte, leise flüsternd, während große Tränen über ihre Wangen rollten: „Ich will lieber zu den Ligiern fliehen.“

Das Geräusch nahender Schritte machte dem Gespräch ein Ende, und ganz unvermuthet stand plötzlich Poppäa Sabina vor ihnen. Zwei Sklavinnen fächelten ihr mit Straußensehern, die an goldenen Drähten befestigt waren, Kühlung zu und schützten sie zugleich vor den noch immer sengenden Strahlen der Herbstsonne. Eine Amme, schwarz wie Ebenholz, trug ein Kind auf dem Arme, das in eine mit Goldfranzen umsäumte Purpurdecke gewickelt war.

Akte und Ligia erhoben sich schnell, hofften aber, Poppäa werde an der Bank vorübergehen, ohne sie überhaupt zu beachten. Allein sie blieb stehen und sagte:

„Akte, die Glöckchen an der Puppe waren schlecht angenäht. Das Kind hat eines davon abgerissen und in den Mund gesteckt. Es ist nur ein Glück, daß Lilith es noch zur Zeit gemerkt hat.“

„Verzeih, Göttliche!“ bat Akte mit über der Brust gekreuzten Armen und geneigten Hauptes.

„Wer ist die Sklavin?“ fragte Poppäa, indem sie Ligia ansah.

„Das ist keine Sklavin, göttliche Augusta, sie ist die Pflgetochter der Pomponia Gräcina, eine Tochter des Ligierkönigs und von diesem den Römern als Geißel übergeben.“

„Ist sie bei dir zu Besuch?“

„Nein, Augusta. Sie wohnt seit vorgestern im Palast.“

„Hat sie gestern abend an dem Gastmahl teilgenommen?“

„Ja, sie war dabei, Augusta.“

„Wer hat es befohlen?“

„Der Cäsar.“

Mit prüfenden Blicken maß nun Poppäa das junge Mädchen, und plötzlich entstand zwischen ihren Brauen eine tiefe Falte. Die Angst verzehrte sie fast, eine glückliche Nebenbuhlerin könnte ihr einmal zum Verderben werden, wie sie selbst die Octavia ins Verderben gestürzt hatte. Jedes hübsche Gesicht im Palast erfüllte sie mit Argwohn, und bei eingehender Musterung von Ligias Gesicht und Gestalt erschrak sie heftig. „Das ist eine wahre Nymphe, eine Tochter der Venus,“ sagte sie sich. Und was noch nie geschehen war, — es kam ihr plötzlich zum Bewußtsein, daß ihre erste Jugend vorüber war; und sie fühlte sich gemartert von verletzter Eitelkeit, von Furcht und Schrecken. „Aber Nero hat das Mädchen vielleicht noch gar nicht gesehen oder dessen Schönheit durch seinen Smaragd gar nicht recht erkannt,“ dachte sie dann tröstend. „Doch wie, wenn er sie bei Tag sähe! Ihr ewigen Götter, was ist sie schön! Sie ist so schön wie ich und sie ist jünger!“

Die Falte zwischen den Brauen der Augusta wurde immer tiefer, und

ihre Augen blickten kalt und finster. Sie wandte sich nun an Ligia selbst und fragte diese scheinbar gelassen:

„Hat der Kaiser mit dir gesprochen?“

„Nein, Augusta.“

„Warum bist du hier und nicht im Hause des Aulus?“

„Ich bin gegen meinen Willen hier, Herrin. Petronius hat den Cäsar veranlaßt, mich dem Aulus wegzunehmen.“

„Möchtest du gerne zu Pomponia zurückkehren?“ fragte Poppäa mit so sanfter Stimme, daß Ligia voll froher Hoffnung aufschaute.

„O Herrin!“ rief sie mit bittend erhobenen Händen. „Der Cäsar hat versprochen, mich dem Vinicius als Sklavin zu schenken. Nimm du dich meiner an und gib mich den Meinen zurück!“

„So? Petronius hat also den Kaiser überredet, dich dem Aulus wegzunehmen und dem Vinicius zu schenken?“

„Ja, Herrin. Vinicius will mich noch heute durch seine Sklaven abholen lassen. Aber du bist gütig, du nimmst dich meiner an.“

Bei diesen Worten neigte sie sich tief, ergriff den Saum von Poppäas Gewand und wartete so auf deren Antwort.

Mit einem bösen Lächeln schaute Poppäa das junge Mädchen an und rief:

„Du kannst dich fest auf mich verlassen; noch heute wirst du die Sklavin des Vinicius sein!“

Und sie war verschwunden, gleich einem Unheil verkündenden Traume. Akte und Ligia hörten nur noch das Weinen des plötzlich unruhig gewordenen Kindes. Ligias Augen füllten sich mit Tränen, allein bald ergriff sie Aktes Hand und sagte:

„Komm, Akte, wir wollen gehen. Mir kann nur noch vom Himmel Hilfe kommen.“

Sie kehrten nun in Aktes Wohnung zurück und blieben dort im Atrium, bis der Tag zu Ende ging. Als die Lampen gebracht wurden, stockte ihr Gespräch jeden Augenblick, und sie horchten, ob niemand komme. In großer Hast raffte Akte Schmuck und Geschmeide zusammen, knüpfte alles in einen Zipfel von Ligias Peplos und bat das junge Mädchen, dieses Mittel zur Flucht doch nicht zurückzuweisen. Immer ängstlicher wurden die beiden und meinten, allerlei Geräusche zu hören.

Plötzlich bewegte sich der Vorhang am Eingang. Ein hochgewachsener Mann mit pockennarbigem Gesicht trat ein wie ein Geist. Ligia erkannte den Atacinus, einen Freigelassenen des Vinicius, der ihr vom Hause des Aulus her bekannt war.

Akte schrie vor Schrecken laut auf. Atacinus aber sagte mit einer tiefen Verbeugung:

„Marcus Vinicius entbietet dir, göttliche Ligia, seinen Gruß und erwartet dich zum Mahle in seinem festlich geschmückten Hause.“

Ligia ward todesbläß und sagte mit zuckenden Lippen: „Ich komme.“ Und sie schlang zum Abschied ihre Arme um Aktés Hals.

ZEHNTES KAPITEL



Das Haus des Vinicius war in der That mit Efeu und Myrten festlich geschmückt. Taghell erleuchtet war das Atrium, dessen Dachöffnung zum Schutz gegen die nächtliche Kühle von einer purpurfarbigen Wolldecke überspannt war. Eine Fülle acht- und zwölfarmiger Leuchter brannte, und wenn sie sich auch nicht mit dem berühmten Leuchter aus dem Tempel des Apollo messen konnten, dessen sich Nero bediente, so waren sie doch in ihren vielerlei Gestalten von Gefäßen, Bäumen und Tieren sehr prächtig und bekundeten die Hand berühmter Meister. Das Licht der Flammen war durch alexandrinisches Glas oder durch durchsichtige Gewebe in roter, blauer, grüner, gelber und violetter Farbe gedämpft, so daß das Licht in der großen Halle in allen Farben spielte. Nardenduft, an den sich Vinicius im Morgenlande gewöhnt hatte, erfüllte den Raum. Auch die übrigen Gemächer des Hauses, in die der Blick frei war, strahlten in hellem Licht, und überall wimmelte es von Sklaven und Sklavinnen. Im Esszimmer stand der Tisch für vier Personen bereit, denn auch Petronius und Chrysothemis sollten an dem Mahle teilnehmen. Vinicius hatte den Rath des Petronius befolgt und war nicht selbst gegangen, um Ligia abzuholen; hier in seinem Hause sollte er sie mit Höflichkeit, ja mit Ehrerbietung empfangen.

„Gestern bist du betrunken gewesen,“ sagte Petronius zu ihm. „Ich habe dich beobachtet. Als ob du ein Steinhauer aus den Albaner Bergen wärest, so hast du sie behandelt. Suche ihr Vertrauen zu gewinnen, sie froh zu stimmen, und sei nicht zudringlich. Schwöre ihr selbst beim Hades, du werdest sie zu Pomponia zurückbringen. Deine Sache ist es dann, dafür zu sorgen, daß sie morgen doch lieber bei dir bleibt.“

Vinicius hörte jedoch nur halb zu; sein Herz klopfte ungestüm unter dem prächtig verzierten Gewande eines syrischen Priesters, das er Ligia zu Ehren angelegt hatte.

„Jetzt müssen sie schon den Palast verlassen haben,“ sagte er vor sich hin.

Nun brachten die Sklaven DreifüÙe herein, die mit Widderköpfen geschmückt waren, stellten Becken mit glühenden Kohlen darauf und streuten Myrrhen und Narden in die Glut.

„Jetzt biegen sie wohl in die Carinä ein!“ rief Vinicius.

„Er hält's nicht aus! Er läuft ihr entgegen und wird sie verfehlen!“ rief Chrysothemis.

Vinicius lächelte verlegen und sagte: „Doch, ich werde aushalten.“ Dabei blähte er die Nasenflügel und atmete schwer. Als Petronius das bemerkte, suchte er die Achseln.

„Er hat für keinen Deut Philosophie im Leib,“ sagte er. „Meiner Lebtag werde ich aus diesem Sohne des Mars keinen Menschen machen.“

Vinicius hörte gar nicht zu. „Jetzt sind sie schon mitten in der Carinä.“

Und sie lenkten jetzt gerade tatsächlich in die Carinä ein. Fackelträger gingen der Sänfte voran, Läufer gingen nebenher, und Atacinus schritt hinter dem Zuge her, um ihn zu überwachen.

Allein sie kamen nur langsam vorwärts. In den völlig dunkeln Straßen verbreiteten die Fackeln nur wenig Licht. In der Nähe des Palastes waren die Straßen menschenleer gewesen, aber nun wurden sie immer belebter. Aus allen Nebengäßchen kamen Leute, drei, vier miteinander, alle ohne Fackeln und in dunkle Mäntel gehüllt. Manche mischten sich unter die Sklaven und schlossen sich dem Zuge an, größere Gruppen traten ihm entgegen und hielten ihn dadurch auf. Manche taumelten, als wären sie betrunken. Das Weiterkommen wurde zuweilen so schwierig, daß die Fackelträger rufen mußten:

„Platz für den edeln Tribun Marcus Vinicius!“

Ligia schob den Vorhang zurück und zitterte vor Erregung, als sie diese dunkeln Gestalten sah. „Das ist Ursus mit den Christen!“ flüsterte sie. „Gleich wird es geschehen — Christe, hilf, Christe, rette mich!“

Nun wurde aber auch Atacinus unruhig, der anfänglich die ungewöhnliche Belebtheit der Straßen wenig beachtet hatte. Die Sache wurde zu auffallend. Immer wieder mußten die Fackelträger rufen:

„Platz für den edeln Tribun Marcus Vinicius!“

Von allen Seiten drängten sich jetzt Gestalten um die Sänfte, und Atacinus gab den Befehl, die Leute mit Stöcken zu verjagen.

Plötzlich erscholl ein schriller Ruf an der Spitze des Zuges, und alle Fackeln erloschen mit einem Male. Um die Sänfte entstand ein Handgemenge, und Atacinus begriff, daß auf sie ein Überfall gemacht wurde.

Und er erschrak heftig. Jedermann wußte, daß der Cäsar gelegentlich zu seiner Unterhaltung mit seiner Leibwache räuberische Überfälle ausführte, von denen er sogar nicht selten blaue Flecken mit heimbrachte. Aber wer

sich verteidigt hatte, wurde zum Tode verurteilt, und wenn es auch ein Senator war. Die Wache, der die Sicherheit oblag, stellte sich in solchen Fällen gerne taub und blind. Inzwischen artete das Getümmel um die Sänfte zu einem richtigen Kampfe aus. Atacinus überlegte, daß er vor allen Dingen Ligia und sich selbst in Sicherheit bringen müsse, und er hob schnell das Mädchen aus der Sänfte auf seinen Arm und suchte mit ihr in der Finsternis zu entkommen. Aber Ligia rief: „Ursus, Ursus!“

Sie trug ein weißes Gewand und war dadurch deutlich zu sehen. Atacinus wollte eben mit seiner freien Hand seinen Mantel um sie schlagen, da wurde er im Nacken gefaßt wie von einer eisernen Zange, und zerschmetternd traf seinen Kopf der Schlag einer gewaltigen Masse, hart wie Stein.

Wie ein am Altar des Jupiter von einem Beilhieb getroffener Stier stürzte er zu Boden.

Auch die Sklaven, die die Sänfte begleitet hatten, lagen meist am Boden oder flüchteten in der Dunkelheit an den Häusern entlang. Nur die im Getümmel zertrümmerte Sänfte blieb auf dem Platze zurück. Ursus brachte Ligia in die Subura, und seine Gefährten zerstreuten sich unterwegs allmählich.

Vor dem Hause des Vinicius sammelten sich die Sklaven und ratschlagten, was sie tun sollten; einzutreten getrauten sie sich nicht. Nach einiger Überlegung begaben sie sich auf den Platz des Überfalls zurück, und sie fanden hier einige Leichen, darunter die des Atacinus. Noch rührte er sich; aber nach einer heftigen Zuckung streckte er sich aus und war tot.

Sie hoben die Leiche ihres Führers auf und kehrten um; allein vor dem Tore blieben sie wieder ratschlagend stehen. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, sie mußten ihrem Herrn melden, was sich ereignet hatte.

„Gulo soll es sagen,“ flüsterten einige Stimmen. „Das Blut läuft ihm übers Gesicht wie uns auch, und der Herr hat ihn gern. Für Gulo ist es nicht so gefährlich wie für uns.“

Gulo war ein Germane, ein alter Sklave, der Vinicius auf dem Arm getragen hatte und der Wärter seiner Kindheit gewesen war. Er erklärte sich bereit, die Meldung zu übernehmen, aber er sagte:

„Ihr müßt alle mitkommen. Sein Zorn soll nicht mich allein treffen.“

Vinicius hatte die Geduld inzwischen so völlig verloren, daß Petronius und Chrysothemis ihn auslachten; er aber lief im Atrium auf und ab und wiederholte beständig:

„Sie sollten doch schon hier sein! Sie sollten doch schon hier sein!“

Er wollte hinausstürmen, aber die beiden hielten ihn zurück. Plötzlich erschollen Schritte in der Vorhalle; die Sklaven drängten sich alle zu-

sammen ins Atrium, stellten sich an der Wand auf, hoben die Arme in die Höhe und wimmerten: „Wehe, wehe!“

Vinicius stürzte auf sie zu.

„Wo ist Ligia?“ rief er mit schrecklicher Stimme.

„Wehe, wehe!“

Da trat Gulo vor. Das Blut strömte ihm übers Gesicht, und er rief jammervoll und kläglich:

„Sieh, wie wir bluten, Herr, sieh, wie wir bluten! Wir haben um sie gekämpft. Sieh, wie wir bluten!“

Aber er kam nicht zu Ende; Vinicius hatte einen der ehernen Leuchter ergriffen und zerschmetterte dem alten Sklaven mit einem Schlage den Schädel. Dann faßte er sich mit beiden Händen nach dem Kopf, raufte sich die Haare und jammerte:

„Weh mir, weh mir!“

Sein Gesicht wurde bläulich, seine Augen quollen vor, und Schaum stand ihm um den Mund.

„Peitschen her!“ schrie er mit unheimlicher Stimme.

„Weh, weh, Erbarmen, Herr,“ stöhnten die Sklaven.

„Komm, Chrysothemis,“ sagte Petronius mit einem Ausdruck des Ekels im Gesicht. „Willst du rohes Fleisch sehen, dann lasse ich dir einen Schlächterladen in der Carinā öffnen.“

Er verließ mit ihm das Atrium. Und in dem schönen, mit Efeu und Myrten geschmückten Hause hörte man das Säusen der Peitschenhiebe und das Jammergeschrei der Geschlagenen, und das währte fast bis an den Morgen.

ELFTES KAPITEL

In jener Nacht legte sich Vinicius nicht zur Ruhe nieder. Als die Jammerlaute der gepeitschten Sklaven seinem Schmerz und seiner Wut keine Linderung brachten, nahm er andere Diener mit sich und eilte mit ihnen in die Nacht hinaus, um Ligia zu suchen. Er durchstreifte die ganze Stadt, aber es war ein zweck- und zielloses Tun, denn ihm selbst fehlte jede Hoffnung, sie zu finden. Er mußte nur diese entsehlliche Nacht irgendwie herumbringen. Erst bei Tagesanbruch kehrte er nach Hause zurück.

Dort befahl er zuerst, den Leichnam Gulos wegzuschaffen, den bis jetzt niemand anzurühren gewagt hatte. Die Sklaven, die sich Ligia hatten rauben lassen, schickte er ins Sklavengefängnis auf dem Lande, eine Strafe, die

schlimmer war als der Tod. Endlich warf er sich auf eine gepolsterte Bank im Atrium, und seine Gedanken irrten hin und her, wie er Ligia wieder finden und in seine Gewalt bringen könnte.

Sie nie mehr zu sehen, erschien ihm unmöglich, und dieser Gedanke allein machte ihn rasend. Zum erstenmal in seinem Leben fand er ernstlichen Widerstand, und die ungezügelte Natur des jungen Kriegers vermochte nicht zu fassen, daß sich seiner Begierde etwas in den Weg stellen könnte. Noch nie in seinem Leben hatte er etwas so heiß begehrt, wie jetzt Ligia, und er meinte, ohne sie nicht leben zu können. Er konnte sich nicht vorstellen, wie er die nächsten Tage zubringen sollte. Zuweilen wallte ein fast an Wahnsinn grenzender heißer Zorn gegen sie selbst in ihm auf. Er mußte sie haben; an den Haaren wollte er sie ins Schlafzimmer schleifen, seinen ganzen Ingrimm sollte sie kosten. Dann wieder ergriff ihn eine fast unbezwingliche Sehnsucht nach ihrer Stimme, ihrer Gestalt, ihren Augen, und er hätte ihr zu Füßen liegen mögen. Er rief ihren Namen, er zernagte seine Finger, er griff sich in die Haare. Immer tollere Pläne, wie er sie wiederfinden könnte, jagten sich in seinem Kopf, bis plötzlich der Gedanke in ihm aufblühte, kein anderer als Aulus könne sie geraubt haben; jedenfalls aber müsse dieser wissen, wo sie sei.

Hastig sprang er auf, um zu Aulus zu eilen. Gab ihm dieser das Mädchen nicht gutwillig heraus, so wollte er den alten Feldherrn des Widerstandes gegen den Willen des Kaisers anklagen und so ein Todesurteil über ihn bringen. Was galt ihm jetzt noch die dort genossene Gastfreundschaft! Ja, rächen wollte er sich, sogar wenn sie ihm Ligia freiwillig herausgaben; und er weidete sich in Gedanken schon an Pomponia Gracinas Verzeihsung, wenn Aulus das Todesurteil zugestellt wurde.

Pfötzlich kam ihm ein neuer Gedanke, der machte, daß ihm das Blut in den Adern erstarre. Wenn der Cäsar das Mädchen für sich selbst geraubt hätte?

Wie jedermann wußte, belustigte sich Nero gelegentlich an solchen nächtlichen Überfällen, und selbst Petronius hatte ihn schon dabei begleitet. Hauptsächlich wurden Frauen aufgegriffen und dann so lange auf einem Soldatenmantel geprellt, bis sie ohnmächtig waren. Aber zuweilen, wenn sie eine „Perle“ gefangen hatten, wurde eine richtige Entführung daraus. Nero hatte Ligia bei dem Feste gesehen, und wie konnte sie ihm anders denn als die schönste aller Frauen erschienen sein! Allerdings hätte er sie einfach im Palast zurückbehalten können, aber er war feige, wie Petronius sagte, und wollte stets den Schein wahren. Vielleicht scheute er sich auch vor Poppäa. Und nun fiel es dem jungen Mann ein, daß Aulus wohl schwerlich gewagt haben werde, ein Mädchen zu entführen, das Nero ihm,

dem Vinicius, geschenkt hatte. Wer hätte das gewagt? Vielleicht der riesenhafte Ligier, der seine Herrin so verwegen aus dem Festsaal hinausgetragen hatte? Aber wo könnte er sie verbergen? Nein, ein Sklave hatte das nicht vermocht. Also konnte es niemand anders gewesen sein als der Cäsar.

Bei diesem Gedanken ward es Vinicius schwarz vor den Augen, und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne. Wenn es sich so verhielt, war ihm Ligia für immer verloren. Jedem andern hätte er sie entreißen können, dem Kaiser aber nicht. Nun konnte er wahrlich mit Recht ausrufen: „Weh mir, weh mir!“

Jetzt erst empfand er die ganze Tiefe seiner Liebe zu ihr. Wie an einem Ertrinkenden sein ganzes verschlossenes Leben im Geiste noch einmal vorüberzieht, so sah er Ligia — hörte jedes ihrer Worte. Er sah sie am Springbrunnen, sah sie beim Feste des Kaisers. Er meinte, ihre Nähe zu fühlen, den Duft ihrer Haare zu atmen, die Wonne der Küsse zu empfinden, mit denen er ihre frischen, unberührten Lippen bedeckt hatte. Hundertmal schöner, hundertmal begehrenswerter als alle Göttinnen und Sterblichen erschien sie ihm jetzt. Und wenn er sich sie, an der er mit allen Fasern seines Herzens hing, in den Armen des Nero vorstellte, so faste ihn ein wütender körperlicher Schmerz, daß er sich den Kopf an der Wand hätte zertrümmern mögen. Nur der Gedanke an Rache gewährte ihm eine gewisse Erleichterung. „Ich will dein Cassius sein, Cäsar!“ sprach er zu sich selbst, indem er an Nero dachte. Und er ergriff eine Handvoll Erde aus den das Impluvium umgebenden Blumentöpfen und schwur bei Erebus, Hekate und den Laren seines Hauses einen furchtbaren Eid, daß er sich rächen werde.

Dieser Eidschwur verschaffte ihm wirklich einige Erleichterung. Nun wußte er doch, wofür er leben, womit er seine Tage und Nächte hinbringen sollte. Er befahl seine Sänfte und ließ sich auf den Palatin tragen. Unterwegs überlegte er sich, wenn er nicht vorgelassen oder nach Waffen untersucht werde, so sei dies ein Beweis, daß der Kaiser Ligia entführt habe. Er führte jedoch keine Waffen bei sich, denn was seine Rache betraf, hatte er sich eine gewisse Überlegung und Kaltblütigkeit bewahrt. Vor allen Dingen wollte er auch Akte sprechen, und hoffte, von ihr die Wahrheit zu erfahren; ja es durchzuckte ihn wie ein Hoffnungsstrahl, er könnte vielleicht sogar Ligia selbst bei ihr finden.

Auf dem ganzen Wege dachte er theils an Ligia, theils schmiedete er Rachepläne. Er wäre bereit gewesen, ganz Rom von den Rachegöttern ausrotten zu lassen, wenn nur er und Ligia am Leben blieben.

Als er am Tore des Palastes anlangte, hatte er sich wieder etwas gefaßt und überlegte, daß Ligia sicherlich mit dem Willen des Kaisers wieder im

Palaste sei, wenn ihm beim Eintreten die geringste Schwierigkeit gemacht werde. Allein der Hauptmann der Prätorianischen Leibwache lächelte ihm freundlich zu, trat ein paar Schritte vor und sagte:

„Sei gegrüßt, edler Tribun. Wenn du dem Kaiser deine Ehrerbietung zu Füßen legen willst, ist die Zeit jetzt nicht gelegen, und ich glaube nicht, daß du ihn sprechen kannst.“

„Was ist geschehen?“

„Die göttliche kleine Augusta ist gestern plötzlich erkrankt, und der Cäsar und Augusta Poppäa sind bei ihr. Aus der ganzen Stadt sind die Ärzte zusammenberufen worden.“

Das war eine wichtige Sache. Als dem Kaiser diese Tochter geboren wurde, war er beinahe irrsinnig vor Freude geworden und hatte sie mit göttlichen Ehren in Empfang genommen; schon vor ihrer Geburt war sie dem besonderen Schutze der Götter anbefohlen worden. Nero, der maßlos war in allem, liebte auch dieses Kind über alle Maßen. Auch Poppäa hing sehr an dem Kinde, schon allein aus dem einen Grunde, weil sein Dasein ihre Stellung befestigte und ihren Einfluß auf den Kaiser unwiderstehlich machte. Vom Leben und der Gesundheit dieses Kindes konnte das Wohl und Wehe des ganzen Staates abhängen. Vinicius war aber so sehr von seiner Liebe hingenommen, daß er diesem wichtigen Ereignis gar keine Aufmerksamkeit schenkte.

„Ich wünsche nur Akte zu sprechen,“ sagte er.

Aber auch Akte war um das Kind beschäftigt, und Vinicius mußte lange auf sie warten. Erst gegen Mittag erschien sie, blaß und müde, und ihr Gesicht wurde noch bleicher, als sie Vinicius erkannte.

Er ergriff sie am Handgelenk und zog sie in die Mitte des Gemachs.

„Akte, wo ist Ligia?“ rief er.

„Das wollte ich dich fragen,“ erwiderte sie in vorwurfsvollem Tone.

Obgleich Vinicius sich vorgenommen hatte, gefaßt zu sein, griff er sich doch jetzt mit beiden Händen an den Kopf, und sein Gesicht verzerrte sich in Zorn und Schmerz. „Sie ist verschwunden! Sie ist auf dem Wege zu mir entführt worden!“ rief er.

Nachdem er sich ein klein wenig gefaßt hatte, näherte er sein Gesicht dem ihrigen und zischte ihr zu:

„Akte, wenn dir dein Leben lieb ist — wenn du nicht unsägliches Unheil heraufbeschwören willst, so sage mir, hat Nero sie entführt?“

„Der Cäsar hat gestern den ganzen Tag den Palast nicht verlassen.“

„Beim Schatten deiner Mutter, bei allen Göttern beschwöre ich dich, ist sie nicht im Palast versteckt?“

„Beim Schatten meiner Mutter, Marcus, sie ist nicht im Palast, und

der Cäsar hat sie nicht entführt. Die kleine Augusta ist seit gestern krank, und der Cäsar hat ihre Wiege nicht verlassen."

Vinicius atmete auf. Das furchtbarste Hindernis für seine Wünsche war aus dem Wege geräumt.

"So haben Aulus und Pomponia sie geraubt," sprach er, indem er sich auf eine Bank setzte und die Fäuste ballte. „Dann wehe ihnen!"

"Aulus Plautius ist hier gewesen, aber ich konnte ihn nicht empfangen, weil ich bei dem Kinde beschäftigt war. Aber er hat sich bei den Dienern nach Ligia erkundigt und gesagt, er werde wiederkommen, um mich zu sprechen."

"Damit will er nur den Verdacht von sich ablenken. Wenn er nicht wüßte, was mit Ligia geschehen ist, hätte er sich in meinem Hause nach ihr erkundigt."

"Er ist dort gewesen, und dort hat er erfahren, was geschehen ist," berichtete Akte, und als sie sah, wie finster Vinicius dreinschaute, erriet sie seine Gedanken und fügte hinzu: „Nein, Marcus; was geschehen ist, geschah nach Ligias eigenem Willen."

"Und du hast gewußt, daß sie entfliehen wollte!" rief Vinicius wütend. Ihre traurig blickenden Augen fest auf ihn richtend, sagte sie:

"Ich habe gewußt, daß sie nicht deine Geliebte werden wollte."

"Und du? Was bist denn du dein Lebenlang gewesen?"

"Ich war eine Sklavin."

Allein Vinicius war nicht zu besänftigen. Der Cäsar habe ihm Ligia geschenkt, und da brauche er nicht zu fragen, was sie vorher gewesen sei. Sie habe sich durch ihre Flucht dem Willen des Kaisers widersetzt, und er werde diesen durch Petronius veranlassen, Befehl zu geben, daß sie in der ganzen Stadt, ja im ganzen Reich, wenn es sein müsse, von Haus zu Haus gesucht werde.

"Nimm dich in acht, Marcus. Wenn du sie findest, kannst du sie leicht auf Befehl des Kaisers für immer verlieren."

"Was meinst du damit?" fragte Vinicius mit gerunzelter Stirn.

"Höre mir zu, Marcus. Gestern erging ich mich mit Ligia im Garten, und wir begegneten Poppäa mit der kleinen Augusta, die von der Negerin Liliti auf den Armen getragen wurde. Am Abend wurde das Kind krank, und Liliti behauptet steif und fest, es sei behert worden, und zwar von der fremden Frau, die ihnen im Garten begegnet sei. Wird das Kind gesund, dann ist das bald wieder vergessen, wenn nicht, wird Poppäa die erste sein, die Ligia der Zauberei anklagt, und dann ist sie nicht mehr zu retten, wenn sie gefunden wird."

Nach kurzer Pause brach Vinicius das Schweigen.

„Es könnte wohl wahr sein, daß sie das Kind behert hat. Mich hat sie doch auch behert.“

„Lilith sagt, das Kind habe gleich angefangen zu weinen, wie sie mit ihm an uns vorübergegangen sei, und das ist wahr. Wahrscheinlich war das Kind schon krank, als es in den Garten gebracht wurde. Marcus, suche nach Ligia, wo immer du willst, aber nenne ihren Namen nicht vor dem Cäsar, solange das Kind nicht wieder gesund ist, sonst beschwörst du die Rache der Poppäa auf sie herab. Ligias Augen haben um deinetwillen schon genug Tränen vergossen. Mögen alle Götter sie nun beschützen.“

„Liebst du sie, Akte?“ fragte Vinicius traurig.

Die Augen der Freigelassenen füllten sich mit Tränen. „Ja, ich liebe sie,“ sagte sie einfach.

„Dir hat sie nicht mit Haß gelohnt wie mir.“

Zögernd betrachtete ihn Akte einen Augenblick, als überlege sie, wie weit seine Worte aufrichtig gemeint seien. Dann sagte sie:

„O du blinder, törichter Mann! Sie liebt dich.“

Vinicius sprang auf wie besessen. „Das ist nicht wahr, sie haßt mich!“ rief er.

Woher wollte Akte wissen, daß sie ihn liebe? Es war doch kaum wahrscheinlich, daß Ligia ihr nach so kurzer Bekanntschaft Geständnisse gemacht haben sollte. Und was wäre das für eine Liebe, die ein Wanderleben in Armut und Not, vielleicht sogar den Tod dem Geliebten, der ihrer im festlich geschmückten Hause warte, vorziehe? Die Liebe ergebe sich, sie laufe nicht davon. Es habe allerdings Augenblicke im Hause des Aulus gegeben, wo er gefühlt habe, daß ihm das Glück nahe sei. Allein jetzt sei er überzeugt, daß sie ihn hasse und mit diesem Haß im Herzen sterben werde.

Aber die sonst so schüchterne und zurückhaltende Akte überhäufte ihn jetzt mit Vorwürfen. Was sei das für eine Art gewesen, mit der er versucht habe, Ligias Liebe zu gewinnen! Statt Aulus und Pomponia zu bitten, sie ihm zu geben, habe er sie ihren Eltern gestohlen. Zu seiner Geliebten habe er sie erniedrigen wollen, nicht sie zu seiner rechtmäßigen Gattin machen, sie, die Pflegetochter einer vornehmen Familie und die Tochter eines Königs! An einen Ort des Lasters und der Schande habe er sie gebracht und ihre Unschuld durch den Anblick einer wüsten Orgie in den Schmutz gezogen. Er scheine nicht Verstand genug zu haben, um ein von Pomponia erzogenes Mädchen von Poppäa und den andern Frauen, wie sie im Kaiserpalaste zu finden seien, zu unterscheiden. Der erste Blick hätte ihm doch die Überzeugung geben müssen, daß eine so reine Seele den Tod der Schande vorziehen werde. Nein, sie habe ihr allerdings keine Geständnisse gemacht, aber sie habe ihrem Vertrauen Ausdruck gegeben, daß Vinicius sie retten werde,



sie habe die Zuversicht gehabt, durch seine Vermittlung werde ihr der Cäsar erlauben, zu Pomponia zurückzukehren. Und als sie dieses gesagt habe, sei sie errötet und in Verwirrung geraten, wie ein Mädchen, das liebt und vertraut. Ihr Herz habe für ihn geschlagen, aber er habe sie in Schrecken gesetzt und ihre Empörung herausgefordert. Er solle sie nur mit Hilfe von des Cäsars Cohorten suchen lassen — aber er dürfe überzeugt sein, falls Neros Kind sterbe, falle der Verdacht auf sie, und ihr Untergang sei dann nicht mehr zu vermeiden.

Trotz seiner Wut und seines Schmerzes wurde Vinicius durch das, was Akte sagte, tief erschüttert. Ihre Versicherung, daß Ligia ihn liebe, bewegte ihn bis in die innerste Seele. Ja, sie war errötet, und ihre Augen hatten gegläntzt, als er im Hause des Aulus mit ihr sprach. Damals hatte gewiß Liebe ihr Herz bewegt. Dieser Gedanke erfüllte ihn mit Entzücken, und er sah ein, daß er mit friedlichen Mitteln leicht ihr Herz hätte gewinnen können. Er hätte sie als seine Gattin in sein Haus führen und aus ihrem Munde die herkömmliche Formel vernehmen können: „Wo du Gajus bist, da will ich Gaja sein,“ und sie wäre sein gewesen für immer. Weshalb hatte er es nicht getan? Er hatte doch gewünscht, sie zu seinem Weibe zu machen.

Wieder faßte ihn der Zorn, aber er richtete sich jetzt gegen Petronius. Der war schuld. Ohne ihn wäre Ligia jetzt seine Verlobte und von keinerlei Unheil bedroht. Jetzt war es zu spät. Aber finden wollte er sie, und gewohnheitsmäßig seine Toga um sich schlagend, wollte er eben das Gemach verlassen, ohne auch nur Akte Lebewohl zu sagen, als der Vorhang des Eingangs zurückgezogen wurde und Pomponia vor ihm stand.

Augenscheinlich hatte auch sie von Ligias Verschwinden gehört, und im Gedanken, daß sie leichter als Aulus bei Akte vorgelassen werde, war sie hergekommen, um Auskunft zu erbitten.

Als sie Marcus Vinicius sah, wandte sie ihm ihr zartes, blaßes Gesicht zu und sagte:

„Marcus, möge dir Gott das Leid vergeben, das du über uns und Ligia gebracht hast!“

Schuldbewußt und unglücklich senkte er den Kopf und begriff nicht, welcher Gott ihm verzeihen solle, noch warum Pomponia von Vergebung sprach, wo sie seiner Meinung nach von Rache hätte reden sollen.

Endlich nahm er seinen Abschied, ratlos, von trüben Gedanken gequält und voll Verzweiflung.

Auf dem Hofe und in den Säulengängen drängte sich eine erregte Menge. Die Nachricht von der Erkrankung der „göttlichen“ kleinen Augusta hatte sich augenscheinlich rasch verbreitet, und alles eilte, sich im Palaste zu zeigen und wenigstens den Sklaven Neros von seiner Teilnahme zu sprechen. Auch

Petronius erschien, um Erkundigungen einzuziehen, und hielt Vinicius auf, als dieser den Palast verlassen wollte. So im Innersten zerknirscht hatte Vinicius Akte verlassen, daß selbst beim Anblick des Petronius sein Jähzorn nicht mehr aufflammte. Er schob seinen Oheim nur zur Seite und wollte wortlos weitergehen, wurde aber von diesem fast mit Gewalt zurückgehalten.

„Wie geht es der göttlichen Augusta?“ fragte er.

Die gegen Vinicius angewandte sanfte Gewalt erweckte nun aber doch wieder dessen Wut.

„Sie soll zur Hölle fahren und dieses ganze Haus mit ihr!“ zischte er durch die Zähne.

„Schweig, Unglücklicher!“ rief Petronius, sich hastig umschauend, und fügte dann hinzu: „Wenn du etwas von Ligia erfahren willst, so komm mit mir. Nein, hier sage ich nichts. In der Sänfte will ich dir meine Vermutungen mittheilen.“

Er schlang seinen Arm um die Schultern des jungen Mannes und zog ihn rasch zum Palaste hinaus. Damit hatte er seine eigentliche Absicht erreicht, denn auch er wußte nicht das geringste von Ligia. Aber er hatte Mitleid mit Vinicius, und da er sich einigermaßen für die Ereignisse verantwortlich fühlte, hatte er von sich aus schon einige Maßregeln angeordnet. Als sie in der Sänfte saßen, sagte er:

„Ich habe an jedes Stadttor eine Wache von meinen Sklaven geschickt und ihnen das Mädchen und den ungeschlachteten Riesen, der sie aus dem Festsaal hinausgetragen hat, genau beschrieben. Sicherlich hat dieser sie deinen Sklaven abgenommen. Vielleicht wollen Aulus und Pomponia sie auf einem ihrer Güter versteckt halten. Wird sie an keinem der Tore gesehen, so ist das ein Beweis, daß sie sich noch in dieser Stadt befindet, und wir wollen noch heute anfangen, sie in Rom zu suchen.“

„Aulus und Pomponia wissen nicht, wo sie ist.“

„Bist du dessen ganz gewiß?“

„Ich habe Pomponia gesehen, und auch sie sucht eifrig nach Ligia.“

„Gestern abend konnte sie nicht mehr aus der Stadt kommen, denn die Tore sind bei Nacht geschlossen. An jedem Tor sind jetzt zwei meiner Leute, einer um Ligia und dem Riesen auf den Fersen zu folgen, und der andere, um mir sofort Nachricht zu bringen. Wenn sie noch in Rom ist, werden wir sie sicherlich finden, denn der Riese kann seine Gestalt nicht verstecken. Es ist nur ein Glück, daß nicht der Cäsar sie entführt hat, und ich kann dir versichern, daß er es nicht gewesen ist. Mir bleibt kein Geheimnis des Palastes verborgen.“

Mehr schmerzerfüllt als zornig und mit zitternder Stimme berichtete

Vinicius jeht, was er von Akte erfahren hatte und welch neue Gefahren Ligia bedrohten, und daß sie, falls sie gefunden werde, vor Poppäa versteckt werden müsse. Dann aber machte er Petronius bittere Vorwürfe wegen des Rates, den dieser ihm gegeben hatte. Wenn er nicht gewesen wäre, so stünde jeht alles wohl. Ligia befände sich im Hause des Aulus, Vinicius könnte sie jeden Tag sehen und sprechen und glücklicher sein als der Cäsar. Von seinen eigenen Worten hingerissen, erregte er sich immer mehr, und schließlich rannen ihm Tränen des Kummers und des Zorns über die Wangen.

Petronius, der den jungen Tribun einer solchen Leidenschaft gar nicht für fähig gehalten hatte, sprach voll Verwunderung zu sich selbst:

„O Venus, du mächtige Gebieterin von Kypros! Du allein herrschest über Götter und Menschen!“

ZWÖLFTES KAPITEL



Als sie beim Hause des Petronius ausstiegen, verkündigte der Torhüter, daß noch keiner von den an die Tore gesandten Sklaven zurückgekehrt sei. Er habe ihnen Essen geschickt und ihnen noch einmal bei peinlicher Strafe einschärfen lassen, sie sollten ja genau alle überwachen, die die Stadt verließen.

„Siehst du,“ sagte Petronius. „Sie sind also noch in der Stadt, und wir werden sie jedenfalls finden. Schicke auch du von deinen Sklaven an die Tore, hauptsächlich alle, die Ligias Begleitung gebildet haben.“

„Ich habe Befehl gegeben, sie in die unterirdischen Gefängnisse zu werfen. Aber ich will diesen Befehl widerrufen und sie an die Tore senden.“

Er schrieb einige Worte auf ein mit Wachs überzogenes Täfelchen, das unverweilt ins Haus des Vinicius geschickt wurde. Die beiden begaben sich ins Atrium und nahmen auf einer Marmorbank Platz. Die goldlockigen Mädchen, Eunike und Iris, rückten ihnen ehernen Fußschemel zurecht, schoben einen Tisch vor ihre Bank und gossen ihnen aus schönen langhalsigen Krügen Wein in die aufgestellten Becher.

„Hat je irgend einer deiner Sklaven diesen riesigen Ligier gesehen?“ fragte Petronius.

„Nur Atacinus und Gulo. Aber Atacinus ist beim Kampf um die Sänfte umgekommen, und Gulo habe ich selbst getötet.“

„Das ist mir sehr schmerzlich. Er hat nicht nur dich, sondern auch mich schon auf den Armen getragen.“

„Ich stand im Begriff, ihn freizulassen,“ erwiderte Vinicius. „Aber lassen wir das. Wir wollen von Ligia reden. Rom ist ein Meer —“

„In dem sich Perlen finden. Ligia finden wir weder heute noch morgen, aber mit der Zeit jedenfalls.“

„Und wenn sie gefunden ist, steht sie in großer Gefahr. Stirbt das Kind, so glaubt Poppäa, Ligia sei schuld daran und wird auch Nero diese Ansicht beibringen.“

„Ganz richtig, und dies beunruhigt auch mich sehr. Aber vielleicht wird das Püppchen wieder gesund, und stirbt es, so wird sich schon irgend ein Ausweg finden.“

Petronius bedachte sich einen Augenblick und fügte dann hinzu:

„Man sagt, Poppäa sei eine Anhängerin der Lehre der Juden und glaube an böse Geister. Der Cäsar ist abergläubisch. Wenn wir das Gerücht verbreiten, Ligia sei von bösen Geistern geholt worden, so findet das Glauben, da sie ja weder der Cäsar noch Aulus entführt hat. Sprich nur einmal von bösen Geistern, und deine Sklaven werden sofort beschwören, mit eigenen Augen gesehen zu haben, wie Ligia durch die Luft entführt wurde, schon allein darum, weil sie dann dir gegenüber gerechtfertigt sind.“

Vinicius, der ebenfalls nicht frei von Aberglauben war, schaute Petronius plötzlich entsetzt und voll Unruhe in die Augen.

„Wo könnte Ursus die vielen Helfer hergehabt haben, und allein hat er es doch nicht vermocht. Wer hat sie fortgebracht?“ Petronius lachte laut auf.

„Siehst du, jedermann wird daran glauben, du glaubst ja selbst schon halb und halb daran. Ja, so sind wir, die wir der Götter spotten! Sie wird dann also nicht gesucht werden, und einstweilen verstecken wir sie außerhalb der Stadt in einer von deinen oder meinen Villen.“

„Wer kann ihr beigestanden haben?“

„Ihre Glaubensgenossen,“ erwiderte Petronius.

„Was sind das für Glaubensgenossen? Welche Gottheit beten sie an? Ich müßte das eigentlich besser wissen als du.“

„Fast jede Frau in Rom verehrt eine andere Gottheit. Jedenfalls hat Pomponia Ligia dazu erzogen, dieselbe Gottheit zu verehren wie sie, allein was das für eine ist, weiß ich nicht. So viel ist gewiß, niemand hat sie in unsern Tempeln Opfer darbringen sehen. Sie ist beschuldigt worden, Christin zu sein, aber das ist nicht möglich; eine geheime Untersuchung hat sie von diesem Verdachte gereinigt. Man behauptet nicht nur, daß die Christen einen Eselskopf als Gott anbeten, sie sollen auch Feinde der ganzen Menschheit sein und die entsetzlichsten Verbrechen begehen. Also kann Pomponia keine Christin sein, denn sie ist gut. Wenn sie die Menschheit hasste, würde sie gegen ihre Sklaven nicht so gütig sein.“

„Nirgends werden sie so gut behandelt wie im Hause des Aulus,“ erklärte Vinicius.

„Mir hat Pomponia von einem Gott gesprochen, der der Eine sei, allmächtig und allgeredt. Was sie mit all den andern Göttern macht, ist ihre Sache. Aber dieser ihr Gott könnte nicht viel Macht haben, oder richtiger, er müßte ein armseliger Gott sein, wenn er nur von Pomponia und Ligia und Ursus angebetet würde. Er muß noch andere Anhänger haben; und diese haben Ligia Beistand geleistet.“

„Ihre Lehre befiehlt ihnen zu verzeihen,“ sagte Vinicius. „Bei Akte habe ich Pomponia getroffen, und sie sagte zu mir: „Möge dir Gott das Leid vergeben, das du über uns und Ligia gebracht hast.“

„Ihr Gott scheint ein recht mildes Wesen zu sein. Möge er dir vergeben und dir als Zeichen seiner Verzeihung wieder zu dem Mädchen verhelfen.“

„Ich würde ihm morgen eine Hekatombe opfern. Nichts freut mich mehr, ich mag nicht essen, nicht schlafen, nicht ins Bad gehen. Ich ziehe einen dunklen Mantel an und durchwandere die Stadt. Vielleicht entdecke ich sie in irgend einer Verkleidung. Ich bin ganz krank.“

Mitleidig schaute ihn Petronius an. Er hatte dunkle Schatten unter den fieberhaft glänzenden Augen. Der unrasierte dunkle Bart färbte die kräftigen Kinnsaden bläulich, und die Haare waren zerwühlt; er sah wirklich krank aus. Auch Iris und die goldlockige Eunike betrachteten ihn mit Teilnahme, aber er und Petronius achteten der beiden Sklavinnen so wenig, als ob es im Zimmer spielende Hunde wären.

„Du hast Fieber,“ sagte Petronius.

„Ja.“

„Hör zu. Ich weiß nicht, was dir der Arzt verschreiben würde, aber ich weiß, was ich an deiner Stelle täte: nimm eine andere, bis Ligia gefunden ist. Du hast ja schöne Sklavinnen im Hause. Aber vielleicht haben sie für dich nicht mehr den Reiz der Neuheit.“ Aufmerksam betrachtete er zuerst Iris und dann Eunike. Dann faßte er diese goldlockige Griechin bei der Hand und sagte: „Sieh dir diese Nymphe an. Drei schöne Knaben sind mir für sie geboten worden. Ich weiß selbst nicht, warum sie mich seither so kalt gelassen hat; Rücksicht auf Chrysothemis ist es nicht gewesen. Nimm sie; ich schenke sie dir.“

Als die goldlockige Eunike diese Worte hörte, wurde sie bleich wie der Tod und wartete mit entsetzten Blicken auf die Antwort des Vinicius.

Aber der junge Soldat sprang ungeduldig auf und rief abwehrend: „Nein, nein, ich will sie nicht! Ich will keine andere! Ich danke dir, aber ich will sie nicht! Durch die ganze Stadt will ich Ligia suchen. Lasse mir

elnen Mantel mit einer Kapuze geben! Wenn ich nur wenigstens Ursus fände!"

So rasch als möglich machte er sich auf den Weg, und Petronius, der sah, wie ihn die Unrast verzehrte, hielt ihn nicht auf. Da er aber sein Geschenk nicht zurücknehmen wollte, sagte er zu Eunike:

„Eunike, bade und salbe dich und kleide dich an und dann begib dich ins Haus des Vinicius.“

Da fiel die Griechin vor ihm auf die Knie und flehte ihn mit ausbreiteten Armen an, sie nicht aus seinem Hause wegzusenden. Sie gehe nicht zu Vinicius. Lieber trage sie Holz in seinem Hause, als daß sie in dem des Vinicius die erste Stelle unter den Dienerinnen einnehme. Sie wolle nicht gehen und sie könne nicht gehen. Sie flehte ihn an, sich ihrer zu erbarmen. Lieber solle er sie alle Tage peitschen lassen, als sie aus dem Hause senden.

Petronius wollte seinen Ohren nicht trauen. Eine Sklavin, die sagte, ich will nicht und ich kann nicht, war etwas Unerhörtes in Rom. Er runzelte die Brauen. Zwar war er eine zu verfeinerte Natur, um grausam zu sein, und seine Sklaven genossen mehr Freiheit als üblich war, vorausgesetzt, daß sie ihre Pflicht erfüllten und aufs Wort gehorchten. Wer es jedoch daran fehlen ließ, den trafen die herkömmlichen Strafen. Finster schaute er darum die kniende Sklavin an und sagte:

„Hole den Teiresias und komme mit ihm zurück.“

Zitternd und mit Tränen in den Augen stand sie auf, ging hinaus und kam bald mit dem Wächter des Atriums, dem Kreter Teiresias wieder herein.

„Nimm Eunike und gieb ihr fünfundzwanzig Rutenstreiche, aber verleihe ihre Haut nicht,“ befahl er. Dann begab er sich in seine Bibliothek und wollte an seinem „Gastmahl des Trimalchion“ arbeiten.

Aber er vermochte nicht, sich zur Arbeit zu sammeln; Ligias Flucht und die Krankheit der kleinen Augusta nahmen seine Gedanken zu lebhaft in Anspruch. Er sagte sich, falls der Cäsar wirklich glaube, das Kind sei durch Ligia behert worden, so könnte die Verantwortung dafür auch auf ihn fallen, denn auf seine Veranlassung hin war Ligia in den Palast gekommen. Er hoffte aber, wenn er mit dem Kaiser spreche, ihn von der Lächerlichkeit einer solchen Voraussetzung überzeugen zu können. Außerdem verließ er sich auch ein wenig auf eine gewisse Schwäche, die Poppäa für ihn hatte und die sie ihm nicht ganz hatte verbergen können. Nach einer Weile zuckte er die Achseln in der Überzeugung, daß er sich grundlos geängstigt habe, und entschloß sich, erst zu speisen und dann auszugehen. Auf dem Weg ins Eßzimmer fiel ihm unter den andern Sklaven die schöne Gestalt Eunikes

auf. Er dachte nicht mehr daran, daß er Teiresias keinen weiteren Befehl gegeben hatte als den, sie zu züchtigen, und sah sich stirnrunzelnd nach diesem um. Da er ihn nicht erblickte, wandte er sich an Eunike.

„Hast du deine Schläge bekommen?“

„Ja, Herr, ich habe sie bekommen. O ja, Herr!“ antwortete sie und sank zu seinen Füßen nieder.

Ihre Stimme zitterte vor Freude und Dankbarkeit. Offenbar war sie der Meinung, sie dürfe jetzt im Hause bleiben. Petronius wunderte sich über diesen leidenschaftlichen Widerstand bei einer Sklavin, war aber ein zu gewiegter Menschkenner, um nicht einzusehen, daß nur Liebe die Ursache sein könne.

„Hast du dein Herz an einen im Hause gehängt?“ fragte er.

Mit ihren blauen Augen, die ganz von Tränen verschleiert waren, schaute sie zu ihm auf und sagte so leise, daß er es kaum hörte:

„Ja, Herr.“

Sie war in diesem Augenblick mit ihren goldenen Locken und ihren wunderbaren Augen in denen Furcht und Hoffnung sich stritten, so schön, daß Petronius, der als Weltweiser die Macht der Liebe anerkannte und als Schöngest jeder Schönheit huldigte, Mitleid mit ihr empfand.

„Welchen von diesen liebst du?“ fragte er, sich nach den Sklaven umsehend.

Er bekam keine Antwort. Eunike neigte das Haupt bis zu seinen Füßen herunter und blieb so regungslos wie eine Bildsäule.

Petronius blickte seine Sklaven, unter denen sich schöne Jünglinge befanden, der Reihe nach an, konnte aber aus ihren Gesichtern nichts erraten; auf allen merkte er nur ein sonderbares Lächeln. Dann schaute er wieder zu Eunike herunter, die immer noch zu seinen Füßen lag, und begab sich hierauf ins Esszimmer. Nachdem er gespeist hatte, ließ er sich in den Palast tragen und von dort zu Chrysothemis, wo er bis spät in die Nacht blieb. Nach seiner Rückkehr ließ er Teiresias zu sich rufen.

„Hast du Eunike gezüchtigt?“

„Ja, Herr. Aber du hattest mir befohlen, ihre Haut zu schonen.“

„Habe ich dir sonst keinen Befehl gegeben?“

„Nein, Herr,“ erwiderte der Sklave sehr beunruhigt.

„Was weißt du von ihr?“

Teiresias antwortete mit unsicherer Stimme:

„Eunike verläßt bei Nacht das Schlafzimmer, das sie mit der alten Afrisone und mit Psida teilt, niemals. Sie betritt auch die Baderäume nicht mehr, nachdem du angezogen bist. Die andern Sklaven lachen über sie und heißen sie Diana.“

„Schon gut,“ sagte Petronius. „Mein Nefse Vinicius, dem ich sie heute morgen angeboten habe, wollte sie nicht nehmen, also soll sie hier bleiben. Du kannst gehen.“

„Darf ich noch ein paar Worte wegen Eunike sagen, Herr?“

„Ich befehle dir, mir alles zu sagen, was du von ihr weißt.“

„Im ganzen Hause spricht man von der Entführung des Mädchens, das zu Vinicius ins Haus kommen sollte. Nachdem du weggegangen warst, kam Eunike zu mir und sagte, sie kenne einen Mann, der das Mädchen wiederfinden könnte.“

„Wer ist dieser Mann?“ fragte Petronius.

„Ich weiß es nicht, Herr, aber ich dachte, ich müßte dir doch davon sagen.“

„Gut. Lasse diesen Mann morgen herkommen und den Tribun erwarten, den du in meinem Namen herbestellen wirst.“

Der Sklave verbeugte sich und ging. Die Gedanken des Petronius beschäftigten sich weiter mit Eunike. Augenscheinlich war dieser viel daran gelegen, daß Ligia gefunden werde, damit man sie nicht zwingt, als deren Ersatz ins Haus des Vinicius zu gehen. Es fiel ihm ein, der Mann, den sie für die Suche nach Ligia vorgeschlagen habe, könnte der sein, den sie liebe, und der Gedanke tat ihm weh, er wußte nicht warum. Es wäre nicht schwer, die Wahrheit zu erfahren; er brauchte nur Eunike kommen zu lassen. Aber es war schon spät, und Petronius war schläfrig. Auf dem Wege in sein Schlafzimmer fiel ihm ohne weiteren Grund mit einem Male ein, daß er heute in den Augenwinkeln der Chrysothemis Fältchen entdeckt hatte. Er überlegte sich auch, daß ihr Ruf als Schönheit größer sei, als sie wirklich verdiene, und daß der Mann, der ihm drei junge Sklaven für Eunike geboten habe, das Mädchen billig gekauft hätte.

DREIZEHNTES KAPITEL



Am nächsten Morgen war Petronius kaum angekleidet, als der von Teiresias herbestellte Vinicius erschien. Daß von den Toren keine Nachricht kam, beunruhigte ihn, denn er dachte, Urfus könnte Ligia sofort aus der Stadt geschafft haben, bevor noch die Sklaven des Petronius an die Tore geschickt worden waren. Im Herbst wurden die Stadttore der kurzen Tage wegen allerdings frühzeitig geschlossen, aber wer hinauswollte, wurde nicht daran gehindert, und es gab auch noch Schleichwege, die den Sklaven, die flüchten wollten, wohlbekannt waren. Er selbst hatte als Sklave ver-

kleidet den ganzen verfloffenen Tag hindurch die Stadt nach allen Seiten durchstreift, aber keine Spur von Ligia gefunden. Er hatte aber die Sklaven des Nulus getroffen, die ebenfalls auf der Suche waren, und das hatte ihm bestätigt, daß auch Nulus und Pomponia nicht wußten, was aus ihr geworden war.

Als nun Vinicius von Teiresias erfuhr, daß da ein Mann sei, der sich getraue, Ligia zu finden, eilte er sofort zu Petronius und erkundigte sich eifrig nach diesem Manne, ohne nur zuvor ordentlich zu grüßen.

„Er wird gleich da sein,“ sagte Petronius. „Es ist ein Bekannter der Eunike. Sie kommt jetzt eben, um meine Toga zu falten und kann uns Näheres mitteilen.“

„Ist das die Sklavin, die du mir gestern schenken wolltest?“

„Und die du zurückgewiesen hast, wofür ich dir, nebenbei gesagt, recht dankbar bin, denn in ganz Rom kann niemand die Toga falten wie sie.“

Er hatte kaum ausgesprochen, als Eunike eintrat. Sie ergriff die Toga, die auf einem mit Elfenbein eingelegten Sessel lag, und warf sie Petronius über die Schultern. Ihr schönes Gesicht erglänzte in stiller Freude.

Petronius schaute sie an, und sie erschien ihm sehr schön.

„Eunike, ist der Mann gekommen, von dem du gestern mit Teiresias gesprochen hast?“ fragte er.

„Ja, Herr.“

„Wie heißt er?“

„Chilon Chilonides, Herr.“

„Was ist er?“

„Ein weiser Mann, Arzt und Wahrsager, der im Buche des Schicksals lesen und den Menschen ihre Zukunft vorherverkündigen kann.“

„Hat er dir wahrgesagt?“

Eunike errötete tief, als sie antwortete: „Ja, Herr!“

„Was hat er dir vorhergesagt?“

„Schmerz und Glück.“

„Den Schmerz hast du gestern schon von der Hand des Teiresias erduldet, also sollte jetzt das Glück auch eintreffen.“

„Es ist schon eingetroffen, Herr.“

„Und worin besteht dieses Glück?“

„Ich darf hier bleiben,“ erwiderte sie mit leiser Stimme.

Petronius legte ihr die Hand auf die goldenen Locken.

„Du hast die Falten meiner Toga heute schön geordnet,“ sagte er. „Ich bin mit dir zufrieden, Eunike.“

Als seine Hand ihr Haupt berührte, füllten sich ihre Augen mit Tränen, und ihr Busen hob und senkte sich rasch.

Petronius und Vinicius begaben sich nun ins Vorzimmer, wo Chilon Chilonides auf sie wartete und sich bei ihrem Eintritt tief verbeugte. Petronius lächelte beim Gedanken an seinen gestrigen Verdacht. Dieser Mann konnte nicht der Geliebte eines Mädchens sein, er sah abstoßend und zugleich lächerlich aus. Sehr alt war er nicht, und nur wenige graue Haare zogen sich durch seine struppige Mähne und seinen ungepflegten Bart. Seine eingefallene Brust und sein gewölbter Rücken machten, daß er auf den ersten Blick verwachsen aussah. Über diesen vorgebeugten Schultern thronte ein Riesenkopf, der aussah wie eine Kreuzung zwischen Affe und Fuchs. Sein Gesicht war voller Pickeln, die sich besonders auf der roten Nase häuften, ein Beweis, wie gern er dem Weine zusprach. Seine unordentliche Kleidung, bestehend aus einer dunkelfarbigen Tunika aus Ziegenwolle und einem zerrissenen Mantel aus demselben Stoff, deutete Armut — wirkliche oder vorgegebene — an. Sein Anblick erinnerte Petronius sofort an Homers Terstes. Er beantwortete Chilons Verbeugung mit einer Handbewegung und sagte:

„Ich grüße dich, göttlicher Terstes. Was machen die Blaumäler, die dir Ulysses vor Troja geschlagen hat, und wie geht es ihm selbst in den elysäischen Gefilden?“

„Edler Herr, Ulysses, der weiseste der Toten entbietet durch mich dem Petronius, dem weisesten der Lebenden, seinen Gruß und ersucht dich, du möchtest meine Blaumäler mit einem neuen Mantel verhüllen.“

„Bei Hekate!“ rief Petronius. „Diese Antwort verdient wirklich einen neuen Mantel!“

In großer Ungeduld unterbrach Vinicius diese Unterhaltung und fragte Chilon ohne weiteres:

„Ist dir die Aufgabe bekannt, die du übernehmen sollst?“

„Halb Rom spricht von nichts anderem. Ein Mädchen namens Ligia, die Pflgetochter des Aulus Plautius, ist entführt worden, während deine Sklaven sie aus dem Kaiserpalast in dein Haus trugen. Ich mache mich erbötig, sie in Rom aufzufinden, oder, falls sie die Stadt verlassen haben sollte, was jedoch nicht wahrscheinlich ist, so will ich sie entdecken, wohin sie auch geflüchtet und wo sie sich auch versteckt halten mag.“

„Gut,“ sagte Vinicius, sehr erbaut durch die Zuversicht, die sich in dieser Antwort aussprach. „Was hast du dazu für Mittel?“

„Die Mittel hast du, Herr“, erwiderte Chilon mit schlauem Lächeln.

„Ich habe nur den Verstand dazu.“

Auch Petronius lächelte; er war mit seinem Besucher sehr zufrieden. „Wenn einer, so kann dieser Mann das Mädchen finden,“ dachte er. Vinicius aber runzelte die Stirn und sagte:

„Wenn du mich betrügst, um einen Lohn herauszulocken, so lasse ich dich peitschen.“

„Ich bin ein Philosoph, Herr, und ein solcher ist nicht durch Lohn zu verlocken, besonders nicht durch einen solchen, wie du ihn mir so großmütig in Aussicht stellst.“

„Was, du bist ein Philosoph!“ rief Petronius. „Eunike hat mir doch gesagt, du seiest Arzt und Wahrlager. Wie hast du Eunike kennen gelernt?“

„Sie hat meinen Rat erbeten, denn mein Ruhm war ihr zu Ohren gekommen.“

„Wofür hat sie deinen Rat erbeten?“

„Sie wollte von unerwidelter Liebe geheilt werden.“

„Und hast du sie geheilt?“

„Ich habe mehr getan, Herr. Ich habe ihr ein Amulett gegeben, das ihr Gegenliebe schafft. In Paphos auf der Insel Zypern ist ein Tempel, in dem ein Gürtel der Venus aufbewahrt wird. Zwei Fäden dieses Gürtels, in die Schale einer Mandel eingeschlossen, hat sie von mir erhalten.“

„Und du hast selbstverständlich einen guten Preis dafür bekommen?“

„Erwiderte Liebe ist nie zu teuer bezahlt. Ich habe zwei Finger meiner rechten Hand verloren und muß Geld zusammensparen, damit ich mir einen Sklaven kaufen kann, der meine Gedanken niederschreibt und meine Weisheit der Nachwelt aufbewahrt.“

„Und welcher Schule gehörst du an, verehrungswürdiger Weltweiser?“

„Herr, ich bin ein Zyniker, denn ich hülle mich in einen zerrissenen Mantel. Ich bin ein Stoiker, denn ich trage den Mangel, den ich leide, mit Geduld. Ich bin Peripathetiker, denn da ich keine Sänfte besitze, gehe ich zu Fuß von einer Weinschenke in die andere und belehre alle, die geneigt sind, dafür einen Krug Wein zu bezahlen.“

„Und der Wein macht dich dann wohl zum Redner?“

„Heraklit hat gesagt, alles fließt, und der Wein fließt auch.“

„Und er hat auch gelehrt, das Feuer sei eine Gottheit, und diese Gottheit thront auf deiner Nase. Aber sage mir, Chilon Chilonides, wo stammst du her?“

„Vom Pontos Euxinos. Ich bin in Messambria geboren.“

„Chilon, du bist ein großer Mann.“

„Der aber keine Anerkennung findet,“ fügte der Weise mit traurigem Tone hinzu.

Vinicius wurde immer ungeduldiger. Er wollte, daß Chilon mit seinen Nachforschungen sofort beginne, und hielt diese Unterhaltung für eitel Zeitverderb; er war wütend auf Petronius.

„Wann fängst du an zu suchen?“ fragte er den Griechen.

„Ich habe schon angefangen. Vertraue mir, edler Tribun. Glaube mir, wenn du deine Schuhriemen verlörest, ich fände ihn dir wieder oder den Menschen, der ihn aufgehoben hat.“

„Hast du schon öfter solche Aufträge bekommen?“ fragte Petronius.

Der Grieche blickte gen Himmel. „Heutzutage sind Tugend und Weisheit so wenig geachtet, daß ein Philosoph seinen Unterhalt auf andere Weise verdienen muß. Ich suche alles zu ergründen, um jedem, der es wünscht, Auskunft geben zu können.“

„Jedem, der dafür bezahlt.“

„Ach Herr, ich muß mir einen Schreiber kaufen, sonst stirbt meine Weisheit mit mir.“

„Wenn du dir noch nicht einmal einen neuen Mantel hast ersparen können, müssen deine Dienste nicht viel wert gewesen sein.“

„Die Bescheidenheit verbietet mir, davon zu reden. Nicht meine Verdienste sind gering, die Menschen kennen keine Dankbarkeit mehr. Wenn ein Sklave entflohen ist, wer findet ihn wieder, wenn nicht der Sohn meines Vaters? Wenn an den Mauern Schmähschriften auf die göttliche Poppäa angeheftet sind, wer sonst ermittelt die Urheber? Wer entdeckt in den Buchläden die Verse gegen den Cäsar? Vor wem haben die Weinschenken und Bäckerläden kein Geheimnis? Wem vertrauen die Sklaven? Wer kennt das Innerste der Häuser und jede Straße und jeden Winkel? Wer weiß, was in den Bädern geschwaht wird, auf den Märkten, bei den Sklavenhändlern und in der Arena?“

„Genug, genug, edler Weiser!“ rief Petronius. „Sonst ertrinken wir in deiner Tugend, deiner Weisheit und deiner Veredsamkeit. Wir haben wissen wollen, wer du bist, und wir wissen es jetzt.“

Vinicius war sehr befriedigt. Wurde ein solcher Mann einmal auf die Fährte gebracht, würde er wie ein Schweißhund nicht nachlassen, bis er das Wild aufgespürt hatte.

„Gut,“ sagte er. „Brauchst du irgend welche Angaben?“

„Ich brauche Waffen.“

„Welcher Art?“ fragte Vinicius verdutzt.

Chilon machte die Gebärde des Geldzählens. „So sind jetzt die Zeiten,“ sagte er mit einem tiefen Seufzer.

Vinicius warf ihm einen vollen Beutel zu, und Chilon fing ihn trotz der fehlenden Finger in der Luft auf. Dann hob er den Kopf und sagte:

„Herr, ich weiß schon mehr als du vermutest. Ich weiß, daß sich das Mädchen weder im Hause des Aulus noch im Kaiserpalast befindet, und ich weiß vielleicht auch, warum du meine Hilfe der durch die Soldaten des Cäsars vorziehst. Dem Sklaven aus ihrem Lande, der sie entführt hat,

können nur seine Glaubensgenossen Beistand geleistet haben. Das Mädchen, Herr, betet sicherlich dieselbe Gotttheit an wie Pomponia, von der behauptet wird, sie verehere fremde Götter. Du bist wochenlang im Hause des Aulus gewesen, hast du nicht irgendein Götterbild, einen Opferbrauch gesehen, irgendein Amulett, das Ligia oder Pomponia trugen? Haben sie nicht irgendein Zeichen, dessen Bedeutung nur ihnen bekannt ist?"

„Ich weiß von dem allem nichts. Nur einmal hat Ligia einen Fisch in den Sand gezeichnet.“

„Einen Fisch? So, so. Hat sie das nur einmal getan oder öfter?"

„Nur einmal.“

„Und bist du sicher, daß es wirklich ein Fisch gewesen ist?"

„Des bin ich ganz sicher!" rief Vinicius. „Weißt du denn, was das bedeutet?"

„Ob ich es weiß!" rief Chilon aus und verbeugte sich zugleich zum Zeichen des Abschieds. „Möge Fortuna den beiden edeln Herren ihre besten Gaben vor die Füße streuen!"

„Laß dir einen Mantel geben!" rief ihm Petronius nach.

„Mythes dankt dir im Namen des Terstites," antwortete der Grieche mit einer abermaligen Verbeugung und ging hinaus.

„Was hältst du von diesem edeln Weisen?" fragte Petronius seinen Neffen.

„Ich glaube, er wird Ligia finden!" rief Vinicius freudig aus. „Aber wenn es ein Spitzhubenland gäbe, wäre der Kerl würdig, dessen König zu sein.“

„Zweifelloos. Ich muß diesen Stoiker noch näher kennen lernen. Jetzt aber muß vor allen Dingen dieses Gemach ausgeräuchert werden.“

Chilon Chilonides schüttelte unter den Falten seines neuen Mantels den Beutel, den Vinicius ihm zugeworfen hatte, und freute sich an seinem Gewicht und an seinem Goldklang. Vorsichtig schaute er sich um, ob ihm aus dem Hause des Petronius niemand nachfolge, und schritt dan behaglich der Subura zu.

„Ich will zu Sporus gehen und der Fortuna eine Libation darbringen," dachte er. „Endlich habe ich gefunden, was ich schon lange gesucht habe. Er ist jung und leidenschaftlich und auch freigebig. Aber er will mit Vorsicht behandelt sein; wie er die Stirne runzelt, das bedeutet nichts Gutes. Vor Petronius würde ich mich weniger fürchten. Einen Fisch hat sie also in den Sand gezeichnet? Ich will an einem Ziegenkäse ersticken, wenn ich eine Ahnung habe, was das bedeutet. Ein Fisch schwimmt im Wasser, und Nachforschungen im Wasser sind schwieriger als auf dem Lande, also soll er mir diesen Fisch gehörig bezahlen. Noch so einen Beutel, und ich kann den

Bettelsack an die Wand hängen und mir einen Sklaven kaufen. Oder wie wär's mit einer Sklavin? Aber hier ist die Weinschenke des Sporus. Vielleicht kann ich drinnen eine Auskunft erhalten."

"Chilon ging in die Schenke und bestellte einen Krug Wein. Als er den mißtrauischen Blick des Wirtes bemerkte, nahm er ein Goldstück aus dem Beutel und warf es auf den Tisch.

"Sporus!" rief er. "Heute habe ich mit meinem Freunde Seneca von Tagesanbruch bis zur Mittagsstunde gearbeitet, und hier liegt, was mir mein Freund gegeben hat."

Sporus machte große Augen, als er das Goldstück erblickte, und im Handumdrehen stand der Wein vor Chilon. Dieser steckte einen Finger hinein, zeichnete damit einen Fisch auf die Tischplatte und fragte:

"Weißt du, was das bedeutet?"

"Einen Fisch? Ein Fisch ist ein Fisch."

"Du bist ein dummer Kerl, wenn du auch Wasser in den Wein schüttest, daß man leicht darin einen Fisch finden könnte. Das ist ein Kennzeichen, das in der Sprache der Philosophie das Lächeln der Fortuna bedeutet. Hättest du es erraten, würde sie dir vielleicht auch lächeln. Ich sage dir, achte und ehre die Philosophie, oder ich suche mir eine andere Weinschenke. Mein guter Freund Petronius will mich sowieso schon lange dazu überreden."

VIERZEHNTE KAPITEL



ehrerer Tage ließ Chilon nichts von sich hören. Vinicius war durch Aktas Versicherung, Ligia liebe ihn, noch hundertmal begieriger geworden, sie wieder aufzufinden, und er ließ durch seine Sklaven in der Stadt und auf den Landstraßen eifrig nach ihr forschen. Der Cäsar, dessen Hilfe er nicht in Anspruch nehmen konnte, war noch immer vollständig von der gefährlichen Erkrankung der kleinen Augusta hingenommen, die durchaus nicht besser werden wollte. Weder Opfer, noch Gebete, noch Gelübde, noch die Kunst der Ärzte, noch die Zaubermittel, zu denen man in der letzten Not seine Zuflucht nahm, wollten helfen. Nach einer Woche starb das Kind, und der Hof und die ganze Stadt versanken in tiefe Trauer. Der Cäsar, der sich bei der Geburt des Kindes wie närrisch gebärdet hatte, gebärdete sich jetzt ebenso närrisch vor Schmerz. Er schloß sich ein und verweigerte zwei Tage lang alle Nahrung. Am Hofe drängten sich die hohen Würdenträger, die ihre Teilnahme bekunden wollten, aber der

Cäsar ließ niemand vor. Der Senat hielt eine besondere Sitzung, in der die kleine Augusta zur Göttin erklärt wurde. Ein eigener Tempel sollte ihr geweiht und ein besonderer Priester für den Dienst der neuen Göttin bestellt werden. Auch in den andern Tempeln wurden ihr Opfer dargebracht. Ihre Beisezung wurde mit größtem Pomp gefeiert. Die Leute wunderten sich über den maßlosen Schmerz, den der Cäsar zur Schau trug; sie weinten mit ihm, streckten die Hände aus, damit sie ihnen gefüllt würden — und fanden ihre Unterhaltung an der Pracht dieser Feier.

Petronius wurde durch den Tod der kleinen Augusta sehr beunruhigt. Ganz Rom wußte, daß ihn Poppäa einer Bezauberung zuschrieb, und die Ärzte unterstützten diese Meinung aufs eifrigste, wenn auch nur, um die Erfolglosigkeit ihrer eigenen Bemühungen damit zu entschuldigen. Das gleiche taten die Priester, deren Opfer nichts geholfen hatten, und die Wahrsager, die um ihr Leben zitterten, und alle andern Menschen. Petronius war jetzt froh darüber, daß Livia verschwunden war. Sobald die Zypressen, das Zeichen der Trauer, vom Tore des Palastes wieder weggenommen war, begab er sich zu dem Empfang für die Senatoren und Freunde des Kaisers, um zu ergründen, wie weit Nero an die Gerüchte von Zauberei glaube, und um die nötigen Folgen, so gut es ging, abzuwenden.

Er kannte Nero und war überzeugt, dieser werde, wenn er auch nicht an Zauberei glaube, doch jedenfalls so tun, einmal um sich selbst zu betrügen und in der Eier nach Rache, aber auch um den Verdacht abzuwenden, die Götter hätten ihn seiner Verbrechen wegen gestraft. Petronius hielt Nero einer wirklichen tiefen Liebe selbst zu seinem eigenen Kinde nicht für fähig, war aber überzeugt, daß er einen übertriebenen Schmerz zum Ausdruck bringen werde, und er hatte sich nicht getäuscht. Mit versteinertem Gesicht ins Leere starrend, nahm Nero die Worte der Teilnahme aus dem Munde der Senatoren und Ritter entgegen. Es war nicht zu verkennen, daß er, selbst wenn er wirklich litt, doch scharf darauf acht gab, welchen Eindruck seine Verzweiflung auf die Anwesenden machte. Er gebärdete sich wie Niobe und stellte ungemessenen väterlichen Kummer dar, wie ein Schauspieler auf der Bühne. Einmal tat er, als streue er sich Asche aufs Haupt, dann stöhnte er wieder tief auf. Als er Petronius erblickte, rief er im höchsten Pathos, augenscheinlich mit der Absicht, daß jedermann ihn höre:

„Wehe, wehe! Du bist mit schuld an ihrem Tode. Auf deinen Rat ist der böse Geist in diese Mauern eingelassen worden, der ihr mit einem Blick das Leben aus der Brust sog. Weh mir, wehe! Hätte ich lieber nie das Licht der Sonne gesehen! Wehe mir, wehe!“

Er erhob seine Stimme immer mehr und erfüllte das ganze Gemach mit seinen Verzweiflungsschreien. Petronius begriff, daß er alles auf einen

Wurf setzen müsse. Er streckte die Hand aus, griff nach dem Tuche, das Nero stets um den Hals gewunden trug und hielt ihm einen Zipfel davon vor den Mund.

„Cäsar!“ rief er mit großer Feierlichkeit. „Lass Rom und die ganze Welt im Kummer versinken, aber bewahre uns deine Stimme!“

Alle Anwesenden erstaunten, und auch Nero selbst war einen Augenblick wie auf den Mund geschlagen. Petronius allein stand unbewegt da; er wußte genau, was er tat. Trepnos und Diodoros, Neros Lautenspieler, die seinen Gesang begleiteten, hatten den Befehl, ihm gleich den Mund zuzuhalten, wenn Gefahr sei, daß seine Stimme überanstrengt werde.

„O Cäsar!“ fuhr Petronius mit derselben traurigen aber eindringlichen Stimme fort. „Wir haben einen ungeheueren Verlust erlitten; erhalte uns wenigstens diesen Schatz zu unserem Troste.“

Neros Lippen bebten, und Tränen standen ihm in den Augen. Er schlang seinen Arm Petronius um die Schultern, lehnte seinen Kopf an dessen Brust und sprach unter Schluchzen:

„Nur du, Petronius, hast mich daran erinnert; nur du, Petronius, nur du!“

Zigellinus wurde gelb vor Neid, und Petronius wandte sich wieder an Nero.

„Geh nach Antium,“ riet er. „Dort hat sie das Licht der Welt erblickt, dort hat deine Freude ihren Anfang genommen, dort wirst du auch Trost finden. In der frischen Seeluft wird deine göttliche Stimme neu gestärkt werden. Wir, deine getreuen Diener, folgen dir, wohin du auch gehst, und wenn wir dir mit unserer Freundschaft zum Troste werden, tröstest du uns durch deinen Gesang.“

„Ja,“ sagte Nero mit betrübter Stimme. „Ich werde einen Hymnus auf sie verfassen und ihn in Musik setzen.“

„Und dann gehst du nach Bajä und erholst dich in dem milden Sonnenschein.“

„Und später will ich in Griechenland Vergessen suchen.“

„Dem Lande der Dichtung und des Gesangs.“

Wie Nebel vor der Sonne, so verschwanden jetzt die Kummernisse des Kaisers, während die bevorstehende Reise besprochen wurde. Von Zeit zu Zeit zeigte der Kaiser durch irgend ein Zeichen, daß ihm sein Jammer wieder eingefallen war. Zigellinus versuchte, die Rede wieder auf die Zauberei zu lenken, der das Kind zum Opfer gefallen sei, aber Petronius nahm den Fehdehandschuh mit der vollen Überzeugung seines Sieges auf.

„Zigellinus, glaubst du, die Götter könnten durch Zauberei geschädigt werden?“ fragte er.

„Der Cäsar selbst hat von Zauberei geredet,“ erwiderte der Höfling.
„Da hat nur der Kummer aus ihm gesprochen. Aber sage, was ist deine eigene Meinung?“

„Die Götter sind zu mächtig, als daß ihnen Zauberkunststücke beikommen könnten.“

„Und hältst du denn den Cäsar und seine Familie nicht für Götter?“
„Peractum est, der ist erledigt!“ rief Epirus Marcellus, der dabei stand, mit dem im Zirkus gebräuchlichen Ruf, wenn ein Gladiator tödlich verwundet war. Tigellinus fraß seine Wut in sich hinein. Zwischen ihm und Petronius bestand eine alte Nebenbuhlerschaft um die Gunst des Kaisers. Tigellinus hatte den Vorzug, daß sich Nero in seiner Gegenwart keinen Zügel anzulegen brauchte, aber wo es sich um Wiß und Urteil handelte, hatte Petronius den Tigellinus stets weit hinter sich gelassen, und jetzt war dies wieder der Fall. Tigellinus schwieg und prägte seinem Gedächtnis nur die Namen der Senatoren ein, die sich um Petronius drängten in der Erwartung, er werde nach diesem Sieg der erste Günstling des Kaisers sein.

Als Petronius den Palast verließ, gab er Befehl, ihn zu Vinicius zu tragen. Dort erzählte er diesem, was sich zwischen ihm, dem Cäsar und Tigellinus zugetragen hatte, und fügte hinzu: „Jetzt habe ich alle Gefahr abgewandt, nicht nur von Aulus Plautius und Pomponia, sondern auch von uns beiden, und ganz besonders von Ligia. Sie wird nicht verfolgt werden, denn ich habe den rotköpfigen Affen überredet, nach Antium zu gehen und dann nach Neapel oder Bajas. Er geht jedenfalls. Vor den Römern im Theater öffentlich aufzutreten, wagt er doch noch nicht, aber ich weiß, daß er vorhat, in Neapel einen Versuch zu machen. Er träumt auch von einer Reise nach Griechenland und will dort in allen größeren Städten singen. Nachher will er, mit all dem Lorbeer gekrönt, den er in Griechenland erringen wird, in Rom triumphieren. Inzwischen haben wir Zeit, ungehört nach Ligia zu suchen und sie irgendwo in Sicherheit zu bringen, wenn wir sie finden. Hat unser edler Philosoph noch nichts von sich hören lassen?“

„Der edle Philosoph ist ein Betrüger. Er ist bis jetzt nicht aufgetaucht, und wir werden ihn schwerlich mehr zu sehen bekommen.“

„Da habe ich ein besseres Zutrauen, wenn nicht zu seiner Ehrlichkeit, so doch zu seinem Verstand. Du hast ihm schon einmal bluten müssen, und er kommt jedenfalls wieder, um dich noch mehr bluten zu lassen.“

„Er soll sich in acht nehmen, sonst lasse ich ihn bluten.“

„Lieber nicht. Habe Geduld mit ihm, bis du wirklich von seiner Betrügerei überzeugt bist. Gib ihm kein Geld mehr, aber versprich ihm eine reichliche Belohnung, wenn er dir bestimmte Nachricht bringe. Was tust du inzwischen in der Sache?“

„Zwei meiner Freigelassenen mit sechzig Sklaven sind eifrig auf der Suche. Ich habe jedem die Freiheit versprochen, der sie findet. In alle Gasthäuser an den nach Rom führenden Straßen habe ich Boten geschickt, die nach Urfus und dem Mädchen fragen sollen. Ich selbst durch-eile die Stadt bei Tag und Nacht in der Hoffnung, sie doch irgendwo zu treffen.“

„Wenn du etwas erfährst, so sende mir Nachricht. Ich muß nach Antium.“

„Gut.“

„Und wenn du eines schönen Morgens aufwachst und findest, daß es sich wirklich nicht verlohne, so viel Zeit und Mühe an ein Mädchen zu verschwenden, so komm auch nach Antium. Dort gibt's Weiber und Unterhaltung genug.“

Eben wollte sich Petronius verabschieden, als ein Sklave eintrat und Chilon Chilonides anmeldete. Vinicius befahl, ihn sofort vorzulassen.

„Habe ich es nicht gesagt!“ lachte Petronius. „Aber nur ruhig, sonst kriegt er dich unter den Daumen, nicht du ihn.“

„Ich grüße die edeln Herren,“ sagte Chilon eintretend. „Euer Glück sei euerem Ruhme gleich, und möge euer Ruhm die ganze Welt erfüllen.“

„Wir grüßen dich, weiser und tugendhafter Gesetzgeber,“ antwortete Petronius, und Vinicius fragte mit erzwungener Ruhe:

„Was bringst du für Nachrichten?“

„Herr, bei meinem ersten Besuch brachte ich dir Hoffnung, und jetzt bringe ich dir die Versicherung, daß das Mädchen gefunden werden wird.“

„Das heißt also, daß sie noch nicht gefunden ist.“

„Wohl wahr, Herr, aber ich habe die Bedeutung des Zeichens ausfindig gemacht, das sie in den Sand gezeichnet hat. Ich weiß, von wem sie befreit worden ist und auch unter den Bekennern welches Glaubens man sie suchen muß.“

Vinicius wollte aufspringen, allein Petronius legte ihm die Hand auf die Schulter. „Weiter!“ sagte er.

„Bist du ganz sicher, Herr, daß das Mädchen einen Fisch in den Sand gezeichnet hat?“

„Ja, ganz sicher!“ rief Vinicius.

„Dann ist sie eine Christin, und die Christen haben sie entführt.“

Es folgte eine kleine Pause, dann sagte Petronius:

„Hör zu, Chilon. Mein Nefte hat dir eine große Belohnung zugedacht, wenn du Ligia findest, und eine nicht kleinere an Prügeln, wenn du versuchst, ihn zu hintergehen. Im ersten Fall wirst du dir nicht nur einen, sondern drei Schreiber kaufen können, im andern Fall wirst du die gesamte

Philosophie aller sieben Weltweisen und deine eigene noch dazu als Heilsalbe nötig haben.“

„Herr, das Mädchen ist eine Christin,“ versicherte Chilon noch einmal.

„Hör, Chilon, du bist doch kein Dummkopf. Meinst du, du könntest uns weismachen, Ligia und Pomponia seien Feinde der Menschheit, Brunnenvergifter, Anbeter eines Eselskopfes, zusammen mit andern, die Kinder morden und sich den wüthendsten Ausschweifungen ergeben. Nimm dich in acht, Chilon.“

Chilon breitete beide Hände aus zum Zeichen, daß es nicht seine Schuld sei, und sagte: „Herr, sage dir einmal die folgenden Worte auf griechisch vor: Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland.“

„Gut, ich habe es getan. Was weiter?“

„Nun bilde aus den Anfangsbuchstaben dieser Wörter ein neues Wort.“

„Ichthys — Fisch!“ rief Petronius erstaunt.

„So, nun siehst du, warum sich die Christen des Fisches als Kennzeichen bedienen.“

Die Folgerung des Griechen war so überzeugend, daß beide Freunde in tiefes Sinnen versanken.

„Vinicius, hast du dich nicht geirrt?“ fragte Petronius. „Hat sie wirklich einen Fisch gezeichnet?“

„Bei allen Göttern der Unterwelt, das ist zum toll werden! Hätte sie einen Vogel gezeichnet, so hätte ich gesagt einen Vogel.“

„Und also ist sie eine Christin,“ wiederholte Chilon.

„Was besagt, daß Pomponia und Ligia Brunnen vergiften, geraubte Kinder morden und sich Ausschweifungen hingeben,“ schloß Petronius. „Unsinn! Ist ein Fisch wirklich das Kennzeichen der Christen, was schwer abzuleugnen ist, und sind die beiden Christinnen, dann, bei der Proserpina, sind die Christen nicht das, wofür wir sie bisher gehalten haben.“

„Herr, du sprichst so weise wie Sokrates. Wer hat diese Lehre ganz erforscht, wer hat je das Christentum wirklich ergründet! Als ich vor drei Jahren von Neapel nach Rom reiste — ach, warum bin ich nicht dort geblieben — reiste ich mit einem Manne namens Glaukus zusammen, der ein Christ sein sollte, und trotzdem fand ich in ihm einen braven und tugendhaften Menschen.“

„Und hat dir dieser tugendhafte Mann gesagt, was der Fisch bedeutet?“

„Herr, unterwegs wurde dieser Ehrenmann in einem Wirtshaus schwer verwundet, seine Frau und seine Kinder wurden von Sklavenhändlern weggeschleppt, und ich habe bei ihrer Verteidigung meine beiden Finger verloren. Aber das Christentum soll reich sein an Wundern, darum hoffe ich, sie werden mir wieder wachsen.“

„Wieso? Bist du auch ein Christ?“

„Seit gestern, Herr, seit gestern. Dieser Fisch hat mich zum Christen gemacht. So groß ist seine Macht. In wenigen Tagen werde ich einer der eifrigsten Gläubigen sein und hoffe, dann in alle ihre Geheimnisse eingeweiht zu werden. Dann werde ich auch erfahren, wo das Mädchen ist, und mein Christentum macht sich vielleicht besser bezahlt als meine Philosophie. Zwei Kalbinnen, gleich alt und gleich groß, mit vergoldeten Hörnern habe ich dem Merkur gelobt, wenn er mir beisteht, das Mädchen zu finden.“

„Also hindern dich weder deine frühere Philosophie noch dein jetziges Christentum, an Merkur zu glauben?“

„Ich glaube stets an das, was mir am nützlichsten ist. Aber Merkur ist ein misstrauischer Gott und möchte vielleicht die beiden Kühe zum voraus haben. Wenn sich der edle Vinicius dazu verstehen könnte —“

„Keinen Obolus erhältst du, Chilon, keinen Obolus! Die Freigebigkeit des Vinicius wird deine kühnsten Hoffnungen übertreffen, aber nicht eher, als bis du Ligia gefunden hast oder angeben kannst, wo sie verborgen ist. Merkur muß sich einstweilen schon mit der Hoffnung auf die beiden Kühe begnügen, und ich wundere mich nicht, wenn er seine Bedenken hat. Augenscheinlich hat er Verstand.“

„Hört mich an, verehrte Herren. Meine Entdeckung ist sehr bedeutend, ich habe damit einen Weg gefunden, wie das Mädchen aufgespürt werden kann. Hat irgend einer eurer Sklaven bisher so viel erreicht? Unter euern Sklaven können, ohne daß ihr es wißt, viele Christen sein, diese Irrlehre ist weit verbreitet. Die werden euch verraten, statt euch zu helfen. Hört mich geduldig an. In diesen letzten Tagen habe ich mir die Füße wundgelaufen. In den Weinschenken, in den Bäcker- und Metzgerläden, bei den Overkäufern und bei den Fischern bin ich gewesen. Durch alle Straßen und Gassen bin ich gelaufen. In den Verstecken der entflohenen Sklaven war ich. Im Morraspiel habe ich bedeutende Summen verloren. In die Wäschereien und Garlküchen bin ich gegangen, habe mit den Maultiertreibern und mit den Zimmerleuten gesprochen, habe die Quacksalber besucht und die Leute, die Zähne ausziehen.“

„Überall habe ich einen Fisch gezeichnet und den Leuten in die Augen geschaut, und gehorcht, was sie sagen werden, wenn sie dieses Zeichen sehen. Lange Zeit konnte ich nichts erfahren. Endlich aber traf ich einen alten Sklaven, der an einem Brunnen Wasser schöpfte und dazu weinte. Euricius hieß er. Ich fragte ihn nach der Ursache seiner Tränen, und er erzählte mir, er habe all seiner Lebtag jede Sesterzie aufgespart, um seinen geliebten Sohn aus der Sklaverei loszukaufen. Aber sein Herr, Pansa mit Namen, habe das Geld genommen und seinen Sohn dennoch in der Sklaverei behalten.“

„Wenn ich auch sage, Gottes Wille geschehe! so kann ich armer sündiger Mensch doch die Tränen nicht zurückhalten,“ schloß er. Da nekte ich meinen Finger mit Wasser und zeichnete einen Fisch, und er sagte darauf: „Auch ich setze mein Vertrauen auf Christus.“ Da fragte ich ihn: „Hast du mich an diesem Zeichen erkannt?“ und er antwortete: „Ja, Friede sei mit dir.“ Dann ließ ich mir seine Geschichte noch einmal ausführlich erzählen, und er weinte wieder dabei und ich mit ihm, was mir nicht schwer wurde, denn meine Füße schmerzten mich sehr. Und auch ich jammerte, ich sei erst aus Neapel angekommen und kenne keinen von den Brüdern und wisse nicht, wo sie sich zum Gebet versammelten. Er wunderte sich, daß mir die Brüder in Neapel keine Empfehlungsbriefe mitgegeben hätten, und ich erklärte ihm, die Briefe seien mir unterwegs gestohlen worden. Dann sagte er mir, ich solle bei Nacht an den Fluß kommen, und er werde mich bei den Brüdern einführen und zu den Ältesten geleiten, die dieser Gemeinde vorstehen. Ich war darüber so erfreut, daß ich ihm sofort das Geld gab, seinen Sohn freizukaufen, in der festen Überzeugung, der edle Vinicius werde mir in seiner Freigebigkeit die Summe doppelt ersetzen.“

„Chilon, in deiner Erzählung schwimmt die Lüge obenauf, wie Öl auf dem Wasser,“ bemerkte Petronius. „Ich leugne nicht, daß du wichtige Nachrichten gebracht hast, und ich glaube dir auch, daß du mit diesem alten Sklaven zusammengetroffen bist. Aber Geld hast du ihm nicht gegeben. Keinen Deut, verstehst du.“

„Aber ich habe ihm geholfen, sein Wassergefäß auf die Schulter zu heben und sprach mit der größten Teilnahme von seinem Sohne mit ihm. Geld habe ich ihm allerdings nicht gegeben, oder richtiger, ich gab es ihm nur in Gedanken. Wäre er ein wahrer Philosoph, so hätte ihm das genügt. Durch meine Teilnahme für ihn werde ich die Herzen der Christen und ihr Vertrauen gewinnen.“

„Vinicius, lasse ihm fünftausend Sesterzien auszahlen, aber nur in Gedanken,“ sagte Petronius.

Aber Vinicius erklärte:

„Ich will dir einen Sklaven mit dem nötigen Betrag mitgeben. Du kannst dem alten Manne sagen, dies sei dein Sklave und kannst ihm das Geld in Gegenwart meines Dieners aufzählen. Da du mir aber wirklich eine wichtige Neuigkeit gebracht hast, sollst du dieselbe Summe bekommen. Sprich heute abend wieder vor, und hole den Sklaven und das Geld.“

„Du bist so freigebig wie Cäsar!“ rief Chilon. „Friede sei mit euch! Also grüßen die Christen einander. Fische fängt man mit einem Köder und Christen mit einem Fisch. Friede sei mit euch, Friede, Friede.“

FÜNFZEHNTE KAPITEL

Petronius an Vinicius.

Ich sende Dir diesen Brief aus Antium durch einen vertrauten Sklaven und erwarte, daß Du mir unverzüglich durch ihn Antwort schickst. Du warst voll Hoffnung und auf einer sicheren Spur, als ich Dich verlieh; ich zweifle also nicht, daß Deine holden Wünsche inzwischen in Ligias Armen Erfüllung gefunden haben, oder wenigstens, daß dies geschehen wird, ehe die Winterstürme vom Gipfel des Soracte her über die Campagna wehen. Möge die goldgelockte Göttin von Cypern Dir hold sein! Oftmals, wenn ich mir die Eitelkeit und die Unsicherheit und die Sorgen des Lebens überlege, denke ich, Du seist am Ende doch der weisere Mann von uns beiden, und Krieg und Liebe seien das einzige, wofür es sich der Mühe lohne, geboren zu werden und zu leben.

Falls Du wissen möchtest, was sich am Hofe des Cäsars ereignet — ich theile Dir alle Neuigkeiten mit. Wir sind also hier in Antium und pflegen unsere göttliche Stimme und unsern unsterblichen Haß gegen Rom, und wollen den Winter in Bajas zubringen und in Neapel öffentlich auftreten, dessen Einwohner als griechischer Abstammung unsere künstlerischen Leistungen besser zu würdigen verstehen werden als das Volksgeschlecht am Ufer der Tiber. Die Menschen werden von Puteoli, von Kumä, von Stabiä zusammenströmen, und es wird an einer beifallklatschenden Menge nicht fehlen, und dies wird uns eine Ermunterung sein für die beabsichtigte Kunstreise durch Achaia.

O ja, wir betrauern die kleine Augusta immer noch. Wir singen Hymnen zu ihrem Preise, die wir selbst in Musik gesetzt haben, und die sind so schön, daß sich die Sirenen im hellen Neid davor in die tiefsten Höhlen der Amphitrite verkriechen. Unser Kummer ist noch nicht vorbei, und wir stellen ihn der Welt zur Schau in jeder möglichen Stellung und sind darum besorgt, daß unsere Stellungen schön seien, und daß die Welt ihre Schönheit auch anerkenne. Und wir wollen als Narr und als Komödiant leben und sterben.

Alle Augustianer männlichen und weiblichen Geschlechts sind hier, die fünfhundert Eselinnen nicht mitgerechnet, in deren Milch Poppäa badet; außerdem zehntausend Diener. Zuweilen geht es ganz heiter zu. Calvia Crispinella wird alt, und es heißt, sie habe Poppäa angefleht, nach ihr in die Eselsmilch steigen zu dürfen. Sporus hat seine Frau im Würfelspiel an Senecio verloren. Torquatus Silanus hat mir für Eunike vier Rennpferde angeboten, die in diesem Jahr unfehlbar siegen werden. Ich habe aber abgelehnt. Ich bin Dir sehr dankbar, daß Du sie nicht angenommen

hast. Der arme Torquatus Silanus ahnt nicht, daß er kein Mensch mehr, sondern nur noch ein Schatten ist. Sein Schicksal ist besiegelt. Und weißt du, was sein Verbrechen ist? Er ist der Urenkel des göttlichen Augustus, und ihm ist nicht zu helfen. So ist einmal unsere Welt.

Wie Du weißt, haben wir Tiridates, den König von Armenien, hier erwartet; statt seiner kam ein beleidigender Brief von Vologeses. Er schreibt, er habe Armenien erobert und bittet, es für Tiridates behalten zu dürfen; wenn nicht, so behalte er es doch. Es ist der reine Hohn. Wir sind zum Krieg entschlossen, und Corbulo erhält den Oberbefehl. Nero hat zuerst geschwankt, denn er gönnt Corbulo seinen möglichen Siegesruhm nicht. Er hat sogar an Aulus gedacht, aber Poppäa, der Pomponias Tugend ein Dorn im Auge ist, hat sich widersezt.

Gestern hat der Schauspieler Aliturus den Odius ganz wunderbar dargestellt. Da er ein Jude ist, fragte ich ihn, ob Juden und Christen dasselbe seien. Er antwortete, die jüdische Religion sei schon uralte, aber die Christen seien eine ganz neue in Judäa aufgekommene Sekte. Unter Tiberius sei ein Mensch gekreuzigt worden, dessen Anhänger täglich an Zahl zunehmen. Sie haben ihn sogar zum Gott erklärt und lehnen augenscheinlich ab, irgend welche andere Götter zu verehren, ganz besonders die unserigen. Ich sehe nicht ein, was das ihnen schaden könnte.

Tigellinus trägt seine Feindschaft gegen mich offen zur Schau. Bis jetzt ist er nicht über mich Herr geworden, obgleich er mehr am Leben hängt und ein größerer Schurke ist als ich, und das ist in den Augen des Notkopfes ein Vorzug. Die beiden werden sich schon eines Tages verständigen, und dann komme ich an die Reihe. Ich weiß nicht, wann es so weit sein wird, aber es ist nur eine Frage der Zeit. Einstweilen freue ich mich meines Lebens. Das Leben wäre überhaupt eine ganz nette Sache, wenn der Notkopf nicht wäre. Seinetwegen empört man sich gelegentlich und verabscheut sich selbst.

Bei dem Wuhlen um des Kaisers Gunst komme ich mir zuweilen genau wie Chilon vor und um kein Haar besser. Wenn Du ihn nicht mehr brauchst, schicke ihn zu mir; seine erbaulichen Gespräche sind meine Wonne. Entbiete Deiner göttlichen Christin meinen Gruß und sage ihr, ich lasse sie bitten, Dir gegenüber kein Fiſch zu sein. Schreibe mir, wie es Dir geht und wie Deine Liebesgeschichte gedeiht, verstehe zu lieben und Liebe zu lehren und lebe wohl!"

Winicius an Petronius.

„Ligia ist noch immer nicht gefunden. Lebte ich nicht in der Hoffnung, sie bald aufzufinden, so bekämeſt Du gar keine Antwort, denn man ist nicht

zum Brieffschreiben aufgelegt, wenn es sich für einen um Leben oder Tod handelt.

Ich wollte herausbringen, ob Chilon mich betrüge, und ging ihm in einen Soldatenmantel gehüllt nach, als er das Geld für Euricius, den alten Sklaven, bei mir holte. Als er mit meinem Diener an dem bestimmten Platz angekommen war, beobachtete ich ihn aus einem Versteck und überzeugte mich, daß er Euricius nicht, nur um mich zu betrügen, frei erfunden hatte. Chilon sprach mit einem alten Mann, der vor ihm niederkniete, und andere scharten sich um sie her und schauten voll Erstaunen zu. Vor meinen Augen übergab mein Diener den Beutel dem Euricius, der mit gen Himmel erhobenen Händen zu beten anfang. Neben den alten Mann kniete noch einer nieder, vermutlich sein Sohn. Chilon sagte etwas, das ich nicht verstand, und segnete die beiden Knienden und die Umstehenden und machte dazu ein Kreuz in die Luft, ein Zeichen, das sie augenscheinlich alle verehrten, denn nun knieten alle nieder. Gern wäre ich zu ihnen getreten und hätte ihnen drei solcher Beutel versprochen, wenn sie mir Ligia auslieferten, aber ich fürchtete, Chilons Tun zu schädigen und ging darum nach kurzem Zaudern nach Hause.

Seitdem besucht mich Chilon häufig und behauptet, er habe bereits großen Einfluß unter den Christen erlangt. Er sagt, wenn er Ligia noch nicht gefunden habe, so komme es daher, weil es eine solche Menge von Christen in Rom gebe, daß sie einander gar nicht alle kennen und nicht wissen, was alles in der Gemeinde vorgeht. Außerdem seien die Christen vorsichtig und sehr zurückhaltend. Er versichert mir hoch und teuer, sobald er mit den Ältesten, die Presbyter genannt werden, zusammenkomme, werde er von ihnen alles erfahren. Mit einigen davon ist er schon in Berührung gekommen und hat versucht, sie auszuforschen, aber mit der äußersten Vorsicht, um keinen Verdacht zu erwecken. Es wird mir schwer, zu warten, und ich bin sehr ungeduldig, aber ich sehe ein, daß er recht hat, und warte.

Er hat jetzt auch herausgebracht, daß sich die Christen vor der Stadt in leerstehenden Häusern und sogar in Sandgruben zum Gebet versammeln. Chilon meint, Ligia besuche absichtlich andere solche Orte als Pomponia, damit diese jederzeit beschwören könne, sie wisse nicht, wo Ligia versteckt sei. Vielleicht haben die Presbyter diese Vorsicht angeraten. Wenn Chilon erst weiß, wo diese Orte sind, gehe ich mit ihm hin, und wenn mir die Götter gewähren, daß ich Ligia dort sehe, dann, beim Jupiter, soll sie mir nicht mehr entkommen!

Meine Gedanken kreisen fortwährend um diese Gebetstätten. Chilon will nicht, daß ich mit ihm gehe, er fürchtet sich. Aber ich kann nicht müßig zu Hause sitzen. Ich weiß, ich werde sie erkennen, wenn sie auch verkleidet oder

verschleiert sein sollte. Die Christen versammeln sich in der Nacht, aber ich werde sie auch bei Nacht erkennen. An ihrer Stimme und an ihren Bewegungen erkenne ich sie unter allen Umständen.

Sie wird es bei mir viel besser haben, denn jetzt lebt sie vermutlich in großer Armut. Ich werde ihr jeden Wunsch erfüllen. Du meinst, ich hätte das beste Teil erwählt, aber was ich mir erwählt habe, ist nur Schmerz und Kummer. Zuerst wollen wir die christlichen Gebetstätten im Innern der Stadt absuchen und dann die vor den Toren. Die Hoffnung wird jeden Morgen in mir neu, sonst könnte ich das Leben nicht ertragen. Ich warte auf Chilon und halte es nicht ruhig zu Hause aus. Lebe wohl."

SECHZEHNTES KAPITEL

Es währte lange Zeit, bis Chilon sich wieder sehen ließ, und Vinicius wußte nicht, was er davon denken sollte. Vergebens sagte er sich, erfolgreiche Nachforschungen müßten langsam und mit großer Vorsicht angestellt werden. Die Hände in den Schoß zu legen und zu warten, widerstrebte seiner heißblütigen Natur so sehr, daß er sich nicht dazu verstehen konnte. Aber in Sklavenkleidern durch dunkle Straßen und Gassen zu rennen, erwies sich als eine völlig nutzlose Betätigung seiner Tatkraft. Seine Freigelassenen, rasche, kluge und erfahrene Leute, die er ausgesandt hatte, um ihrerseits Nachforschungen anzustellen, hatten noch viel weniger Erfolg als Chilon. Neben seiner Liebe zu Ligia hatte sich jetzt allmählich sein Eigensinn darein verbissen, unter allen Umständen seinen Kopf durchzusetzen. Schon als Kind war er so gewesen, und während seiner Militärzeit war zwar wohl gelegentlich sein eigener Wille in Schranken gehalten worden, aber er hatte sich auch daran gewöhnt, daß ein von ihm erteilter Befehl unbedingt ausgeführt wurde.

Sein Stolz war nicht weniger verwundet als sein Herz, und Ligias Flucht war ihm völlig unbegreiflich. Er fühlte wohl, daß Akte recht hatte, und daß er Ligia nicht gleichgültig war; aber warum zog sie dann ein Wanderleben in Armut und Elend seinen Liebesbeweisen und dem Aufenthalt in seinem prächtigen Hause vor? Er fand keine Antwort auf diese Frage und hatte nur ein unklares Gefühl, daß zwischen Ligias und Pomponias Welt und der, worin er und Petronius lebten, ein tiefer Abgrund gähne. Wenn er daran dachte, Ligia könnte ihm für immer verloren sein, verließ ihn jede Selbstbeherrschung. Es gab Zeiten, wo er nicht wußte, ob er Ligia

mehr hassen oder mehr lieben würde, falls er sie fände, und er malte sich Martern aus, die er über sie verhängen wollte zur Rache für die Qualen, die sie ihm verursacht hatte. Dann meinte er sogar, es würde ihm eine Lust sein, sie zu töten. Wenn er sich aber fragte, was ihm lieber wäre, ihr Sklave zu sein oder sie nie wiederzusehen, wollte er doch lieber ihr Sklave sein. Gegen seine Sklaven und selbst seine Freigelassenen wurde er ungerecht und grausam, so daß sie sich ihm nur noch mit Zittern naheten und ihn mit stillem Haß betrachteten. Das empfand er wohl und fühlte sich noch unglücklicher in seiner Vereinsamung.

Chilon war der einzige, mit dem er freundschaftlich verkehrte, vor lauter Angst, dieser könnte seine Nachforschungen aufgeben. Chilon erriet dies recht wohl und wurde immer dreister in seinen Forderungen. Zuerst hatte er Vinicius gegenüber behauptet, die ihm gestellte Aufgabe sei rasch und leicht zu erledigen; jetzt strengte er sich an, immer neue Schwierigkeiten zu erfinden, und bestand darauf, daß zwar am Erfolg nicht zu zweifeln, daß aber viel Zeit dazu nötig sei. Endlich, nach vielen Tagen tauchte er wieder auf, sah aber so erregt aus, daß der junge Mann bei seinem Anblick erleichte. Er sprang auf und vermochte kaum zu fragen:

„Ist sie nicht unter den Christen?“

„Natürlich ist sie dort,“ antwortete Chilon. „Aber den Arzt Glaukus habe ich auch unter ihnen entdeckt.“

„Was heißt das? Wer ist dieser Glaukus?“

„Herr, erinnerst du dich nicht an den alten Mann, mit dem ich von Neapel nach Rom gereist bin und bei dessen Verteidigung ich meine zwei Finger eingebüßt habe? Die Räuber, die seine Frau und seine Kinder weg-schleppten, stießen ihm ein Messer in die Brust, und ich habe ihn seither als tot beweint. Aber ach, jetzt habe ich mich vergewissert, daß er noch am Leben und ein Glied der Christengemeinschaft in Rom ist.“

Vinicius, der nur begriff, daß dieser Glaukus irgendwie ein Hindernis für die Erfüllung seiner Wünsche sei, bezwang seine Ungeduld und sagte:

„Er sollte dir für deinen Beistand dankbar sein und jetzt dir wiederum Beistand leisten.“

„Gewiß, erhabener Tribun. Aber wenn die Götter selbst nicht immer dankbar sind, was kann man dann von den Menschen erwarten? Ich erfahre, daß dieser Glaukus nicht nur undankbar ist, er hat mich auch seinen Mit-Christen gegenüber beschuldigt, ich hätte mit den Räubern unter einer Decke gesteckt und sei an all seinem Unglück schuld.“

„Du gemeiner Schuft! Damit sagt er nur die Wahrheit, das weiß ich gewiß!“

„Dann weißt du mehr als er, denn er vermutet es nur. Aber auch seine

Vermutung würde sicherlich genügen, die Christen zu grausamer Rache anzuspornen, und er hätte es sicherlich schon getan, aber er weiß glücklicherweise meinen Namen nicht. In dem Gebetshause, wo ich ihn traf, hat er mich nicht erkannt, ich aber ihn sofort. Schon wollte ich ihm freudig um den Hals fallen, hielt mich aber aus langgewohnter Vorsicht zurück. Von seinen Bekannten, die ich vorsichtig ausforschte, erfuhr ich, der Mann behaupte, er sei auf dem Weg von Neapel nach Rom von seinem Reisegefährten verraten worden. Daher weiß ich, was er für eine Geschichte erzählt.“

„Was geht das mich an? Sage, was hast du in dem Gebetshaus sonst noch gesehen?“

„Dir mag's gleichgültig sein, Herr, aber mir nicht. Meine Weisheit soll der Nachwelt erhalten bleiben, und darum lasse ich lieber die Belohnung fahren, die du mir in Aussicht gestellt hast, als daß ich um eiteln Gewinnes willen mein Leben in Gefahr brächte.“

Vinicius warf ihm einen drohenden Blick zu und rief mit wutbebender Stimme:

„Wer sagt dir denn, daß dir der Tod von der Hand des Glaukus sicherer ist als von meiner? Woher willst du wissen, ob ich dich nicht gleich jetzt wie einen Hund in meinem Garten verscharren lasse?“

Chilon sah diesen Drohblick und erbebte. Er begriff, daß die nächste unvorsichtige Bemerkung sein Verderben sein könnte.

„Ich will suchen, Herr, und ich werde sie finden!“ rief er hastig.

Eine Weile herrschte Schweigen. Nichts war zu hören als die schweren Atemzüge des Vinicius und aus der Ferne das Singen der Sklaven, die im Garten arbeiteten. Erst als sich Chilon überzeugt hatte, daß der junge Tribun ruhiger geworden war, nahm er das Gespräch wieder auf.

„Ich habe dem Tode schon oft mit derselben Ruhe wie Sokrates in die Augen geschaut,“ fing er an. „Mein, Herr, was ich sagte, sollte nicht heißen, ich wolle die Nachforschungen nach diesem Mädchen aufgeben; ich meinte nur, sie seien mit großer Gefahr für mich verknüpft. Du hast dich davon persönlich überzeugt, daß Euricius keine leere Erfindung von mir war, und Glaukus ist es ebenjowenig. Sobald er mich erblickt, hast du mich zum letztenmal gesehen. Und wer soll dann das Mädchen finden?“ Er stockte, wischte sich die Augen und fuhr dann fort: „Solange Glaukus lebt, kann ich nicht weiter nach ihr suchen, denn ich kann in jedem Augenblick mit ihm zusammentreffen, und dann bin ich verloren, und mein Suchen ist zu Ende.“

„Was ist zu tun? Wozu räthst du? Was ist deine Absicht?“ fragte Vinicius.

„Herr, Aristoteles lehrt, daß das Kleine dem Großen geopfert werden müsse, und König Priamus hat immer erklärt, das Alter sei eine schwere

Bürde. Diese Bürde drückt den alten Glaukus schon lange, und der Tod wäre für ihn nur eine Wohlthat. Und was ist der Tod? Wie Seneca sagt, nur eine Erlösung.“

„Solche Scherze mach' mit Petronius, aber nicht mit mir! Was ist deine Absicht?“

„Wenn tugendhaftes Handeln ein Scherz ist, dann mögen mir die Götter meinen scherzhaften Sinn erhalten. Ich will Glaukus aus dem Weg schaffen. Solange er lebt, bin ich und sind meine Nachforschungen in ständiger Gefahr.“

„So dinge Leute, die ihn totschlagen. Ich will die Rechnung bezahlen.“

„Es gibt allerdings so viel Schurken in Rom wie Sand am Meer. Aber sie nehmen das Handgeld und verschwinden auf Nimmerwiedersehen. Und wenn sie die Wache bei frischer Tat ertappte? Sie würden sofort den Namen dessen verraten, der sie gedungen hat, und das könnte böse Folgen für dich haben.“

„Wie viel verlangst du?“

„Tausend Sesterzien muß ich haben. Siehst du, Herr, ich muß ehrliche Schurken finden, die nicht mit dem Handgelde davongehen. Gute Arbeit verlangt guten Lohn, und für mich sollte doch auch etwas abfallen, womit ich die Tränen trocken kann, die ich über meinen lieben Freund Glaukus vergießen werde.“

Vinicius versprach ihm die genannte Summe, verbot ihm aber, weiter von Glaukus zu reden. Er fragte, was Chilon für Nachrichten bringe, wo er gewesen sei und was er entdeckt habe. Allein Chilon wußte wenig zu berichten. Er sei bei zwei Gebetsversammlungen gewesen und habe alle, die kamen und gingen, besonders aber die Frauen, genau beobachtet, aber niemand gesehen, der Ligia ähnlich gewesen wäre. Seit er den Sohn des Euricius freigekauft habe, hielten ihn die Christen für einen der Ihren. Er habe auch erfahren, daß ihr großer Lehrer Paulus von Tarsus auf Grund einer Anklage der Juden jetzt als Gefangener in Rom sei, und er habe sich entschlossen, dessen Bekanntschaft zu machen. Auch Petrus, einer der Lieblingsjünger ihres Herrn, werde in Rom erwartet, und alle Christen seien sehr begierig, ihn zu sehen und zu hören. Es würden große Zusammenkünfte stattfinden, woran er teilzunehmen beabsichtige. Er wolle auch Vinicius, der sich aber verkleiden müsse, dazu mitnehmen, und sicherlich würden sie dabei auch Ligia finden. Die Gefahr sei gering, sobald Glaukus aus dem Wege geschafft sei. Die Christen könnten allerdings Rache brüten, sie seien aber im ganzen friedfertige Leute.

Und nun erklärte Chilon mit einem gewissen Eifer, er habe noch niemals gesehen, daß sie sich Ausschweifungen hingäben oder Brunnen und Quellen

vergifteten oder der ganzen Menschheit Haß schwörten oder einen Esel anbeten oder das Fleisch geschlachteter Kinder genießen. Er werde sicherlich unter ihnen Leute finden, die bereit seien, den Glaucus auf die Seite zu schaffen, allein ihre Lehre fordere nicht zu Verbrechen auf. Im Gegenteil, sie fordere Vergebung selbst von denen, die Unrecht erlitten hätten.

Vinicius dachte an das, was Pomponia Gräcina bei Akte zu ihm gesagt hatte, und hörte Chilons Bericht mit großer Freude. Obgleich er zu Zeiten Ligia geradezu haßte, war er doch sehr erleichtert zu hören, daß die Sekte, zu der sie und Pomponia sich bekannten, weder verbrecherisch noch abstoßend sei. Ein unbeschreibliches Gefühl regte sich aber in ihm, daß gerade diese Lehre und die geheimnisvolle Verehrung, die sie Christus zollten, einen Abgrund zwischen ihm und Ligia aufreißte, und er fing an, diese Lehre zu fürchten und zu hassen.

SIEBZEHNTES KAPITEL



Chilon hatte wirklich die feste Absicht, Glaucus aus dem Wege zu räumen. Er hatte ihn und seine Familie an die Räuber verraten und hatte ihn sterbend auf freiem Felde liegen lassen; niemals hätte er gedacht, daß Glaucus sich wieder erholen und nach Rom kommen könnte. Als er ihn bei der Gebetsversammlung erblickte, war er bis ins innerste Herz hinein erschrocken. Sein erster Gedanke war gewesen, das Suchen nach Ligia aufzugeben. Aber er fürchtete Vinicius noch mehr, und wenn er wählen mußte zwischen der vorausgesetzten Verfolgung durch Glaucus und der Rache des mächtigen Tribuns, der den noch mächtigeren Petronius zur Hilfe rufen konnte, dann gab es kein Schwanken. Kleine Feinde waren ihm lieber als große. Seine feige Natur schreckte vor eigenhändigem Blutvergießen zurück, und er übergab die Tat lieber in die Hände von Missethäuern. Die wichtige Frage war nur die, wie er die rechten Leute für seinen Zweck finden sollte. Er hätte zwar unter dem Auswurf der Gesellschaft, unter dem er häufig verkehrte, leicht geeignete Personen gefunden, aber wer bürgte ihm dafür, daß sie ihn nachher nicht verrieten oder ihn dauernd mit Erpressungen belästigten? Er beurteilte andere nach sich und hoffte, unter den Christen, die immerhin etwas zuverlässiger zu sein schienen, willige Werkzeuge zu finden, denen er noch dazu weismachen zu können hoffte, sie täten es nicht nur um des Geldes willen, sondern es sei eine gute Handlung.

Nach der Befreiung seines Sohnes hatte Curicius einen kleinen Laden

beim Zirkus Maximus gemietet und verkaufte Oliven, Bohnen, Obstfuchen und Honigwasser an die Zirkusbesucher. Chilon fand den alten Mann, der ihm von Herzen ergeben war, zu Hause beschäftigt und setzte ihm auseinander, er brauche zwei oder drei starke, mutige, furchtlose Männer, um eine große Gefahr abzuwehren, die nicht nur ihn, sondern alle Christen gemeinsam bedrohe. Euricius und sein Sohn Quartus hörten ihrem vermeintlichen Wohltäter ehrfurchtsvoll zu und fielen fast auf die Knie, um ihm zu beteuern, sie selbst seien bereit, alle seine Befehle zu erfüllen; ein so heiliger Mann wie er werde nichts von ihnen verlangen, was mit der Lehre Christi unvereinbar sei. Chilon versicherte ihnen, sie hätten recht, und schaute wie anbetend zum Himmel auf. Tatsächlich aber überlegte er, ob er ihr Anerbieten annehmen oder die tausend Sesterzien in der Tasche behalten solle. Aber nach kurzem Überlegen entschloß er sich abzulehnen. Euricius war ein alter und kränklicher Mann und sein Sohn erst sechzehn Jahre alt. Chilon brauchte starke und kühne Männer, und von den tausend Sesterzien hoffte er in jedem Fall einen großen Teil ersparen zu können. Die beiden flehten ihn dringend an, ihnen nur seine Wünsche zu sagen, da er sich aber entschlossen zeigte, gaben sie nach.

„Herr!“ begann Quartus. „Ich kenne einen Müller namens Demas, der neben seinen Sklaven gemietete Leute beschäftigt. Unter diesen ist einer, der stärker ist als zwei oder selbst vier andere Sterbliche. Ich selbst habe gesehen, wie er Steine wegtrug, die vier Männer nicht hätten heben können.“

„Wenn er ein guter und frommer Mann ist, bereit, sich für seine Brüder zu opfern, so darfst du ihn mir bringen.“

„Er ist ein Christ,“ erwiderte Quartus, „Demas beschäftigt fast nur Christen. Er hat Leute, die bei Tag, und solche, die bei Nacht arbeiten. Dieser Mann ist einer von den Nachtarbeitern. Wenn wir jetzt hingehen, sind sie beim Nachtesten, und du hast Gelegenheit, mit ihm zu reden. Demas wohnt nahe beim Emporium.“

Chilon stimmte freudig zu. Das Emporium lag am Fuße des Aventins, nicht weit vom Zirkus Maximus, und war bald erreicht.

„Ich bin alt, und mein Gedächtnis läßt mich oftmals im Stich,“ sagte Chilon unterwegs. „Wie hieß der eine Jünger des Herrn, der ihn verraten hat; mir fällt der Name nicht ein.“

„Es war Judas, Herr, der sich nachher erhängt hat,“ sagte Quartus und wunderte sich, wie man diesen Namen vergessen könne.

„Richtig, Judas, ich danke dir,“ antwortete Chilon. Schweigend gingen sie weiter und langten bei einem hölzernen Gebäude an, aus dessen Innerem das Geräusch sich drehender Mühlsteine hörbar wurde. Quartus ging hinein, aber Chilon blieb draußen; er zeigte sich nicht gerne vor vielen

Leuten, denn er fürchtete, sein Mißgeschick könnte wollen, daß Glaucus, der Arzt, darunter wäre.

„Ich bin doch gespannt, diesen Herkules zu sehen, der in einer Mühle arbeitet,“ dachte er. „Wenn er ein schlauer Schurke ist, wird er mich ein schönes Stück Geld kosten. Ist er aber ein dummer, unschuldiger Christ, wird er umsonst tun, was ich will.“

Sein Gedankengang wurde durch Quartus unterbrochen, der wieder herauskam und einen Mann mitbrachte. Dieser trug das gewöhnliche Gewand der Arbeiter, eine Art Hemd, das den rechten Arm und die rechte Hälfte der Brust freiließ und keine Bewegung hemmte. Chilon betrachtete ihn bewundernd und mit großer Befriedigung. Eine solche Brust und solche Arme hatte er noch nie gesehen.

„Herr!“ sagte Quartus. „Dies ist der Bruder, den du zu sprechen gewünscht hast.“

„Friede sei mit dir!“ grüßte Chilon. „Sage diesem Bruder, o Quartus, daß er mir vertrauen dürfe, und kehre dann nach Hause zurück, denn du sollst deinen Vater nicht länger ohne Schutz lassen.“

„Dies ist ein heiliger Mann,“ sagte Quartus. „Er hat sein Hab und Gut hingegeben, um mich, den er gar nicht kannte, aus der Sklaverei freizukaufen. Unser Herr und Heiland möge es ihm lohnen.“

Bei diesen Worten neigte sich der riesenhafte Arbeiter und küßte Chilon die Hände.

„Wie heißt du?“ fragte der Grieche.

„Herr, in der heiligen Taufe ist mir der Name Urban gegeben worden.“

„Urban, lieber Bruder, hast du Zeit, ungestört mit mir zu sprechen?“

„Unsere Arbeit beginnt um Mitternacht, und jetzt eben wird unser Abendessen zubereitet.“

„D, dann haben wir Zeit genug. Laß uns dort hinüber gehen, dann sollst du hören, was ich dir zu sagen habe.“

Sie setzten sich auf einen Stein, und Chilon schaute forschend in das Gesicht des Arbeiters. Er sah ernst und traurig drein, wie fast alle die Barbaren, die in Rom lebten; aber Güte und Redlichkeit sprachen aus seinen Zügen.

„Sehr gut,“ dachte Chilon. „Das ist ein gutmütiger Dummkopf, der mir den Glaucus umsonst umbringt.“

„Urban!“ sagte er. „Liebst du Christus?“

„Ich liebe ihn mit ganzer Seele und ganzem Herzen,“ erwiderte dieser.

„Und deine Brüder und Schwestern in Christo, und alle, die dich gelehrt haben, an Christus zu glauben?“

„Ich liebe auch sie alle, mein Vater.“

„Dann sei Friede mit dir.“

„Und mit dir auch, mein Vater.“

Ehilon schaute hinauf in den Mond und fing an, wie nur zu sich selbst vom Tode Christi zu reden, und seine Worte klangen so begeistert, daß sie den Arbeiter zu Tränen rührten. Als Ehilon seufzte und seinem Kummer Ausdruck gab, daß niemand dagewesen sei, Christus zu schützen, nicht nur vor dem Gekreuzigtwerden, sondern auch vor den Demütigungen, die er von den Juden und römischen Soldaten leiden mußte, da ballte der Barbar in Mitleid und Zorn seine Fiesenfäuste, und eine wilde Sucht nach Rache erfaßte ihn. Plötzlich fragte Ehilon:

„Urban, weißt du, wer Judas gewesen ist?“

„Ich weiß, ich weiß!“ rief der Arbeiter. „Der sich nachher erhängt hat.“ Aus seiner Stimme klang großer Kummer, daß der Verräter sich selbst bestraft hatte und dadurch seiner Rache entronnen war.

„Wenn er sich aber nicht gehängt hätte und irgend ein Christ träte mit ihm zusammen? Wäre es nicht Pflicht dieses Christen, das Leiden, den Tod und das Blut des Heilands an ihm zu rächen?“

„O mein Vater, wer könnte das unterlassen!“

„Friede sei mit dir, du treuer Diener des Lammes. Ja, das Unrecht, das uns angetan wird, dürfen wir vergeben, aber wer dürfte ein Unrecht vergeben, das Gott angetan worden ist? Siehst du, wie die Schlangen wieder Schlangen zeugen, so ist aus dem Gifte des Verrates von Judas ein neuer Verräter geboren worden. Wie Judas unsern Heiland den Juden und den römischen Soldaten verriet, so will dieser Verräter, der unter uns weilt, die Lämmer Gottes dem Wolfe verraten, und wenn ihm niemand zuvorkommt und dieser Schlange den Kopf zertritt, dann steht uns allen, und damit auch der Lehre vom Lamm Vernichtung bevor.“

Erregt schaute der Arbeiter ihn an und konnte kaum seinen Ohren trauen. Der Grieche verhüllte sein Gesicht mit einem Zipfel seines Mantels und sprach mit hohler Stimme:

„Wehe euch, ihr Diener des wahren Gottes! Wehe euch, ihr Christen!“

„Vater!“ fragte der Arbeiter rasch. „Wer ist dieser Verräter?“

Ehilon neigte sein Haupt noch tiefer. „Wer dieser Verräter ist? Ein Sohn des Judas, der vorgibt, ein Christ zu sein und die Gebetsversammlungen nur besucht, um die Brüder dem Kaiser zu verraten. Er will sie beschuldigen, daß sie den Cäsar nicht als Gott anbeten, daß sie Brunnen vergiften und Kinder morden und die Stadt zerstören wollen, daß kein Stein auf dem andern bleibt. In wenigen Tagen werden die Prätorianer Befehl erhalten, alle Männer, Weiber und Kinder ins Gefängnis zu werfen und zum Tod zu führen. Das ist das Werk dieses zweiten Judas.“

Aber wenn niemand an dem ersten Judas für die Leiden Christi Rache genommen hat, wer wird es jetzt tun und diesen Judas vernichten, ehe der Cäsar seine schrecklichen Beschuldigungen vernimmt?"

Urban stand hastig auf und rief: „Ich will es tun, mein Vater!“

Auch Chilon erhob sich. Er schaute dem Arbeiter, der im Mondlicht vor ihm stand, in die Augen und sagte feierlich:

„Gehe zu den Gebetsversammlungen und erkundige dich bei den Brüdern nach Glaukus, dem Arzte, und wenn sie ihn dir zeigen, töte ihn.“

„Glaukus, hast du gesagt?“ wiederholte der Arbeiter, um sich diesen Namen einzuprägen.

„Kennst du ihn?“ fragte Chilon.

„Nein, ich kenne ihn nicht. Aber morgen kommen im Ostrianum alle Brüder und Schwestern ohne Ausnahme zusammen, denn es redet ein großer Apostel des Herrn, und da will ich mir Glaukus zeigen lassen.“

„Im Ostrianum?“ fragte Chilon. „Das ist ja vor den Toren der Stadt. Alle Brüder und Schwestern, und bei Nacht?“

„Ja, Vater. Unser Begräbnisplatz ist dort, zwischen der Via Salaria und der Via Nomentana. Hast du denn nicht gewußt, daß der große Apostel sprechen wird?“

„Seit zwei Tagen bin ich nicht nach Hause gekommen und habe darum die Botschaft nicht erhalten. Geh du hin in das Ostrianum, lasse dir Glaukus zeigen und erschlage ihn auf dem Heimwege in die Stadt. Dafür findest du Vergebung für alle deine Sünden. Friede sei mit dir . . .“

„Mein Vater . . .“ stammelte Urban mit flehender Stimme. „Nimmst du diese Tat auf dein Gewissen und bist du ganz sicher, daß Glaukus wirklich unsere Glaubensbrüder verraten will?“

Chilon sah ein, daß er Beweise geben, Namen nennen müsse, wenn er die Zweifel des Riesen zerstreuen wollte. Ein guter Gedanke fiel ihm ein.

„Hör zu, Urban,“ sagte er. „Ich unterweise eine Sklavin, eine Landsmännin von mir, Eunike mit Namen, in der christlichen Lehre. Sie dient im Hause des Petronius, der ein Freund des Kaisers ist. In diesem Hause habe ich erfahren, daß Glaukus die Christen verraten will und auch ein gewisses Mädchen dem Vinicius, einem andern Ratgeber des Kaisers, ausliefern . . .“ Er hielt plötzlich inne, denn er hatte einen seltsamen Ausdruck in den Augen des Arbeiters wahrgenommen. Sie flammten wie die eines wilden Tieres, und sein ganzes Gesicht war von Wut und Rachgier verzerrt.

„Was ist dir?“ fragte Chilon bestürzt.

„Nichts, Vater. Morgen töte ich den Glaukus.“

Der Grieche schwieg. Er faßte Urban bei der Hand, drehte ihn so, daß ihm das Mondlicht voll ins Gesicht schien, und betrachtete es forschend.

Augenscheinlich war er zufrieden, und seine gewohnte Vorsicht ließ ihn den Wunsch weiterzufragen, unterdrücken.

„In der heiligen Taufe ist dir der Name Urban gegeben worden?“ fragte er.

„Ja, mein Vater.“

„Dann sage ich noch einmal: Friede sei mit dir, Urban.“

ACHTZEHNTE KAPITEL

Petronius an Vinicius.



Es scheint nicht gut mit Dir zu stehen, lieber Freund. Du hast die Vernunft vollständig verloren und denkst nichts mehr als Deine Liebe. Aus Deinem Brief geht hervor, daß Dir außer Ligia alles gleichgültig geworden ist. Ich hoffe beim Pollux, Du findest sie bald, sonst verbrennt Dich das innere Feuer noch zu Asche. Verkleide Dich meinetwegen und begib Dich mit Deinem edeln Philosophen in die christlichen Bethäuser. Aber bei meiner Freundschaft stehe ich Dich an: dieser Ursus, Ligias Sklave, ist ein Mensch von ganz ungewöhnlicher Kraft. Dinge Dir den Kroton und nimm den auch noch mit. Das wird gut und weise sein. Wenn Ligia und Pomponia zu den Christen gehören, sind diese sicherlich nicht so lasterhaft, wie man behauptet, aber ihre Entführung von Ligia hat doch bewiesen, daß sie einzuschreiten verstehen, wenn es sich um ein Schäflein aus ihrer Herde handelt. Wenn Du Ligia zu sehen bekommst, wirst Du Dich nicht zurückhalten können, und nur mit Chilon als Beistand kannst Du Dich ihrer nicht bemächtigen. Kroton aber bringt es fertig, und wenn zehn Ursuse da wären, um Ligia zu verteidigen. Lasse Dich also von Chilon nicht schröpfen und überschütte lieber Kroton mit Deinem Gelde. Das ist der beste Rat, den ich Dir geben kann.

Die kleine Augusta ist hier vergessen, und vergessen ist auch die Zauberei, die an ihrem Tode schuld sein sollte. Poppäa spricht gelegentlich noch von ihr, aber der Cäsar hat anderes zu denken. Wenn es wahr ist, daß sich die göttliche Augusta wieder in gesegneten Umständen befindet, so wird auch bei ihr die Erinnerung an das erste Kind spurlos verschwinden.

Seit zehn Tagen sind wir in Neapel oder, richtiger gesagt, in Bajä. Hier wurde die Erinnerung an unsere Mutter wieder in uns lebendig, und die Stimme des Gewissens ließ sich hören. Aber stell' Dir vor, zu welcher Gemütsverfassung es der Rotkopf schon gebracht hat! Der Muttermord begeistert ihn nur noch zu Gesängen und tragi-komischen Darstellungen!

Nur aus seiner Feigheit heraus sprach die Stimme des Gewissens. Jetzt hat er sich überzeugt, daß der Erdboden unter seinen Füßen nicht wankt, und daß kein Gott gesonnen ist, Rache an ihm zu üben. Jetzt tut er nur, als ob er erregt wäre, um seine Zuschauer zu rühren. Zuweilen fährt er nachts auf und schreit, die Furien seien hinter ihm her. Er weckt uns alle aus dem Schlafe, starrt uns an und fährt herum wie ein Schauspieler — und zwar ein schlechter — in der Rolle des Orestes. Er deklamiert griechische Verse und gibt scharf Obacht, ob wir ihn auch gebührend bewundern. Und wir bewundern ihn oder tun wenigstens so, und statt ihm zu sagen: „Geh zu Bett, eitler Poffenreißer!“ werden auch wir Schauspieler und beschützen diesen großen Künstler vor den Furien.

Beim Kastor, Du mußt doch gehört haben, daß er in Neapel öffentlich aufgetreten ist. Alle griechischen Tagdiebe aus der Stadt und der ganzen Umgegend waren zusammengetrommelt und erfüllten das Theater mit Knoblauch- und Schweißgeruch. Und kannst Du es glauben, er hatte Angst, wirkliche und wahrhaftige Angst! Als er auftreten sollte, nahm er meine Hand und legte sie auf sein Herz, das wirklich hämmerte und klopfte, und er mußte nach Atem ringen. Und doch wußte er, daß auf allen Plätzen Prätorianer mit Knütteln verteilt waren, um nötigenfalls damit die richtige Begeisterung anzufachen. Aber es war unnötig, keine Herde Affen vermöchte so zu brüllen, wie diese Bande es tat. Der Knoblauchgeruch drang bis auf die Bühne. Und Nero verbeugte sich, legte die Hand aufs Herz, warf der Menge Kufhände zu und vergoß Tränen der Rührung. Er kam dann zu uns hinter die Szene gestürzt und schrie wie betrunken: „Hat es jemals einen Erfolg gegeben, der sich mit dem meinen vergleichen läßt!“ Und das Pöbel draußen heulte seinen Beifall und wußte wohl, daß es sich damit Günstbezeugungen, Geschenke und freien Zutritt zum Theater zu weiteren Vorstellungen des kaiserlichen Poffenreißers erkaufte. Ich wunderte mich auch gar nicht darüber, denn so etwas hatten sie noch nie gesehen. Und er wiederholte immer wieder: „Ja, meine Griechen, ja, meine Griechen!“ Und von diesem Tag an schien sein Haß auf Rom noch zuzunehmen. Aber dennoch wurde ein besonderer Bote mit der Nachricht von seinem Triumph nach Rom abgesandt, und wir erwarten jeden Augenblick die Dankbezeugungen des Senats. Jetzt ist er fest entschlossen, eine Kunstreise nach Achaia anzutreten.

Wir reisen jetzt nach Benevent, um uns die prächtigen Spiele des Schustersohnes Vatinius anzusehen, und dann unter dem Beistand der Dioskuren nach Griechenland. Ich meinerseits habe die Wahrheit des Sprichworts erkannt, daß man mit den Wölfen heulen müsse, und heule sogar mit einem gewissen Vergnügen. Außer von seiner Reise nach Grie-

chenland, die eine Art von prächtigem Bacchantenzug werden soll, und seinen Erfolgen dort träumt der Rottkopf aber auch noch von einem Wunderreich, das er irgendwo zwischen Griechenland, Asien und Agypten gründen will. Dort will er Rom vergessen und ein Götterleben führen, Apollo, Osiris und Baal in einem vereinigt, und dichten und singen. Und ich, der ich immerhin noch einen Gran von gesundem Menschenverstand habe, lasse mich von feinen Phantasien mitreißen, denn ein solches Wunderland hätte wirklich seine Reize. Allein verwirklichen wird der Rottkopf seine Träume niemals, schon aus dem einen Grunde, weil in einem solchen Reich kein Raum wäre für Verrat, Niedertracht, Mord und einen Herrscher, der unter der Maske eines Dichters nichts ist als ein erbärmlicher Komödiant, ein schlechter Rosselenker und ein alberner Tyrann.

Inzwischen bringen wir jeden um, der uns irgendwie im Weg steht. Der arme Torquatus Sılanus ist jetzt wirklich ein Schatten; vor wenigen Tagen mußte er sich die Adern öffnen. Es ist Tigellinus noch nicht gelungen, durchzusehen, daß auch mir dasselbe anempfohlen werde; ich bin noch immer notwendig als ein Mann, dessen Rat und guter Geschmack für den Erfolg der Kunstreise nach Achaja nicht entbehrt werden können. Aber ich denke oft, früher oder später müsse dies doch einmal das Ende sein. Weißt Du, was dabei meine größte Sorge wäre? Daß dem Rottkopf meine geliebte Onyrschale nicht in die Hände fällt! Bist Du bei mir in meiner letzten Stunde, so will ich sie Dir geben, Du bewunderst sie ja auch; bist Du nicht da, so zerschmettere ich sie. Laß es Dir gut gehen und dinge ja gewiß den Kroton, sonst geht Dir Ligia noch ein zweites Mal verloren. Hast Du sie gefunden, so teile mir's mit, dann opfere ich der Venus hier in ihrem Rundtempel ein Paar Schwäne und ein Paar Tauben. Lebe wohl und sei glücklich."

NEUNZEHNTES KAPITEL



inicius hatte eben diesen Befehl gelesen, als sich Chilon unangemeldet zu ihm ins Zimmer stahl.

„Heureka!“ rief Chilon stolz.

Der junge Patrizier sprang auf und sank in seinen Sessel zurück; er konnte vor Erregung nicht gleich sprechen.

„Hast du sie gesehen?“ fragte er endlich.

„Herr, ich habe Ursus gesehen und habe auch mit ihm gesprochen.“

„Weiter! Weißt du, wo sie sich versteckt halten?“

„Nein, Herr. Ich wollte nicht nachfragen und dadurch Verdacht er-

wedern und mir vielleicht einen Schlag von dieser gewaltigen Faust zu ziehen, der mich für immer stumm gemacht hätte. Es genügt, wenn wir jetzt wissen, daß Ursus Nachtarbeiter bei einem gewissen Demas ist. Du kannst ihm am Morgen deine Sklaven nachschicken und so ihr Versteck ergründen. Ist Ursus hier, so ist es Ligia auch. Außerdem weiß ich, daß beide heute nacht an einer Versammlung im Ostrianum teilnehmen."

"Ostrianum? Wo ist das?"

"Das ist eine alte Begräbnisstätte zwischen der Via Salaria und der Via Nomentana. Der Oberpriester der Christen, von dem ich dir schon einmal gesagt habe, daß er erwartet werde, ist jetzt angekommen und predigt und tauft dort heut abend. Sie halten sich mit ihren Religionsübungen verborgen, denn wenn auch noch kein Edikt gegen sie erlassen ist, so sind sie doch beim Volke verhaßt und müssen vorsichtig sein. Ursus hat mir gesagt, sie kämen alle, Männer und Frauen; nur Pomponia wird wahrscheinlich nicht kommen, wegen Aulus, der noch an die alten Götter glaubt. Aber Ligia, die von Ursus und den Ältesten der Gemeinde behütet wird, kommt sicherlich mit den Frauen."

Vinicius, der schon lange in fieberhafter Erregung lebte, wurde jetzt, wo sich seine Hoffnungen zu verwirklichen schienen, von einer Schwäche befallen. Chilon bemerkte dies und wollte Nutzen daraus ziehen.

"Im Ostrianum findest du Ligia ganz gewiß, Herr," sagte er. "Und sollte sie nicht da sein, was immerhin auch möglich ist, so ist jedenfalls Ursus da, denn er hat mir versprochen hinzugehen und Glaukus zu töten. Du kannst ihm dann nachfolgen und so zu Ligia gelangen, oder ihn als Mörder durch deine Sklaven gefangen nehmen lassen und ihn zwingen, zu gestehen, wo er Ligia versteckt hält. Meine Aufgabe ist nun vollendet. Ein anderer als ich würde dir jetzt vorreden, was er alles für Unkosten gehabt habe, um zu diesem Ziele zu gelangen. Ich tue das nicht, ich weiß, du wirst mich doppelt bezahlen, denn der edle Petronius hat mir gesagt, deine Dankbarkeit werde meine kühnsten Hoffnungen übertreffen."

"Du sollst nicht umsonst auf meine Großmut gebaut haben. Zuerst aber wirst du mich ins Ostrianum begleiten."

"Ja ins Ostrianum!" rief Chilon, der durchaus nicht den Wunsch hatte, dorthin zu gehen. "Edler Tribun, ich habe mich verpflichtet, Ligia aufzufinden, aber keineswegs, sie zu entführen. Mißtraust du mir, so bezahle mich erst, wenn ich dir das Haus gezeigt habe, in dem sie wohnt. Heute aber gib mir einen Teil der Belohnung, daß ich nicht ganz umsonst gearbeitet habe, falls dir etwas zustossen sollte, was die Götter verhüten mögen."

Vinicius ging zu einer Kiste, die auf einem marmornen Sockel stand,

und warf Chilon einen Beutel zu. „Dieser enthält Silber,“ sagte er. „Sobald Ligia in meinem Hause ist, bekommst du denselben Beutel mit Gold gefüllt.“

„Du bist groß wie Jupiter!“ rief Chilon.

„Du kannst jetzt eine Erfrischung zu dir nehmen und dich dann zur Ruhe legen,“ erklärte Vinicius mit gerunzelter Stirn. „Aber dieses Haus verläßt du nicht, und heute nacht wirst du mich ins Ostrianum begleiten.“

Über das Gesicht des Griechen huschte ein Ausdruck der Furcht und Unsicherheit. Er faßte sich indessen und sagte:

„Wer könnte dir widerstehen, Herr. Mit diesen Silberstücken sind meine Dienste mehr als reichlich bezahlt, und nun noch deine Gesellschaft bis zum Abend . . .“

Vinicius unterbrach ihn ungeduldig und fragte ihn über die Einzelheiten seiner Unterredung mit Ursus aus. Aus allem schien hervorzugehen, daß sie sicherlich heute nacht Ligias Versteck auffindig machen würden und vielleicht sie selbst auf dem Rückweg vom Ostrianum entführen könnten. Dieser Gedanke erfüllte Vinicius mit Entzücken; sein Zorn auf Ligia verschwand vollständig, und selbst gegen Ursus hegte er keinen Groll mehr. Am liebsten hätte er sein ganzes Haus bekränzen lassen. Sein Gesicht strahlte vor Freude, und er fand es wieder herrlich, zu leben und jung zu sein. Seine Liebe zu Ligia war viel größer als alles, was er um ihretwillen gelitten hatte, das empfand er nun deutlich. Er fühlte sich geschwellt von Tatkraft und war überzeugt, sobald er Ligia sehe, werde er sie allen Christen auf der Welt und selbst dem Cäsar entreißen.

Chilon fühlte sich bei der Freude des Vinicius wieder sicher und fing an, guten Rat zu erteilen und dringend zur Vorsicht zu mahnen. Man dürfe Ligia nicht gleich vom Ostrianum aus entführen, meinte er. Sie müßten in Mäntel und Kapuzen gehüllt hingehen und Ligia, wenn sie da sei, nur nachfolgen, das Haus, in das sie gehe, mit vielen Leuten umstellen und sie gleich bei Tagesanbruch daraus abholen. Sei sie nicht im Ostrianum, so müßten sie Ursus nachgehen, und der Erfolg sei der gleiche. Mit großem Gefolge im Ostrianum zu erscheinen, habe keinen Zweck. Die Christen würden alle Lichter auslöschen und sich rasch in die nur ihnen bekannten Schlupfwinkel zerstreuen. „Aber bewaffnet müssen wir gehen und ein oder zwei starke, zuverlässige Männer mitnehmen, die uns im Notfall schützen können,“ schloß er.

Vinicius erkannte die Weisheit dieses Rates an und befahl seinen Sklaven, den Kroton zu ihm zu rufen. Chilon fühlte sich sehr beruhigt, als er den Namen dieses berühmten Ringkämpfers hörte, dessen übermenschliche

Kraft er schon in der Arena bewundert hatte. Der Beutel mit Goldstücken sei mit Krotons Hilfe leichter zu gewinnen, dachte er. „Wenn sie auch Vinicius erkennen, wird doch niemand wagen, Hand an ihn zu legen, und wenn einer nur meine Nasenspitze zu sehen bekommt, muß er schon recht gute Augen haben,“ tröstete er sich.

Chilon war fest davon überzeugt, daß der Arbeiter, mit dem er gesprochen hatte, Urfus gewesen war. Der andere Name war kein Beweis dagegen; Chilon wußte, daß den Christen bei der Taufe häufig ein neuer Name gegeben wurde.

„Dringt Urfus den Glaukus um,“ überlegte er, „um so besser. Wenn nicht, so ist es ein Beweis, wie schwer es den Christen fällt, einen Mord zu begehen. Ich habe ihm diesen Glaukus als zweiten Judas geschildert, und doch hat er zuerst noch geschwankt. Will Urfus den Glaukus doch nicht töten, trotz eines so schweren Verbrechens, wie es der Verrat an allen Christen ist, kann er auch mich nicht umbringen wegen des Verrates an einem einzigen. Sie müssen ja das ihnen angetane Unrecht vergeben. Außerdem wasche ich meine Hände von der ganzen Sache in Unschuld, wie eine Lebensart der Christen sagt, und gehe wieder nach Neapel, sobald ich dem Lüstling das Nest der Turteltaube gezeigt habe. — Was sind doch diese Christen für gute Menschen und wie schwer werden sie verleumdet! Ich habe eine gewisse Achtung vor der christlichen Lehre, weil sie zu töten verbietet. Aber wenn sie das tut, dann verbietet sie sicherlich auch zu stehlen, zu betrügen und falsch Zeugnis abzulegen, und dann ist es nicht so leicht, ihr nachzuleben. Das ist eine Religion für reiche Leute, die sich Tugend und Redlichkeit leisten können, und ich begreife nicht, warum sich so viele Arme dazu bekennen . . .“

Also sprach er zu sich selbst, während Hermes, der Hüter des Atriums, ihm zu essen vorsetzte, von dem er mehr, als er gewohnt war, genoß. Dann streckte er sich auf dem Lager aus, schob sich seinen Mantel unter den Kopf und schloß ein, während die Sklaven den Tisch abräumten. Durch die Ankunft des Kroton wurde er aber wieder aus seinem Schlummer geweckt; er stand auf und betrachtete die Gestalt des früheren Gladiators, die das ganze Gemach zu verengen schien, mit großem Wohlgefallen.

Kroton sprach eben mit Vinicius, der ihm seine Aufgabe auseinandersetzte und sich schon über die Höhe seiner Belohnung mit ihm geeinigt hatte. „Es ist gut, Herr, daß du mich heute hast holen lassen,“ sagte Kroton. „Morgen reise ich nach Benevent, wo mich der edle Vatinius dem Styphar, dem stärksten Neger Afrikas, gegenüberstellen will. Wie wird sein Rückgrat in meinen Armen krachen, und seine schwarzen Kinnladen will ich ihm mit der Faust zerschmettern!“

„Beim Pollur, ich glaube schon, daß du dies fertig bringst,“ erwiderte Vinicius.

„Ich wette, du wirst mit ihm fertig,“ fiel Chilon ein. „Aber heute salbe dich mit Olivenöl und isß herzhast, denn der Mann, der das Mädchen beschützt, das entführt werden soll, ist von ungewöhnlicher Stärke.“ Chilon hatte die Absicht, mit diesen Worten den Ehrgeiz des Kroton zu stacheln. Und Vinicius fügte hinzu:

„Das ist wahr. Ich habe mir sagen lassen, er könne einen Stier an den Hörnern ziehen, wohin er wolle.“

„Ni!“ rief Chilon, der sich Urfus nicht so stark vorgestellt hatte.

Allein Kroton lachte nur spöttisch auf. „Ich übernehme es, mit einer Hand mit ihm fertig zu werden und mich mit der andern noch gegen sieben solche Ligier zu wehren und dir das Mädchen ins Haus zu tragen, und wenn die sämtlichen Christen wie eine Meute Wölfe hinter mir her wären. Wenn ich mein Versprechen nicht erfülle, kannst du mich hier in deinem Hause prügeln lassen.“

„Dem dürfen wir uns nicht aussetzen, Herr,“ rief Chilon eifrig. „Bedenke, wenn sie anfangen, mit Steinen zu werfen, was hilft uns dann all seine Stärke? Es ist doch gewiß besser, das Mädchen aus dem Hause, in dem sie wohnt, abzuholen, als sie und uns in diese Gefahr zu bringen.“

„Er spricht weise, Kroton,“ sagte Vinicius.

„Wie du willst, da du bezahlst,“ erwiderte Kroton.

„Ich habe fünfhundert Sklaven in der Stadt,“ sagte Vinicius. Dann machte er den beiden ein Zeichen der Verabschiedung und begab sich in die Bibliothek, wo er an Petronius folgende Zeilen schrieb:

„Chilon hat gestern abend den Ligier gefunden. Ich gehe mit ihm und Kroton heute ins Ostrianum und hole mir Ligia morgen aus ihrer Wohnung ab. Möchten mir die Götter gnädig sein! Lebe wohl und bleibe gesund, lieber Freund. Ich kann vor Freude nicht mehr schreiben.“

Nachdem er dies geschrieben hatte, lief er erregt im Zimmer auf und ab; nicht nur die Freude, sondern auch die Ungeduld brannte in ihm wie Feuer. Er sagte sich, morgen werde Ligia in seinem Hause sein, und fühlte sich bereit, sich ihr als Sklave zu Füßen zu legen. Er gedachte wieder an Aftes Versicherung, daß sie ihn liebe, und das steigerte seine Erregung noch mehr. Er mußte nur ihre mädchenhafte Scheu überwinden und gewisse Gebräuche, die die christliche Lehre verlangte, über sich ergehen lassen, dann würde sie sich seiner Zärtlichkeit hingeben und seine Liebkosungen erwidern.

Chilons Eintritt unterbrach seine holden Träume.

„Mir ist etwas eingefallen, Herr,“ sagte der Grieche. „Die Christen haben gewisse Lösungsworte, ohne die man nicht ins Ostrianum wird kom-

men können. In den Bethäusern ist das der Fall, und ich kann diese Lösungsworte durch Euricius erfahren. Erlaube mir also, hinzugehen und sie zu erforschen.“

„Gut, edler Philosoph,“ erwiderte Vinicius. „Du sprichst wie ein kluger Mann. Begib dich also zu Euricius oder wohin du gehen willst, aber zur Sicherheit läßt du den Beutel, den ich dir gegeben habe, hier auf dem Tisch.“

Sehr ungern trennte sich Chilon von dem Gelde, konnte aber nicht umhin, dem Befehl Folge zu leisten. Vom Hause des Vinicius bis zum Zirkus, wo Euricius wohnte, war es nicht sehr weit, und so war er vor Abend wieder zurück.

„Jetzt weiß ich alle Lösungsworte, Herr,“ berichtete er. „Ohne sie wären wir nicht hineingekommen. Ich habe mich auch genau nach dem Weg erkundigt. Dem Euricius habe ich erklärt, ich brauche die Lösungsworte für einige Freunde, denn ich selbst könne nicht kommen, der Weg sei zu weit für einen so alten Mann, und ich würde den großen Apostel morgen sprechen, wo er mir die Hauptsache aus seiner Rede wiederholen werde.“

„Was soll das heißen! Du mußt mitkommen!“ rief Vinicius.

„Freilich. Aber ich ziehe mir die Kapuze des Mantels über den Kopf und rate dir, dasselbe zu tun, damit wir das Wild nicht verschrecken.“

Bald machten sie sich fertig, denn die Dunkelheit brach an. Sie warfen gallische Mäntel mit Kapuzen über und nahmen Laternen mit. Vinicius bewaffnete sich und seine Gefährten mit kurzen Messern, und Chilon setzte eine Perücke auf, die er sich unterwegs bei einem Barbier verschafft hatte. Dann eilten sie dem nomentanischen Tor zu, um hinauszukommen, ehe es geschlossen wurde.

ZWANZIGSTES KAPITEL



Es wäre Vinicius und seinen Begleitern recht schwer gefallen, den Weg zu finden, hätten sie nicht, wie Chilon vorausgesehen hatte, an den hinauseilenden Christen Führer gehabt, denen sie nachgingen. Einige trugen Laternen, die sie so gut als möglich unter ihren Mänteln versteckten, andere suchten sich ihren Weg im Dunkeln. Je weiter sie kamen, desto mehr Laternen waren zu bemerken und desto größer wurde das Gedränge. Einige sangen leise auf ihrem Wege getragene Lieder, und von manchen, an denen sie vorbeikamen, erhielten sie den Gruß „Friede sei mit euch!“ oder „Gelobt sei

Jesus Christus!" Allein Friede kam nicht in das Herz des Vinicius. Seine Pulse klopfen, und sein Herz begann höher zu schlagen, denn er glaubte mehrmals Ligias Stimme zu vernehmen. Immer wieder erinnerten ihn Gestalt und Bewegung der ihm begegnenden Frauen an Ligia, und erst, nachdem er verschiedene Male seinen Irrtum erkannt hatte, fing er an, seinen Augen zu mißtrauen.

Der Weg kam ihm sehr lang vor. So gut er die Umgebung Roms auch kannte, jetzt in der Finsternis fand er sich doch nicht mehr zurecht. Endlich kam der Mond zeitweise hinter den Wolken hervor, und nun war die Umgebung deutlicher zu erkennen als bei dem schwachen Schein der Laternen. In der Ferne leuchtete etwas wie ein Feuer oder das Licht einer Fackel auf, und Vinicius fragte den Chilon, ob dies das Ostrianum sei. Chilon, auf den die Finsternis, die weite Entfernung von der Stadt und die verhüllten Gestalten einen tiefen Eindruck machten, erwiderte in unsicherem Tone:

„Ich weiß es nicht, Herr, ich bin noch nie im Ostrianum gewesen. Sie könnten sich aber auch einen Ort näher bei der Stadt aussuchen!“ Nur um sich Mut zu machen und sich reden zu hören, fügte er dann hinzu: „Sie kommen heimlich zusammen, wie die Mörder, und doch ist ihnen der Mord verboten!“

Vinicius verwunderte sich ebenfalls über die Vorsicht und Heimlichkeit, mit der die Glaubensgenossen Ligias zusammenkamen, um eine Predigt ihres Hohenpriesters zu hören.

„Wie alle Religionen, so hat auch diese ihre Anhänger unter uns. Aber die Christen sind doch eine jüdische Sekte, warum kommen sie dann hier zusammen, da noch in der Tibervorstadt jüdische Tempel stehen, in denen die Juden am hellen Tage ihre Opfer darbringen!“

„Mein, Herr, sie sind keine jüdische Sekte. Die Juden sind gerade ihre bittersten Feinde. Früher hätte es sogar fast einmal Krieg zwischen ihnen gegeben. Der Kaiser Claudius war so empört über diese Unruhen, daß er alle Juden ausweisen ließ. Jetzt ist dieses Edikt wieder zurückgenommen. Aber die Christen verbergen sich vor den Juden und vor dem römischen Volk, das sie haßt und ihnen die schwersten Verbrechen nachsagt.“

Sie kamen jetzt durch einen schmalen Hohlweg, über den sich an einer Stelle ein Bogen einer Wasserleitung spannte. Jetzt eben trat der Mond ganz aus den Wolken hervor, und sie erkannten am Ende des Hohlwegs eine mit Efeu überwachsene Mauer. Das Ostrianum war erreicht.

Vinicius' Herz klopfte lauter als je. Am Eingang standen zwei Erdarbeiter, denen sie die Lösung sagen mußten. Im nächsten Augenblick befand sich Vinicius mit seinen Begleitern in einem weiten, rings ummauerten

Raum. Verstreut standen hier einzelne Grabdenkmäler, und in der Mitte erhob sich ein Gebäude, in dem sich die Krypta mit dem Eingang zu den unterirdischen Gräbern befand. Davor plätscherte ein Springbrunnen. Da die Krypta sicherlich für eine so große Versammlung zu klein war, vermutete Vinicius sofort, die Versammlung werde im Freien gehalten werden, hier in dem ummauerten Raum, in dem die Leute bereits zusammengekommen waren. Ringsum glühten überall die Lichtpünktchen der Laternen, obshon viele der Anwesenden ohne eine solche gekommen waren. Man sah nur wenige unbedeckte Köpfe; fast alle waren in Mäntel mit Kapuzen gehüllt zum Schutze theils vor Verrat, theils vor der Abendkühle. Der junge Patriizier wurde sehr erregt bei dem Gedanken, er werde bei diesem schwachen Lichte Ligia gar nicht erkennen können.

Mit einem Male wurden in der Nähe des Gebäudes Fackeln entzündet und auf einen Haufen geworfen. Jetzt war es hell genug. Und nun fing die Menge an zu singen, erst leise und dann immer lauter.

Noch niemals hatte Vinicius einen solchen Gesang vernommen, aus dem ein Sehnen sprach, das auch ihm das Herz bewegte. Er kannte viele Religionen, hatte die Gebräuche in vielen Tempeln mit angesehen und viele Lebgefänge zum Preise aller möglichen Götter mit angehört. Nun zum erstenmal war er Zeuge, wie Menschen ihren Gott anriefen, nicht um einen hergebrachten Gebrauch zu erfüllen, sondern aus dem innersten Sehnen ihres Herzens heraus; offenbar beteten sie ihren Gott nicht nur an, sondern liebten ihn auch mit ganzer Seele. In Rom wie in Griechenland gab es immer noch Menschen, die aus Furcht oder aus Selbstsucht die Götter verehrten, aber sie zu lieben, war ihnen noch nie in den Sinn gekommen.

Obgleich Vinicius scharf nach Ligia ausschaute, konnte er doch nicht umhin, wahrzunehmen, was um ihn vorging. Das Feuer, in das immer wieder neue Fackeln geworfen wurden, erfüllte den ganzen Platz mit einem roten Schein, vor dem das Licht der Laternen erbleichte. In diesem Augenblick trat ein Ehrfurcht gebietender Greis aus dem Gebäude heraus, in einen Mantel gehüllt, aber unbedeckten Hauptes. Er stieg auf einen Stein, der in der Nähe des Feuers lag.

Die Menge kam in Bewegung, als sie ihn erblickte. Auf allen Seiten vernahm Vinicius das Wort: „Petrus, Petrus!“ Viele knieten nieder, andere streckten ihm die Hände entgegen. Eine tiefe Stille folgte, in der nichts zu vernehmen war als das Knistern des Feuers, fernes Wagengerassel auf der Via Nomentana und das Säufeln des Windes in den wenigen Pinien, die in der Nähe wuchsen.

Der alte Mann hob seine Hände und segnete die Versammlung mit dem

Zeichen des Kreuzes. Alle fielen auf die Knie, und um sich nicht zu verraten, knieten auch Vinicius und seine Gefährten nieder. Der alte Mann trug weder eine Mitra auf dem Kopf, noch umhüllte ein goldgesticktes Gewand seinen Körper; nichts von alledem trug er an sich, was die Priester in Aegypten, in Griechenland und Rom auszeichnete. Er machte den Eindruck eines einfachen, verehrungswürdigen Zeugen, der weit hergekommen war, um eine Wahrheit zu verkündigen, an die er selbst glaubte mit der unerschütterlichen Überzeugung, die das Selbsterlebte verleiht. Diese feste Überzeugung sprach aus seinem ganzen Wesen. Vinicius beabsichtigte durchaus nicht, sich selbst durch die Worte dieses alten Mannes irgendwie beeinflussen zu lassen, aber er verzehrte sich vor Ungeduld zu hören, was dieser Gefährte jenes geheimnisvollen Christus zu sagen haben könnte, und die Lehre kennen zu lernen, der Ligia und Pomponia anhängen.

Und nun fing Petrus an zu reden. Er sprach wie ein Vater, der seine Kinder belehrt, wie sie leben sollen. Ausschweifungen und Genußsucht sollten sie meiden, gerne arm sein und Wahrheit und Sittenreinheit lieben und pflegen. Mit Geduld sollten sie Unrecht und Verfolgung leiden, der Obrigkeit gehorchen, sich vor Verrat, Betrug und Verleumdung sorgfältig hüten und einander und den Heiden ein Vorbild sein.

Vinicius, der nur das für gut hielt, was ihm Ligia zurückgab, und alles für schlecht, was ein Hindernis zwischen ihm und ihr war, empörte sich bei verschiedenen Stellen dieser Rede. Wenn dieser alte Mann Sittenreinheit und Kampf gegen die fleischlichen Lüste verlangte, dann mußte er nicht nur seine Liebe verdammen, sondern auch Ligia in ihrem Widerstand bestärken. Falls sie anwesend war und sich diese Worte zu Herzen nahm, konnte sie in Vinicius nur einen Feind dieser Lehre erblicken und mußte ihn für einen bösen Menschen halten, und dieser Gedanke brachte ihn auf. „Was habe ich denn Neues gehört?“ fragte er sich. „Diese Lehren sind längst allgemein bekannt. Armut und Entbehrung lehren auch die Zyniker, Sokrates hat Tugend gepredigt, jeder Stoiker, selbst Seneca, der fünfhundert Tische von Zitronenholz besitzt, empfiehlt Mäßigkeit und ermahnt zur Wahrheit und zu Geduld und Ausdauer in Leiden und Unglück.“ Außerdem, daß Vinicius empört war, fühlte er sich auch noch sehr enttäuscht. Er hatte die Enthüllung magischer Geheimnisse oder doch mindestens einen ungewöhnlichen Redner zu hören erwartet. Statt dessen hörte er eine einfache Sprache ohne jeden rednerischen Schwung und wunderte sich über die gespannte Aufmerksamkeit, die dieser Rede gezollt wurde.

Der alte Mann fuhr fort, seine Zuhörer zu ermahnen, gut, friedfertig und sittenrein zu sein, und zwar nicht, damit es ihnen gut gehe in diesem Leben, sondern damit sie nach dem Tode zum ewigen Leben mit Christo ein-

gehen dürften, zu einer Freude und Herrlichkeit, wie die Welt nichts zu bieten habe. Und hier mußte nun Vinicius doch einen Unterschied zwischen dieser Lehre und der der Zyniker und Stoiker und der andern Philosophen anerkennen: diese empfahlen Tugend als vernünftig für dieses Leben, und der Greis versprach Unsterblichkeit dafür, und zwar nicht ein ewiges Leben auf der Erde in Mangel und Elend, sondern ein herrliches Dasein, dem der Götter vergleichbar. Ein solcher Glaube verlieh der Tugend einen unschätzbaren Wert und ließ alles Unglück in diesem Leben als nichtig und unbedeutend erscheinen. Gerne zu leiden, um späteren unsagbaren Glückes willen, ist etwas ganz anderes, als sich den Widerwärtigkeiten des Lebens mit Geduld unterwerfen, weil es in dieser Welt nun einmal nicht anders ist.

Und der Greis sprach weiter, man müsse Wahrheit und Tugend um ihrer selbst willen lieben; das seien Eigenschaften Gottes, und je mehr man sie liebe, um so mehr liebe man auch Gott und werde selbst ein Kind Gottes. Vinicius hatte gehört, wie Pomponia zu Petronius gesagt hatte, daß es nach dem christlichen Glauben nur einen Gott gebe und daß dieser allmächtig sei. Nun vernahm er, dieser Gott sei auch allgütig und allgerecht. Am größten war aber sein Erstaunen, als der alte Mann erklärte, Gott sei auch unenbliche Liebe, und wer seine Nebenmenschen liebe, erfülle Gottes erstes und vornehmstes Gebot. Und es genüge nicht, nur die Kinder seines eigenen Volkes zu lieben und nur die guten Menschen. Auch die Bösen müsse man lieben und gleichwie Christus denen vergeben, die uns Unrecht getan hätten. Bei diesen Worten sagte sich Chilon, Ursus werde den Glaukus niemals umbringen, tröstete sich aber damit, auch Glaukus werde ihn nicht töten, wenn er ihn auch erkennen sollte.

Für Vinicius waren dies lauter neue, unerhörte Begriffe. Er sagte sich, daß er, wenn er dieser Lehre folgen wollte, alle seine Anschauungen, seine Gewohnheiten, ja sein ganzes Wesen ändern müßte, und eine Religion, die ihn verpflichtete, seine Feinde zu lieben und ihnen Böses mit Gutem zu vergelten, kam ihm wie der reine Unsinn vor, und doch lag in diesem Wahnsinn etwas, das ihm höher dünkte als alle Philosophie, etwas geradezu Göttliches. Diese Religion schien ihm keine Wirklichkeit zu enthalten, und doch kam ihm alle Wirklichkeit daneben nichtig und bedeutungslos vor. Sein ganzes Wesen lehnte sich dagegen auf und konnte sich doch einer gewissen Sehnsucht danach nicht ganz erwehren. Als er aber wieder an Ligia dachte, erkannte er das eine hell und klar, nämlich, daß sie, wenn sie anwesend war und sich zu dieser Lehre bekannte, niemals einwilligen werde, seine Geliebte zu sein. Dieser Gedanke erregte ihn aufs äußerste, und seine Erregung verwandelte sich in wilde Wut auf die Christen und besonders auf den alten

Mann dort auf dem Steine, der durch irgend eine geheime Macht sein Schicksal in Händen hielt.

Wieder wurden neue Fackeln ins Feuer geworfen, und der Wind, der durch die Pinien gefäuselt hatte, war schlafen gegangen. Am Himmel leuchteten jetzt die Sterne. Und nun sprach der alte Mann nur noch von Christus selbst und seinem Tode. Alle hielten den Atem an, und tiefe Stille herrschte; fast hätte man die Herzen klopfen hören können. Der alte Mann hatte den Herrn selbst gesehen, und er erzählte von seinem Leiden und Sterben wie einer, in dessen Erinnerung dies so fest eingegraben war, daß er, wenn er die Augen schloß, noch jetzt alles deutlich vor sich sah. Bei diesen Erinnerungen stürzten ihm Tränen aus den Augen und rannen in seinen grauen Bart; er bebte am ganzen Leib und seine Stimme versagte.

Selbst Vinicius sagte sich: „Dieser Mann spricht die Wahrheit, und sie ergreift ihn selbst bis zu Tränen.“ Die ganze Zuhörerschaft war tief bewegt. Leiden und Tod Christi waren ihnen nicht neu, und sie wußten, daß auf das Leid Freude folgte; aber nun, wo ihnen ein Apostel, ein Augenzeuge, die Geschichte wieder erzählte, schluchzten sie laut und schlugen sich an die Brust.

Der alte Mann schloß die Augen, als wolle er noch tiefer in den Schacht seiner Erinnerung tauchen, und erzählte, wie Maria Magdalena zu den trauernden Jüngern gekommen war mit der Nachricht, sie habe den Herrn gesehen, und wie ihr die Jünger nicht glauben wollten; wie sie dann doch an sein Grab geeilt waren und es leer gefunden hatten; wie Kleophas mit noch einem Jünger am späten Abend von Emmaus zurückkam und verkündigte: „Wahrlich, der Herr ist von den Toten auferstanden!“ und wie er dann plötzlich selbst mitten unter ihnen stand und sagte: „Friede sei mit euch!“ Und dann berichtete er weiter, wie Thomas, der beim ersten Erscheinen des Herrn unter ihnen gefehlt hatte, erst an ihn glauben wollte, nachdem er seine Nägelmale gesehen und seinen Finger in die Wunde an seiner Seite gelegt hatte, und wie der Herr zu ihm sprach: „Diemeil du mich gesehen hast, Thomas, so glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“

Vinicius ward es seltsam zumute; sein Verstand, seine Urteilskraft schienen ihn zu verlassen. Er stand vor zwei Unmöglichkeiten: Was er hörte, konnte er nicht glauben, und doch hätte niemand den Mann, der da vor ihm stand und sagte: „Dies alles habe ich selbst gesehen,“ der Lüge bezichtigen können. Es lag etwas in dessen ganzem Wesen, in seinen Tränen, in den Einzelheiten seiner Erzählung, was es unmöglich machte, ihn der Lüge zu verdächtigen.

Und nun erzählte er weiter, wie Christus aufgefahren sei zum Himmel.

Er stockte zuweilen in seinem ganz genauen Bericht, allein man fühlte, daß jede Einzelheit wie in Erz gegraben ihm im Gedächtnis stehe. Die Zuhörer wurden von Begeisterung ergriffen; sie warfen ihre Kapuzen zurück, um besser hören zu können, damit ihnen ja kein Wort entgehe. Es war wohl zu merken, daß während dieser langen Erzählung einzelne von den Zuhörern Gesichte sahen. Als Petrus den Augenblick der Himmelfahrt schilderte, wie sich die Wolken um die Füße des Erlösers geschlossen hatten, da schauten unwillkürlich alle zum Himmel auf, wie in der Erwartung, ihn dort zu erblicken. Und für die hier versammelten gab es in diesem Augenblick kein Rom und keinen wahnsinnigen Kaiser und keine Tempel der heidnischen Götter. Nur Christus war da und erfüllte die ganze Welt, Land und Meer und Himmel.

In den zerstreut liegenden Häusern der Via Nomentana fingen die Hähne an zu krähen und verkündigten damit die Mitternachtsstunde. In diesem Augenblick zupfte Chilon den Vinicius am Mantel und flüsterte: „Herr, dort, nicht weit von dem alten Mann, steht Urban und neben ihm eine Gestalt, die aussieht wie ein Mädchen.“

Vinicius fuhr erstaunt auf wie jemand, der aus dem Traum erwacht. Er schaute nach der Stelle, wohin der Grieche deutete, und erkannte Ligia.

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Bei diesem Anblick tobte dem jungen Patrizier das Blut wild durch die Adern. Die ihn umgebende Menge, der alte Mann, seine eigene Verwirrung über das, was er vernommen hatte — alles war wie weggewischt. Das Mädchen allein war da, endlich hatte er sie gefunden! Wilde Freude erfaßte ihn, die ihm beinahe den Atem raubte. Ja, es war Ligia, die dort im hellen Licht einer Fackel vor ihm stand, nur wenige Schritte von ihm entfernt. Die Kapuze war ihr vom Haupt geglitten, wobei sich ihre Haare teilweise gelöst hatten; ihre Lippen waren etwas geöffnet, ihre Wangen von Erregung leicht gerötet, und sie schaute in größter Andacht zu dem Apostel auf. Gleich den Mädchen aus dem Volke trug sie einen dunkeln wollenen Mantel, aber Vinicius meinte, er habe sie noch niemals so schön gesehen. Heiße Liebe, zusammen mit wildem Sehnen, durchströmte ihn wie ein Flammenmeer. Neben dem ligischen Riesen sah Ligia zierlicher aus als je, fast wie ein Kind. Vinicius bemerkte auch, daß sie magrerer geworden war und daß ihr Gesicht durchscheinend war wie Wachs. Aber je länger er

sie betrachtete, desto heißer wurde sein Sehnen, dieses Mädchen sein zu nennen, das so ganz anders erschien als alle Frauen Roms und des Ostens, mit denen er in Berührung gekommen war. Mit Freuden hätte er sie alle, dazu Rom und die ganze Welt für diese Eine hingegeben.

Er vergaß völlig, wo er sich befand; allein Chilon, der befürchtete, er könnte etwas tun, das sie verrate, zupfte ihn am Mantel und brachte ihn dadurch wieder zu sich. Und nun erhoben die Christen ihre Stimmen zum Gebet und Gesang. „Der Herr ist erschienen!“ sangen sie laut. Dann taufte der Apostel mit dem Wasser des Brunnens alle, die ihm die Ältesten als genügend dazu vorbereitet zuführten. Vinicius meinte in seiner Ungeduld, diese Nacht wolle kein Ende nehmen. Er beabsichtigte, Ligia nachzu- folgen und sie unterwegs abzufassen.

Endlich fingen die Christen an, sich auf den Heimweg zu begeben. Chilon flüsterte ihm zu:

„Herr wir wollen draußen vor dem Thor warten; die Leute schauen uns verdächtig an, weil wir unsere Kapuzen nicht abgenommen haben.“

Das war richtig, und Chilons Rat schien Vinicius gut zu sein. Wenn sie am Tore stehen blieben, mußten alle, die hinauswollten, an ihnen vorbei, und die Riesengestalt des Ursus war nicht zu verkennen.

„Wir haben ja den Plan, ihnen zu folgen,“ sagte Chilon. „Morgen, Herr, oder richtiger gesagt heute, umstellst du das Haus mit deinen Sklaven und führst sie ab.“

„Nein!“ rief Vinicius.

„Was ist denn dann dein Wille, Herr?“

„Wir gehen ihr nach bis ans Haus und ergreifen sie dort auf der Stelle. Willst du das unternehmen, Kroton?“

„Ja, Herr, und ich will dein Sklave sein, wenn ich dem Stier, der sie bewacht, nicht das Rückgrat breche.“

Chilon bot alle Mühe auf, Vinicius diesen Plan auszureden; bei allen Göttern flehte er ihn an, nicht so voreilig zu handeln. Kroton habe sie doch nur verteidigen sollen, falls sie erkannt würden. Sie nur zu zweien aus einer ganzen Menge herauszuholen, wäre so gut wie der sichere Tod, und schlimmer noch, sie könnte entkommen und sich anderswo verbergen oder ganz aus Rom fliehen. Warum nicht warten, bis ihnen der Erfolg sicher sei?

Obgleich Vinicius nur mit Mühe seinen Wunsch bezähmt hatte, sich Ligias auf der Stelle zu bemächtigen, sah er doch ein, daß der Grieche recht habe, und er hätte den Rat angenommen, wenn nicht Kroton gewesen wäre, der die ihm versprochene Belohnung rasch verdienen wollte.

„Herr!“ rief er. „Heiße doch den Hasenfuß schweigen oder erlaube mir, ihm den Kopf mit der Faust zu zerschmettern! Ich will ja auch nicht zureden,

das Mädchen aus der ganzen Menge Volkes herauszuholen, sie könnten mit Steinen werfen. Wenn sie aber zu Hause angekommen ist, will ich sie ergreifen und tragen, wohin du willst.“

„Beim Herkules, so soll's sein!“ rief Vinicius, begeistert von diesem Vorschlag. „Morgen könnten wir sie am Ende nicht zu Hause finden.“

„Dieser Ligier ist unheimlich stark,“ stöhnte Chilon.

„Du brauchst ihm ja nicht die Hände festzuhalten!“ spottete Kroton.

Sie mußten noch lange warten; erst beim frühen Hahnenkrähen kamen Ursus und Ligia zum Thor heraus, begleitet von einer zahlreichen Schar Menschen. Unter ihnen glaubte Chilon den Apostel zu erkennen. Neben ihm schritt ein anderer alter Mann, der viel kleiner war als er, zwei ältere Frauen und ein Junge, der mit einer Laterne leuchtete. Etwa zweihundert Menschen folgten. Unter diese mischte sich Vinicius mit seinen Begleitern.

„Herr, deine Jungfrau ist wohl behütet,“ bemerkte Chilon. „Es ist der große Apostel selbst, der vor ihr hergeht. Sieh nur, wie alles niederkniet.“

Vinicius gab nicht acht darauf; er verwandte keinen Blick von Ligia und dachte an nichts, als wie er sie ergreifen könnte. Er wußte wohl, daß sein Plan sehr verwegend war, aber als Soldat wußte er auch, wie oft das Glück dem Kühnen hold ist.

Der Weg war lang, und unterwegs dachte Vinicius auch zuweilen an diesen sonderbaren neuen Glauben, der einen Abgrund zwischen ihm und Ligia aufgetan hatte. Er war überzeugt, daß es möglich sei, Ligia zu ergreifen und wegzubringen; aber er war auch ebenso überzeugt, daß er ihr neben ihrer Religion nichts war, sein Mut, seine Macht und sein Einfluß, alles nichts. Der römische Soldat und Tribun, der seither geglaubt hatte, mit dem Schwert in der Faust lasse sich die ganze Welt erobern, ahnte zum erstenmal in seinem Leben, daß es über diese Macht noch eine höhere Macht gebe. Er hatte keinen rechten Begriff, was dies für eine Macht sein könnte, und wirre Bilder von allem, was er bei der Christenversammlung gesehen, und die Worte, die er gehört hatte, jagten sich in seinem Inneren.

Aber er wurde wieder zu sich selbst gebracht durch Chilons Gejammer, der sich und sein Geschick beklagte. Er sei dazu gedungen gewesen, Ligia zu finden, und das habe er mit Lebensgefahr getan. Von ihm sei nicht noch zu erwarten, daß er sie entführen helfe; er sei ein alter Mann, der schon um zwei Finger gekommen sei. Geseht den Fall, es stoße Vinicius bei seinem Vorhaben etwas zu! Fortuna sei bekanntlich blind und sehe schon bei Tage nichts, wie viel weniger bei Nacht. Dann käme er, der arme Chilon, am Ende um seine versprochene Belohnung. Der edle Vinicius sollte ihm doch wenigstens den Beutel geben, den er beim Verlassen des Hauses zu sich gesteckt habe, das könnte im Notfall nützlich sein, um Hilfe herbeizuschaffen

oder die Christen zu bestechen. O, warum höre er nicht auf den Rat eines alten Mannes, der aus der Fülle seiner Weisheit und Erfahrung spreche!

Sofort zog Vinicius den Beutel heraus und warf ihn Chilon zu.

„Da nimm und halt' den Mund!“ rief er.

Der Grieche wog den Beutel in der Hand und fühlte sich merklich erleichtert. „Meine ganze Hoffnung ist dies, daß Theseus und Herkules noch größere Taten getan haben,“ sagte er. „Und ist nicht Kroton, der Freund meiner Seele, ein Herkules? Und du, du bist nicht nur ein Halbgott, du bist ein Gott! Und du wirst gewiß auch in Zukunft deinen getreuen Diener nicht vergessen, dessen Bedürfnisse doch auch zuweilen befriedigt werden müssen, und der selbst alles vergißt, wenn er sich in seine Bücher versenkt hat. Ein paar Acker Landes und ein Häuschen mit einem wenn auch noch so kleinen schattenspendenden Portikus für die Sommerhitze — das wäre so etwas, eines solchen Gebers würdig.“

Es wurde allmählich heller, und im grauen Dämmerchein waren die Umrisse der Stadtmauer zu unterscheiden, und die Bäume am Wege, die einzelnen Grabmäler und die zerstreut liegenden Häuser wurden sichtbar. Das neue Leben des Tages begann sich zu regen. Gemüsehändler mit ihren schwer beladenen Eseln und Maultieren eilten der Stadt zu, und Wagen mit Lebensmitteln fuhren in der gleichen Richtung. Ein leichter Nebel zog sich nahe am Boden hin, ein Vorbote guten Wetters.

„Herr, ferne sei von mir, deiner Großmut Grenzen setzen zu wollen. Ich rate dir noch einmal, geh nach Hause, hole deine Sklaven und bring eine Sänfte mit, sobald du dich vergewissert hast, wo die göttliche Ligia wohnt.“

Vinicius gab keine Antwort. Sie hatten jetzt das Stadttor erreicht, und da hatte er einen sonderbaren Anblick. Zwei Soldaten knieten nieder, als der Apostel vorbeiging, und dieser legte ihnen die Hand auf den Helm und machte ein Zeichen des Kreuzes. Dem Patrizier war noch nie im Traum eingefallen, es könnten auch unter den Soldaten Christen sein, und er war darum über diesen Anblick sehr erstaunt. Er erkannte, daß Ligia, falls sie die Stadt verlassen wollte, selbst unter der Tordache Helfer finden würde, und dankte allen Göttern, daß sie dies bis jetzt nicht versucht hatte.

Als sie innerhalb des Stadttores waren, zerstreuten sich die Christen allmählich, und sie mußten ein größeres Stück hinter Ligia zurückbleiben als bisher, um keinen Verdacht zu erregen. Chilon, der sich über Schmerzen in den Beinen beklagte, blieb immer weiter hinter seinen beiden Gefährten zurück. Vinicius hätte nichts einzuwenden gehabt, wenn er um Erlaubnis gebeten hätte, sich ganz zu entfernen, denn er meinte, ihn jetzt nicht mehr nötig zu haben. Der Grieche blieb aber doch hinter ihnen, wahrscheinlich aus Neugierde.

Sie hatten noch einen weiten Weg, bis die Vorstadt jenseits der Tiber erreicht war, wo dann die letzten der Schar, die Ligia begleitete, Abschied nahmen. Der Apostel mit einer alten Frau und einem Jungen gingen weiter am Fluß hinauf, sein Gefährte mit Ursus und Ligia bogen in eine enge Gasse ein und betraten nach etwa hundert Schritten ein Haus, das unten zwei Läden enthielt.

Chilon, der etwa fünfzig Schritte hinter den beiden andern war, rief diesen vorsichtig zu, sie sollten zurückkommen. Sie taten das auch, um erst über die nächsten Schritte zu beraten.

„Chilon!“ sagte Vinicius. „Geh und sieh nach, ob das Haus noch einen zweiten Ausgang hat.“

Chilon ging und kam rasch wieder zurück. „Nein,“ sagte er. „Das Haus hat nur einen einzigen Eingang. Aber ich beschwöre dich bei Jupiter, Apollo, Vesta, Kybele, Iris und Osiris, Mithras und Baal, bei allen Göttern des Ostens und Westens, diesen Plan aufzugeben. Gehorcht mir —“

Er verstummte plötzlich, denn er hatte Vinicius ins Gesicht gesehen, das blaß war vor Aufregung und dessen Augen glühten. Der eine Blick hatte ihn überzeugt, daß nichts ihn von seinem Vorsatz abbringen werde. Kroton schwellte seine herkulische Brust mit einem tiefen Atemzuge und bewegte den Kopf hin und her, wie es die Bären im Käfig machen, aber in seinem Gesicht war keine Spur von Furcht zu erblicken.

„Ich geh zuerst hinein,“ sagte er.

„Du gehst hinter mir!“ befahl Vinicius herrisch.

Dann verschwanden beide in dem dunkeln Eingang, und Chilon versteckte sich hinter der nächsten Straßenecke, um den Erfolg abzuwarten.

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Erst als Vinicius im Hausflur angelangt war, machte er sich die ganze Schwierigkeit seines Unternehmens klar. Das Haus war eine von den Tausenden von Mietskasernen, die damals in Rom erstanden, meist so schlecht gebaut, daß kein Jahr verging, in dem nicht einige davon über den Einwohnern zusammenstürzten. Die Besitzer ließen die Miete meist durch ihre Sklaven einziehen, die häufig selbst nicht einmal die Namen der Mieter kannten, denn diese mußten den Behörden nicht angezeigt werden. Einen einzelnen Menschen in solch einem Hause zu erfragen, hatte darum oft seine Schwierigkeit, besonders wenn kein Torwächter vorhanden war.

Vinicius und Kroton kamen in einen langen, auf allen vier Seiten von Wänden umgebenen Raum, der eine Art von gemeinschaftlichem Hof für das ganze Haus bildete mit einem Brunnen in der Mitte, der sein Wasser in ein in den Boden eingemauertes Becken ergoß. An allen Wänden führten hölzerne und steinerne Treppen in die oberen Stockwerke empor, zuerst auf Galerien, durch die man zu den einzelnen Wohnungen gelangte. Auch im Erdgeschoß waren Wohnungen, einzelne davon durch Türen, andere nur durch meist zerrissene und geflickte Vorhänge vom Hof geschieden.

Der Tag war jetzt angebrochen, aber es befand sich noch kein Mensch in diesem Hofe. Augenscheinlich schlief noch alles, ausgenommen die, welche soeben erst aus dem Ostrianum heimgekehrt waren.

„Was sollen wir tun, Herr?“ fragte Kroton stehenbleibend.

„Wir wollen hier warten und zusehen, ob niemand kommt. Wir dürfen im Hof nicht gesehen werden.“

Jetzt dachte Vinicius, Chilons Rat sei doch richtig gewesen. Nichts leichter, als das Thor zu besetzen, das den einzigen Zugang bildete, und alle Wohnungen zu durchsuchen, wenn er ein bis zwei Duzend Sklaven bei sich gehabt hätte. Jetzt mußte er Ligias Wohnung gleich aufs erstemal treffen, sonst konnten die Christen, von denen es gewiß viele im Hause gab, sie warnen und ihr mitteilen, daß sie gesucht werde. Darum war es auch gefährlich, sich nach ihr zu erkundigen. Eben überlegte er, ob es nicht besser wäre, umzukehren und seine Sklaven zu holen, als hinter einem der Vorhänge hervor ein Mann kam, der ein Sieb in der Hand hielt und damit zum Brunnen ging. Der junge Tribun erkannte Ursus auf der Stelle.

„Es ist der Ligier,“ flüsterte er Kroton zu.

„Soll ich ihm die Knochen im Leib zerbrechen?“ fragte dieser.

„Warte.“

Ursus hatte sie nicht gesehen, denn sie standen beim Eingang im Schatten. Gelassen fing er an, das Gemüse zu waschen, das sich in seinem Siebe befand; offenbar wollte er jetzt nach der durchwachten Nacht ein Mahl bereiten. Als er fertig war, ergriff er sein Sieb und verschwand wieder hinter dem Vorhang. Vinicius und Kroton liefen ihm nach in der Meinung, gleich in Ligias Wohnung zu gelangen. Sie verwunderten sich darum sehr, als sie hinter dem Vorhang nicht in eine Wohnung, sondern in einen finstern Gang gelangten, an dessen Ende sie einen kleinen Garten mit Zypressen und Myrtengebüsch erblickten und ein Häuschen, das sich an ein zweites steinerne Gebäude lehnte. Dies hielten sie beide für einen ihnen günstigen Umstand. Sie konnten in dem abgeschlossenen kleinen Hause Ursus rasch überwältigen und mit der gefangenen Ligia die Strafe ebenso rasch erreichen, und wenn sämtliche Hausbewohner im Hof versammelt wären.

Wahrscheinlich würde sich ihnen kein Mensch entgegenstellen, und wenn sie befragt würden, wollte Vinicius sagen, es handle sich darum, eine entsprungene Geisel des Cäsars wieder zu ergreifen. Im Notfall wollte er sich der Wache zu erkennen geben und diese zu Hilfe holen.

Eben wollte Ursus das Häuschchen betreten, als er auf die Fußstritte hinter sich aufmerksam wurde. Er kehrte sich um, und als er zwei Männer erblickte, stellte er sein Sieb auf den Boden und wandte sich zu ihnen.

„Wen sucht ihr?“ fragte er.

„Dich!“ erwiderte Vinicius. Und zu Kroton gewandt, sagte er rasch und leise: „Töte ihn!“

Wie ein Tiger sprang Kroton auf Ursus los, und ehe der Tigier sich fassen oder seine Feinde erkennen konnte, fühlte er sich wie mit eisernen Klammern umfaßt.

Vinicius war von Krotons überlegener Kraft so überzeugt, daß er den Ausgang des Kampfes nicht abwartete. Er lief an den beiden vorbei der Thür des Häuschens zu, stieß diese auf und fand sich in einem Raum, der nur durch das auf dem Herde brennende Feuer erleuchtet war. Ein Strahl dieses Feuers fiel voll auf Ligias Gesicht. Neben dem Feuer saß der alte Mann, der Ursus und Ligia vom Ostrianum heimbegleitet hatte.

Vinicius stürzte so rasch herein, daß er Ligia, ehe sie ihn erkennen konnte, auf seine Arme gehoben und mit ihr die Thür erreicht hatte. Der alte Mann wollte sich ihm in den Weg stellen, allein Vinicius hielt Ligia mit einem Arme fest und stieß den Greis mit dem andern zur Seite. Dabei schob sich seine Kapuze zurück, und beim Anblick dieser bekannten, aber Ligia jetzt Entsetzen einflößenden Züge gefror ihr das Blut in den Adern, und der Hilferuf blieb ihr im Halse stecken. Vergebens versuchte sie Widerstand zu leisten und sich am Türrahmen festzuhalten; ihre Finger glitten von dem glatten Steine ab. Sie war nahe daran, das Bewußtsein zu verlieren, aber der Anblick, der sich ihr draußen im Garten bot, war allzu gräßlich. Ursus hielt in seinen Armen die schlappe Gestalt eines Menschen, dem das Rückgrat gebrochen war; sein Haupt hing herunter, und blutiger Schaum stand vor seinem Mund. Als der Riese die beiden erblickte, schlug er dem Toten noch einmal mit der Faust auf den Kopf und sprang dann wie ein wildes Tier auf Vinicius los.

„Das ist mein Tod!“ dachte der junge Tribun.

Dann hörte er noch wie im Traum Ligia rufen: „Du sollst nicht töten!“ Wie mit Blicksgewalt wurden seine Arme, die Liga umschlossen hielten, weggerissen, alles drehte sich mit ihm im Kreise, und es ward ihm dunkel vor den Augen.

☆

Chilon, in dem Angst und Neugierde einen heißen Kampf kämpften, wartete hinter der nächsten Straßenecke versteckt, was sich ereignen werde. Vor Ursus fürchtete er sich nicht mehr, denn er war überzeugt, daß Kroton ihn töten werde. Sollte es einen Auslauf geben oder sollten die Christen Widerstand leisten, dann wollte er dem jungen Tribun die Wache zur Hilfe herbeiholen und sich so noch mehr in dessen Gunst setzen. Er hielt das Vorgehen des Vinicius zwar für sehr unklug, wenn er aber Krotons Riesenkraft bedachte, meinte er doch, es könnte gelingen, und der Tribun könnte das Mädchen wegtragen, während ihm Kroton den Weg freihielt. Die Zeit verging sehr langsam, und die Stille an dem Hauseingang war ihm unheimlich.

„Wenn sie das Versteck des Mädchens nicht gleich finden und drinnen Lärm machen, so ist sie gewarnt,“ dachte er, und dieser Gedanke war ihm durchaus nicht unangenehm. Er sah voraus, daß Vinicius ihn dann erneut nötig haben werde und er ihm noch mehr Geld abpressen könne.

„Was auch geschehen mag, es ist zu meinem Nutzen, wenn das auch niemand merkt,“ dachte er. „O ihr Götter, macht nur, daß — —“

Plötzlich kam es ihm vor, als beuge sich jemand zu dem Hauseingang heraus. Er drückte sich noch näher an die Wand und hielt den Atem an. Nein, er hatte sich nicht getäuscht. Ein Kopf streckte sich zur Tür heraus und schaute sich hastig um. Im nächsten Augenblick war er wieder verschwunden.

„Das war Vinicius oder Kroton,“ dachte der Grieche. „Aber wenn sie das Mädchen gefaßt haben, warum schreit sie nicht, und warum schauen sie erst die Straße auf und ab? Menschen begegnen ihnen doch auf alle Fälle, ehe sie die Carinā erreichen. Was ist das! Ihr unsterblichen Götter!“

Die wenigen Haare, die er noch hatte, sträubten sich.

Unter der Tür stand Ursus; in seinen Armen hing der leblose Körper des Kroton, mit dem der Riese, sich scheu umsehend, so rasch als möglich dem Flusse zulief.

Chilon schlüpfte fast in die Wand hinein. „Mit mir ist's aus, wenn er mich sieht!“ dachte er.

Ursus rannte an ihm vorbei und verschwand um die nächste Ecke. Mit vor Angst klappernden Zähnen lief Chilon in die nächste Querstraße, mit einer Geschwindigkeit, die einem jungen Mann Ehre gemacht hätte.

„Wenn er zurückkommt und mich sieht, so packt er mich und bringt mich um,“ dachte er. „Rette mich, Zeus, rette mich, Apollo, rette mich, Hermes, rette mich, Gott der Christen! Ich gehe fort von Rom, nur rettet mich aus den Krallen dieses Teufels!“

Der Ligier, der Kroton erschlagen hatte, erschien ihm als ein übernatürliches Wesen; es kam ihm sogar der Gedanke, der Gott der Christen könnte selbst in seiner Gestalt Kroton getötet haben, und dabei standen ihm die Haare erneut zu Berge. Erst als ihm einige Arbeiter begegneten, suchte er sich zu fassen und setzte sich auf eine Hauschwelle. Er war völlig außer Atem und wischte sich mit einem Zipfel seines Mantels den Schweiß von der Stirne. Als ihm kalt wurde, stand er wieder auf und ging langsam dem Flusse zu.

„Vielleicht finde ich den Leichnam Krotons irgendwo,“ dachte er. „Wenn dieser Ligier wirklich ein Mensch ist und dem Kroton das Rückgrat gebrochen hat, könnte er ja Millionen im Jahr verdienen. Für jedes Auftreten im Zirkus bekäme er sein eigenes Gewicht in Gold. Ich will nichts mit ihm zu tun haben, er ist mir zu muskulös. Aber was soll ich jetzt anfangen? Etwas Entsetzliches ist geschehen. Wenn er einem Menschen wie Kroton die Knochen im Leibe zerdrückt hat, dann jammert jetzt auch die Seele des Vinicius über dem verfluchten Hause nach einem Begräbnis. Er ist ein Patrizier, ein Freund des Cäsars, ein Verwandter des Petronius, ein Tribun und in Rom allgemein bekannt. Sein Tod macht Aufsehen. Soll ich ins Lager der Prätorianer gehen oder die Wache holen?“

„Seine Sklaven und Freigelassenen wissen, daß ich bei ihm war, und manche wissen auch zu welchem Zweck,“ dachte er weiter. „Wenn sie mich verdächtigen, ich hätte ihn absichtlich dem Tod in die Arme geführt? Selbst wenn ich mich von jedem Verdacht reinigen kann, werde ich doch bestraft, denn er ist ein Patrizier. Und wenn ich flüchte, mache ich mich erst recht verdächtig.“

Ehe er irgend einen Schritt tat, mußte er erst bestimmt wissen, was mit Vinicius geschehen war. Er konnte getötet, er konnte auch nur verwundet und gefangen genommen sein. Chilon überlegte sich, daß die Christen wohl kaum wagen würden, einen so mächtigen Mann zu töten; das könnte ihnen eine allgemeine Verfolgung zuziehen. Es war viel wahrscheinlicher, daß sie ihn nur mit Gewalt zurückhielten, bis Ligia Zeit gefunden hatte, ein anderes Versteck aufzusuchen. Dieser Gedanke erfüllte Chilon mit neuer Hoffnung. „Erst habe ich Ligia gesucht, und jetzt suche ich den Vinicius,“ überlegte er. „Nachher suche ich wieder Ligia. Aber zuerst muß ich ergründen, ob Vinicius lebt oder tot ist.“

Große Befriedigung gewährten ihm die zwei Beutel mit Geld, die er gestern und heute früh von Vinicius erhalten hatte, und er beschloß, zuerst einmal mehr zu essen und einen besseren Wein zu trinken als sonst. Als die Weinschenken aufgemacht wurden, trat er in eine ein und aß und trank so unmaßig, daß er alles andere vergaß. Mit schwankenden Schritten ging er

endlich seiner Wohnung zu, wo ihn eine mit dem Gelde des Vinicius erkaufte Sklavin erwartete.

Er ging sofort in seinen Schlafrum, warf sich auf sein Bett und war im nächsten Augenblick fest eingeschlafen. Erst gegen Abend erwachte er, oder richtiger gesagt, er wurde von der Sklavin geweckt, die ihm zurief, es sei jemand da, der ihn in sehr wichtiger Angelegenheit sprechen wolle.

Chilon erwachte sofort, warf hastig einen Mantel über und schaute erst vorsichtig zur Tür hinaus. Der Anblick, der ihm draussen wurde, lähmte ihn beinahe vor Schreck. Vor der Tür seines Schlafzimmers stand die Riesengestalt des Ursus.

Chilons Füße waren kalt wie Eis, sein Herz hörte auf zu schlagen, und ein Schauer lief ihm durch den ganzen Körper. Eine Weile vermochte er kein Wort hervorzubringen, dann stammelte er mit klappernden Zähnen:

„Ich — ich bin nicht daheim — ich — ich kenne den Menschen — gar nicht — —“

„Ich habe ihm gesagt, du feiest zu Hause und schlafest, Herr,“ berichtete die Sklavin. „Er hat mir befohlen, dich zu wecken.“

„O ihr Götter! Ich werde Befehl geben, daß du —“

Aber Ursus, der durch den langen Verzug augenscheinlich ungeduldig wurde, steckte den Kopf zur Tür herein. „Chilon Chilonides!“ rief er.

„Friede sei mit dir, Friede, Friede!“ rief Chilon hastig. „O du bester der Christen! Ja, ich bin Chilon, aber es muß ein Irrtum vorliegen — ich kenne dich nicht —“

„Chilon Chilonides!“ wiederholte Ursus. „Dein Herr Vinicius befiehlt dir, mit mir zu ihm zu kommen.“

ZWEITER TEIL

ERSTES KAPITEL



in stehender Schmerz brachte Vinicius zu sich. Er konnte sich nicht gleich erinnern, was geschehen war. In seinen Ohren sauste es, und es war ihm dunkel vor den Augen. Allmählich aber ward er wieder Herr seiner Sinne und sah wie im Nebel, daß sich drei Männer über ihn beugten. Der eine davon war Ursus, der zweite der alte Mann, den er niedergeschlagen hatte, als er mit Ligia fliehen wollte, und der dritte war ihm fremd. Dieser hielt die linke Hand des Vinicius fest, tastete ihm den Arm vom Ellenbogen bis zum Schultergelenk ab und verursachte ihm damit einen wütenden Schmerz, daß Vinicius in der Meinung, es sei dies eine absichtlich über ihn verhängte Marter, durch die Zähne rief: „Töte mich lieber!“

Die Männer ließen diese Worte als das sinnlose Stöhnen eines Verwundeten gänzlich unbeachtet. Ursus mit strengem Ausdruck im Gesicht hielt lange weiße Binden in der Hand. Der alte Mann wandte sich an den Fremden.

„Glaucus!“ sagte er. „Bist du ganz sicher, daß die Kopfwunde nicht lebensgefährlich ist?“

„Ich bin ganz sicher, ehrwürdiger Crispus,“ war die Antwort. „Die Kopfwunde ist nicht bedeutend. Als Ursus dem jungen Mann das Mädchen entriß, stieß er ihn gegen die Wand. Der junge Mann schüßte seinen Kopf mit dem Arm und hat diesen dabei ausgerenkt und gebrochen.“

„Du hast viele unserer Brüder in der Behandlung und giltest für einen geschickten Arzt. Darum habe ich Ursus zu dir geschickt.“

„Ursus? das ist der Mann, der mir auf dem Wege hierher gestanden hat, er sei gestern im Begriff gewesen, mich zu töten.“

„Daselbe Geständnis hatte er vorher mir gemacht. Ich, der ich dich und deine Liebe zu Christus kenne, habe ihm erklärt, daß nicht du ein Verräter bist, sondern der Mann, der ihn zum Mord anstiften wollte.“

„Es war ein böser Geist, und ich hielt ihn für einen guten,“ seufzte Ursus.

„Erzähle mir dies alles später. Jetzt wollen wir für den Verwundeten sorgen,“ sagte Glaucus und fuhr fort, den Arm einzurichten und zu verbinden. Dabei wurde Vinicius ohnmächtig, obgleich ihm Crispus kaltes Wasser ins Gesicht spritzte.

Nachdem der Arm eingerichtet und gesichert war, kam Vinicius wieder zu sich. Als er die Augen aufschlug, stand Ligia an seinem Lager. Sie hielt

ein Metallbecken in der Hand, in das Glaukus von Zeit zu Zeit einen Schwamm tauchte und die Kopfwunde des Vinicius damit wusch. Vinicius starrte Ligia an und traute seinen Augen nicht. War dieser holde Anblick ein Fiebertraum? Es dauerte eine Weile, bis er flüstern konnte: „Ligia?“

Als sie seine Stimme hörte, zitterte das Becken in ihrer Hand, und sie warf ihm einen trauervollen Blick zu.

„Friede sei mit dir!“ sagte sie leise.

Mitleidsvoll schaute sie ihn an, und er betrachtete sie unverwandt, als wolle er sich ihre Erscheinung für immer einprägen. Seine Blicke irrten über ihr blaß und mager gewordenes Gesicht, über ihre goldbraunen Flechten und über ihr billiges Arbeiterinnenkleid. Sein erster Gedanke war, daß er sie ewig lieben werde, und sein zweiter, daß ihr blaßes Gesicht und ihre Armut sein Werk seien. Er hatte sie vertrieben aus einer Heimat, in der sie von Liebe und Wohlstand umgeben war, und hatte sie gezwungen, in dieser elenden Wohnung Zuflucht zu suchen und sich in das Wollkleid der Arbeiterin zu hüllen. Und er hätte sie doch in die kostbarsten Gewänder kleiden und mit dem teuersten Geschmeide schmücken mögen. Staunen, Mitleid und tiefer Schmerz rührten ihm die Seele, und er wäre ihr gerne zu Füßen gefallen.

„Ligia! Du hast nicht gewollt, daß ich getötet werde,“ sagte er. —

Mit leiser, holder Stimme erwiderte sie: „Gott gebe dir deine Gesundheit wieder!“

Für Vinicius, der an all das Unheil dachte, das er verursacht hatte, waren diese Worte wie ein Balsam. Aus ihnen sprach eine übermenschliche Güte, die ihn bis in die innerste Tiefe seines Wesens erschütterte. Er meinte, in einen Abgrund zu versinken, aber in einen Abgrund des Entzückens, und Auge in Auge mit der Gottheit zu stehen.

Glaukus hatte seine Kopfwunde vollständig ausgewaschen und verband sie jetzt mit einer heilenden Salbe. Ursus nahm Ligia das Becken ab; statt dessen nahm sie einen Becher vom Tisch, in dem sich Wein mit Wasser gemischt befand, und hielt ihn dem Verletzten an die Lippen. Dieser trank begierig und fühlte sich davon sehr erquickt. Nachdem jetzt alle seine Verletzungen verbunden waren, hörten die Schmerzen fast vollständig auf, und das volle Bewußtsein kehrte ihm zurück.

„Gib mir noch mehr zu trinken,“ bat er.

Ligia ging mit dem leeren Becher ins nächste Zimmer, und Crispus, der einige Worte mit Glaukus gewechselt hatte, trat an das Lager.

„Vinicius!“ begann er. Gott hat ein großes Unrecht, das du begehen wolltest, nicht zugelassen und hat dir das Leben erhalten, damit du bereuen kannst. Er hat dich uns in die Hände gegeben, aber uns, die wir an Christus

glauben, hat er befohlen, auch unsere Feinde zu lieben. Wir haben dich verbunden und werden, wie Ligia gesagt hat, Gott bitten, daß er dich wieder gesund mache. Friede sei mit dir. Aber überlege dir nun, ob es recht ist, Ligia noch weiter zu verfolgen, der du die Heimat und die Beschützer geraubt hast, und uns, die wir dir Böses mit Gutem vergolten haben.“

„Wollt ihr mich verlassen?“ fragte Vinicius.

„Wir wollen dies Haus verlassen, wo uns der Präsekt erreichen kann. Dein Gefährte ist getötet worden, und du, der du ein einflussreicher Mann bist, liegst hier verwundet. Wir sind nicht schuld daran; aber wir könnten vor dem Gesetz dafür verantwortlich gemacht werden.“

„Habe keine Furcht; ich werde euch vor Verfolgung schützen,“ versprach Vinicius.

Crispus zog es vor, ihm nicht auseinanderzusetzen, daß sie nicht nur die Behörden fürchteten, sondern auch ihm nicht trauten, und daß sie Ligia vor weiterer Verfolgung schützen wollten.

„Herr, deine rechte Hand ist gesund,“ sagte er. „Hier hast du Schreibtisch und Griffel. Schreibe deinen Dienern, daß sie mit einer Sänfte kommen und dich nach Hause tragen. Dort hast du mehr Bequemlichkeit, als wir dir in unserer Armut bieten können. Wir wohnen hier bei einer armen Witwe, die bald mit ihrem Sohne heimkehren wird. Der Junge wird den Brief besorgen. Wir aber wollen uns einen andern Zufluchtsort suchen.“

Vinicius erblaßte, denn er erkannte, daß er von Ligia getrennt werden sollte, und machte sich klar, daß es für das ganze Leben war, wenn er sie jetzt wieder verlor. Er sah auch wohl ein, daß diese Leute selbst seinem Eid nicht trauen würden, wenn er auch schwören wollte, Ligia zu Pomponia Gräcina zurückzubringen. Statt Ligia zu verfolgen, hätte er ja schon längst zu Pomponia gehen und ihr sagen können, daß er auf jede weitere Verfolgung verzichte. Dann hätte sie das Mädchen auffuchen und wieder zu sich nehmen können.

Er hätte viel darum gegeben, wenn er das Vertrauen Ligias und das ihrer Beschützer hätte gewinnen können; aber dazu brauchte er Zeit. Er nahm alle seine Gedanken zusammen und sagte:

„Bittet die Witwe, die hier wohnt, zu bleiben und bleibt auch ihr. Der Mann hier, der ein Arzt ist, soll sagen, ob es nicht gefährlich ist, mich heute schon anderswo hinzubringen. Ich bin krank. Ich habe einen gebrochenen Arm, der wenigstens ein paar Tage nicht vom Fleck gerührt werden darf. Ich sage euch, ich gehe nicht von hier fort, wenn ihr mich nicht mit Gewalt fortschafft.“

„Niemand, Herr, wird Gewalt gegen dich gebrauchen. Du kannst bleiben, nur wir selbst wollen uns einen andern Zufluchtsort suchen.“

Vinicius, der keinen Widerspruch gewöhnt war, runzelte die Brauen. Dann sprach er:

„Kein Mensch wird nach Kroton fragen, den Urfus getötet hat. Er wollte heute nach Benevent gehen, wohin ihn Vatinius seiner Spiele wegen berufen hat, und jedermann wird meinen, er sei unterwegs. Kein Mensch hat gesehen, daß wir in dies Haus getreten sind, nur ein Grieche, der mit uns war. Ich will euch sagen, wo er wohnt, schafft ihn her. Ich will ihm befehlen zu schweigen, denn er wird von mir bezahlt. Ich will nach Hause schreiben, auch ich sei nach Benevent gegangen, und falls der Grieche dem Präfecten schon eine Mitteilung gemacht hat, will ich sagen, ich selbst hätte den Kroton getötet, weil er mir den Arm gebrochen habe. Bei der Asche meines Vaters und meiner Mutter schwöre ich, daß ich dies tun werde. Holt den Griechen sofort. Er heißt Chilon Chilonides.“

„Dann soll Glaukus bei dir bleiben und der Witwe helfen, dich zu pflegen,“ erwiderte Crispus.

Vinicius zog die Brauen noch mehr zusammen. „Hör zu, alter Mann, was ich sage,“ rief er. „Du sagst nicht alles, was du denkst. Du fürchtest, ich würde meine Sklaven kommen und durch sie Ligia wegschaffen lassen. Nicht wahr?“

„So ist es,“ erwiderte Crispus ernsthaft.

„Dann paß auf! Ich will mit Chilon nur in deiner Gegenwart reden, und unter deinen Augen will ich schreiben, daß ich abgereift sei. Ich will keinen andern Boten senden als dich. Du selbst kannst dies alles überwachen. Ärgere mich nun nicht länger.“

Als er dies sagte, war sein Gesicht vom Zorn verzerrt. Nach einer kleinen Weile fuhr er heftig fort:

„Ich kann nicht leugnen, daß ich nur um Ligias willen hier bleiben möchte; jeder Narr müßte das merken. Aber ich will keine Gewalt mehr gebrauchen. Und das eine sage ich dir: wenn sie nicht hier bleibt, so reiße ich mit meiner gesunden Hand die Verbände ab und werde weder essen noch trinken, und mein Tod wird über euch kommen, über dich und deine Brüder.“

Ligia hatte im Nebenzimmer alles mit angehört und war überzeugt, Vinicius werde seine Drohung erfüllen, und sie beunruhigte sich darüber sehr. Um alles in der Welt wollte sie seinen Tod nicht. Verwundet und wehrlos, wie er dalag, erregte er ihr Mitleid, nicht ihre Furcht. Vinicius hatte zu tief in ihr Schicksal eingegriffen, als daß sie ihn hätte vergessen können. Oft und viel hatte sie seiner gedacht und in ihrer frommen Begeisterung häufig zu Gott gebetet, er möge ihr eine Gelegenheit senden, ihm Böses mit Gutem zu vergelten, seinen Stolz zu beugen und ihn für Christus

zu gewinnen. Und nun waren ihre Gebete erhört worden, und diese Gelegenheit war ihr geboten. Sie sah aus, wie von Gott begeistert, als sie zu Crispus trat, und es war, als spreche ein anderer aus ihrem Munde.

„Crispus, laß ihn hier bleiben,“ sprach sie. „Und wir wollen bei ihm bleiben, bis Christus ihn ganz geheilt hat.“

Der alte Presbyter, der in allem den Finger Gottes zu sehen gewohnt war, erblickte in Ligias Begeisterung nichts anderes als eine Botschaft von oben, und ehrfürchtigen Herzens sagte er:

„Es sei so, wie du sagst.“

Auf Vinicius, der die Jungfrau unverwandt angesehen hatte, machte dieser bereitwillige Gehorsam des Ältesten einen tiefen Eindruck. Ligia schien ihm eine Sibylle oder Priesterin dieser Christen zu sein, die ihr Ehrfurcht und Gehorsam zollten, und auch in seine Liebe mischte sich jetzt eine Art von Ehrfurcht. Ihre Stellung zueinander war nun vollständig verändert. Krank und verwundet, wie er dalag, war er nicht mehr der Angreifer und Eroberer, sondern ein hilfloses Kind, das sie hütete und bewachte. Jedem andern Wesen gegenüber wäre das für seinen Stolz eine unerträgliche Demütigung gewesen, ihr gegenüber aber fühlte er sich nur dankbar und war glücklich darüber, daß er bleiben durfte, wo sie war.

ZWEITES KAPITEL



roß allem fing Vinicius nun an zu fürchten, es könnte irgend ein Ereignis von außen kommen und seine Freude vernichten. Wenn Chilon schon sein Verschwinden dem Präfelken oder seinen eigenen Freigelassenen gemeldet hätte? Dann konnte jeden Augenblick die Wache im Hause erscheinen. Einen Augenblick schwankte er, ob er nicht den Befehl geben wolle, Ligia zu ergreifen und in seinem Hause fest zu verwahren, aber gleich darauf fühlte er, daß er das nicht tun könne. Was er früher, im Vollbesitz seiner Kraft, vielleicht ohne weiteres getan hätte, das erschien ihm jetzt als eine gemeine und feige Handlung. Seltsame Gefühle stritten sich in seinem Herzen, aber wichtig war ihm nur das eine: daß nichts und niemand zwischen ihn und Ligia trete.

Mit großem Erstaunen erfüllte es ihn, daß, seit Ligia für ihn gebeten hatte, weder sie noch Crispus irgend welche Sicherheit von ihm verlangten, sondern augenscheinlich einer höheren Macht vertrauten, die sie im Notfall schützen werde. Er meinte, dies könnte wohl der Fall sein, denn seit er drau-

ßen den Apostel gehört hatte, war ihm die Grenze zwischen möglich und unmöglich undeutlich geworden. Endlich fiel ihm der Grieche wieder ein, und er bat noch einmal, ihn holen zu lassen.

Erispus war bereit, und sie beschloßen, Ursus zu senden, und Vinicius beschrieb ihm genau, wo Chilon wohnte. Auch schrieb er einige Worte auf eine Wachstafel und sagte zu Erispus:

„Gib ihm die mit. Der Mann ist argwöhnisch und verschlagen. Ist, wenn ich ihn holen lassen wollte, ließ er mir durch meine Boten sagen, er sei nicht zu Hause; das tat er immer, wenn er keine Nachricht hatte oder sich vor meinem Zorn fürchtete.“

„Wenn ich ihn finde, bringe ich ihn mit, ob er will oder nicht,“ erklärte Ursus.

Es war in Rom, wo viele Straßen keine Namen und die Häuser keine Nummern hatten, nicht leicht, jemand aufzufinden; aber Ursus gelangte dennoch verhältnismäßig bald in Chilons Wohnung. Er erkannte den Griechen aber nicht wieder, denn er hatte ihn nur ein einziges Mal und bei Nacht gesehen. Auch glich der überlegene Herr, der ihm befohlen hatte, Glaukus zu ermorden, diesem Griechen, der sich vor ihm bis zur Erde verneigte, durchaus nicht. Als Chilon merkte, daß er von Ursus nicht erkannt wurde, atmete er erleichtert auf, und die Handschrift des Vinicius beruhigte ihn noch mehr.

„Vinicius wird mich im Notfall schützen,“ dachte er. „Sicherlich be ruft er mich nicht zu sich, um mich dem Tode auszuliefern.“

Er warf noch einen zweiten Mantel um mit einer großen Kapuze, die er sich tief ins Gesicht zog, damit ihn Ursus auch in der größeren Helle im Freien nicht erkenne.

„Wohin führst du mich?“ fragte er.

„In die Tibervorstadt.“

„Dort bin ich noch nie gewesen,“ behauptete Chilon.

Der Ligier blieb stehen und sagte: „Lüge nicht, alter Mann. Du bist heute mit Vinicius im Ostrianum und unter der Tür unseres Hauses gewesen.“

„War das in der Tibervorstadt? Ich bin noch nicht lange in Rom und kenne mich noch nicht aus. Jawohl, ich war vor eurer Tür und gab mir alle Mühe, Vinicius zu überreden, nicht hineinzugehen. Ich war auch im Ostrianum, und weißt du, weshalb? Weil ich seit einiger Zeit bestrebt bin, Vinicius zu bekehren. Darum wollte ich, daß er den Apostel Christi höre. Das Licht von oben erleuchtete seine Seele und die deine.“

„Amen,“ sagte Ursus demütig.

Chilon war nun wieder ganz mutig geworden, hätte aber gern erfahren, wie es bei der geplanten Entführung Ligias zugegangen war, und fragte

mit angenommener Strenge: „Was hast du mit Kroton gemacht? Heraus damit und lüge mich nicht an.“

Ursus feußte. „Vinicius wird es dir erzählen,“ sagte er.

„Das heißt, du hast ihm ein Messer ins Herz gestossen oder ihn mit einer Keule erschlagen.“

„Ich war unbewaffnet.“

Den Griechen faßte hohe Bewunderung für die übermenschliche Kraft dieses Barbaren. „Möge dir Pluto — ich meine, möge dir Christus vergeben,“ sagte er. „Ich will dich nicht verraten, aber nimm dich vor der Wache in acht.“

„Ich fürchte Christus, nicht die Wache.“

„Recht so. Es gibt kein größeres Verbrechen als Mord. Ich will für dich beten, aber auch meine Fürbitte hat keinen Wert, wenn du nicht das Gelübde ablegst, in deinem Leben nie mehr die Hand gegen einen Menschen zu erheben.“

„Ich habe nicht vorsätzlich getötet,“ erwiderte Ursus.

Ehilon, der nur auf seine eigene Sicherheit bedacht war, wurde immer dringender in seinem Bemühen, Ursus zu diesem Gelübde zu überreden. „Was hilft es mir, wenn er mich unvorsätzlich umbringt?“ dachte er, wickelte sich noch dichter in seinen Mantel und zog die Kapuze noch tiefer ins Gesicht. Es sei ihm kalt, behauptete er.

Endlich war der weite Weg zurückgelegt. Nachdem sie den ersten Hof durchschritten hatten und in dem dunklen Gang standen, drang Psalmen- gesang an ihr Ohr.

„Was ist das?“ fragte Ehilon erstaunt.

„Du willst ein Christ sein und weißt nicht, daß wir nach jeder Mahlzeit den Herrn durch Psalmengesang preisen! Mirjam und ihr Sohn müssen jetzt zurück sein, und vielleicht ist auch der Apostel da; er besucht die Witwe und Erispus jeden Tag.“

Ehilon, dem die Beine zitterten beim Gedanken, den Leuten, die er im Ostrianum gesehen hatte, gegenüberzutreten zu müssen, sagte: „Führe mich gleich zu Vinicius.“

„Vinicius ist in demselben Raum mit den andern, denn dies ist das einzige große Gemach. Außerdem haben wir nur winzige Schlafkammerchen. Komm herein und ruhe dich aus.“

Der Raum, in den sie nun traten, war ziemlich düster, und einige Lämpchen konnten ihn nur ungenügend erhellen. Vinicius fühlte mehr, daß der Mann mit der Kapuze Ehilon war, als daß er ihn erkannte. Er streckte dem Griechen die Hand entgegen, und dieser ging sofort zu ihm hin, als ob er nur bei ihm in Sicherheit wäre.

Sienkiewicz, *Quo vadis.* 9

„O Herr, hättest du doch meinen Rat befolgt!“ rief er und schlug die Hände zusammen.

„Schweig still und hör zu,“ sagte Vinicius. Dabei schaute er Chilon ernsthaft in die Augen und sprach langsam und deutlich, als ob ihm jedes Wort auf immer und ewig eingeschärft werden sollte. „Kroton ist über mich hergefallen mit der Absicht, mich zu ermorden und zu berauben. Verstehst du? Ich mußte ihn töten. Diese Leute haben mir die Verletzungen verbunden, die ich im Kampfe mit ihm davongetragen habe.“

Chilon merkte sofort, daß ihm Vinicius diese Geschichte im Einverständnis mit den Christen aufsticht, und daß er wünsche, Glauben zu finden. Deshalb hub er seine Augen zur Decke und rief:

„Er war ein Schuft durch und durch! Habe ich dich nicht gleich gewarnt, Herr, ihm nicht zu trauen? Seinen Wohltäter von hinten überfallen, einen so großmütigen Herrn, o ihr Götter!“

Hier fiel ihm ein, daß er sich Urfus gegenüber als Christ ausgegeben hatte, und er verstummte plötzlich. Vinicius fuhr fort:

„Ohne den Dolch, den ich bei mir hatte, hätte er mich umgebracht.“

„Gefegnet sei der Augenblick, in dem ich dir riet, den Dolch mitzunehmen!“

Vinicius schaute den Griechen prüfend an und sagte dann: „Hier ist eine Schreibtafel. Gehe damit in mein Haus und gib sie meinem Freigelassenen Demas in die eigene Hand. Hier steht geschrieben, daß ich nach Benevent gegangen sei. Du wirst Demas von dir aus erzählen, ich sei auf eine dringende Aufforderung von Petronius nach Benevent gereist.“ Und mit großem Ausdruck wiederholte er: „Ich bin nach Benevent gegangen, verstehst du!“

„Ja, du bist nach Benevent gegangen, Herr, heute früh habe ich mich von dir verabschiedet. Seit deiner Abreise hat mich solche Betrübniß erfaßt, daß ich mich zu Tode weinen muß, wenn deine Großmut sie nicht lindert.“

Vinicius konnte nicht umhin, über die Schlaueheit des Griechen zu lächeln. Er freute sich aber, so schnell verstanden worden zu sein und sagte: „Ich will noch den Befehl hinzufügen, daß deine Tränen sofort getrocknet werden sollen. Bring mir eine Lampe!“

Wieder völlig beruhigt, ging Chilon zum Kamin und nahm vom Sims eines der Lämpchen herab. Dabei glitt ihm die Kapuze vom Kopf, und das Licht schien ihm voll ins Gesicht. Glaukus sprang auf und stand mit wenigen Schritten vor Chilon.

„Erkennst du mich, Kephas?“ fragte er.

Seine Stimme klang so schrecklich, daß alle Anwesenden ein Schauder faßte. Entsetzt ließ Chilon die Lampe fallen und verneigte sich tief.

„Ich bin es nicht!“ schrie er. „Ich bin es nicht! Erbarmen!“

Glaucus schaute zu den Leuten, die um den Tisch saßen, hinüber und sagte: „Dies ist der Mann, der mich verraten und die Meinigen in die Sklaverei gebracht hat.“

Die Geschichte des Glaucus war allen Christen wohlbekannt. Auch Vinicius kannte sie, nur hatte er nicht geahnt, daß sein Arzt dieser Glaucus war. Für Ursus jedoch waren die Worte des Glaucus wie ein Blitz, der plötzlich die Nacht erhellt. Mit einem Sprung war er bei Chilon, faßte ihn bei den Schultern und schüttelte ihn.

„Dies ist der Mann, der mich überreden wollte, Glaucus zu ermorden!“ rief er.

„Erbarmen!“ schrie Chilon. „Ich will dir alles ersetzen,“ stöhnte er dann. Darauf wandte er sich an Vinicius und rief: „Guter Herr, rette mich. Im Vertrauen auf dich bin ich hergekommen. Schütze du mich! Gib deinen Brief! Ich will ihn besorgen. Herr, Herr —“

Vinicius war von allen Anwesenden am wenigsten erregt. „Verscharrt ihn im Garten,“ sagte er kühl. „Den Brief kann jemand anders besorgen.“

Für Chilon klangen diese Worte wie ein Todesurteil. Seine Knochen krachten unter den Fäusten des Ursus, und der Schmerz trieb ihm Tränen in die Augen. „Um eures Gottes willen, tötet mich nicht!“ rief er. „Friede sei mit euch! Ich bin ein Christ! Wenn ihr mir nicht glaubt, so tauft mich auf der Stelle, zweimal, zehnmal! Glaucus, dies ist ein entseßlicher Irrtum! Höre mich! Dein Sklave will ich sein, nur töte mich nicht. Gnade, Gnade!“

Seine Stimme, aus der die helle Todesangst sprach, erstarb in Schluchzen. Da erhob sich hinter dem Tisch der Apostel Petrus. Sein Haupt mit den Silberhaaren bebte und senkte sich tief, und er schloß die Augen. Dann schlug er sie wieder auf, straffte sich und sprach, während alles ringsum ehrfurchtsvoll schwieg:

„Der Heiland hat geboten: So dein Bruder an dir sündigt, so strafe ihn, und so er sich bessert, so vergib ihm. Und wenn er siebenmal des Tages an dir sündigen würde und wieder käme zu dir und spräche: ‚Es reuet mich‘, so sollst du ihm vergeben.“

Das Schweigen ringsum wurde noch tiefer. Glaucus barg lange Zeit das Gesicht in den Händen; endlich schaute er auf. „Kephass!“ sagte er, „Gott vergebe dir dein Unrecht gegen mich, wie ich es dir vergebe.“

Ursus gab die Arme des Griechen frei und fügte hinzu: „Der Heiland habe Erbarmen mit dir, wie ich Erbarmen mit dir habe.“

Chilon fiel auf seine Hände und Knie nieder und schaute um sich wie ein wildes Tier in der Falle, das den Todesstreich erwartet. Er traute seinen Augen und Ohren nicht und wagte nicht, auf Gnade zu hoffen. Langsam

faßte er sich einigermaßen, allein seine blauen Lippen bebten noch immer in Todesangst.

„Gehe hin im Frieden!“ sagte der Apostel.

Als Chilon im Freien war, atmete er tief auf. Er betastete seinen ganzen Körper, um sich zu überzeugen, daß er noch am Leben und unbeschädigt sei. Dann eilte er davon. Nachdem er ein Duzend eilige Schritte gemacht hatte, blieb er stehen und sagte laut: „Warum haben sie mich nicht getölet?“

Und trotz seiner langen Unterredung mit Euricius über die christliche Lehre und der mit Ursus, und trotz allem, was er im Ostrianum vernommen hatte, vermochte er auf diese Frage keine Antwort zu finden.

DRITTES KAPITEL



uch Vinicius wußte sich das, was geschehen war, nicht zu erklären, und war in seinem Innersten genau so erstaunt wie Chilon. Daß diese Leute, statt sich an ihm zu rächen, seine Verletzungen verbunden hatten, erklärte er sich wohl zum Teil aus ihrer Lehre; aber mehr noch schrieb er es Ligia zu und der Rücksicht auf seine hohe Stellung. Ihr Betragen Chilon gegenüber überstieg jedoch seiner Meinung nach jede Möglichkeit menschlichen Vergebens, und unwillkürlich mußte er sich fragen: „Warum haben sie Chilon nicht getölet?“

Sie hätten das ohne Furcht vor Strafe tun können; Ursus hätte die Leiche im Garten verscharrt oder bei Nacht in die Liber getragen, die in jener Zeit, wo nächtliche Morde (oftmals von Cäsar selbst befohlen) an der Tagesordnung waren, jeden Tag so viele Leichen führte, daß kaum danach gefragt wurde, wer sie waren und woher sie kamen. Nach der Ansicht des Vinicius wären die Christen nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet gewesen, Chilon zu töten, denn Rache für persönlich erlittenes Unrecht schien ihm wie allen Römern nur gerecht und in der Ordnung zu sein, und darauf zu verzichten, widerstrebte seinem Fühlen und Denken. Er hatte zwar im Ostrianum vernommen, man solle seine Feinde lieben, allein das hielt er für eine neue Lehre ohne jede Beziehung auf das wirkliche Leben.

Wenn er an die Christen dachte mit ihrer anscheinend grenzenlosen Barmherzigkeit und Menschenliebe, so erfüllte ihn Mitleid, vermischt mit einem guten Teil Verachtung. In seinen Augen waren sie wie schuklose Schafe, die früher oder später von den Wölfen gefressen werden mußten, und seiner Römernatur widersprach es vollständig, die zu achten, die sich ohne Wider-

stand fressen ließen. Aber etwas fiel ihm auf: nachdem Chilon gegangen war, schienen die Gesichter aller Anwesenden wie von hoher innerer Freude verklärt. Der Apostel trat auf Glaukus zu, legte ihm die Hand aufs Haupt und sagte: „Christus hat in dir gesiegt!“ und Ligia drückte mit ihren königlichen Lippen einen Kuß auf die Hand des Mannes, der ausah wie ein alter Sklave.

Als ihm Ligia wieder einen erfrischenden Trunk brachte, hielt er ihre Hand fest und fragte: „Und du vergibst also auch mir?“

„Wir sind Christen,“ erwiderte Ligia. „Es ist uns verboten, Groll in unsern Herzen zu hegen.“

„Ligia!“ sagte Vinicius darauf. „Dein Gott mag sein, wer er will, ich werde ihm eine Hekatombe opfern, nur darum, weil er dein Gott ist.“

Ligia erwiderte: „Du wirst ihn ehren in deinem eigenen Herzen, wenn du ihn kennen und lieben gelernt hast.“

„Nur weil er dein Gott ist!“ wiederholte Vinicius, aber seine Stimme war schwach geworden, und die Augen fielen ihm zu.

Ligia verließ ihn, kehrte aber bald wieder zurück und beugte sich über ihn, um zu sehen ob er schlafe. Vinicius fühlte ihre Nähe, schlug die Augen auf und lächelte sie an. Sie legte ihm die Hand auf die Augen, als wolle sie ihn auffordern zu schlafen, und dabei überkam ihn ein großes Ruhegefühl. Bald aber ward er unruhig, denn mit einbrechender Nacht faßte ihn hohes Fieber. Er konnte nicht schlafen, und seine Augen folgten Ligia, wohin sie ging.

Zuzeiten verfiel er in einen Halbschlaf, in dem er sah und hörte, was um ihn her vorging, wobei sich aber die Wirklichkeit seltsam mit Fiebergesichten mischte. Er meinte Ligia als Priesterin in einem turmartigen Tempel inmitten eines wunderbaren alten Begräbnisplatzes stehen zu sehen. Und ohne daß er ein Auge von ihr verwandt hatte, stand sie plötzlich auf der Höhe dieses Turmes, lichtumflossen, mit einer Leier in der Hand. Sie glich jenen Priesterinnen des Ostens, die bei Nacht Lobgesänge zu Ehren des Mondes sangen. Dann träumte er, er klettere mit größter Anstrengung die Schneckenstiege dieses Turms hinan, um die Priesterin zu entführen. Und hinter ihm krieche Chilon mit vor Angst kappernden Zähnen und rufe ihm zu: „Herr, tu es nicht! Sie ist eine Priesterin, und Gott wird sie rächen!“ Vinicius wußte nicht, wer dieser Gott war, aber dennoch empfand er deutlich, daß es eine tempelhänderische Handlung sei, die er zu begehen im Begriff war, und Entsetzen erfaßte ihn. Aber als er die Brüstung, die die Plattform des Turmes schützte, erreicht hatte, stand plötzlich der Apostel mit dem Silberbart neben der Jungfrau und sprach: „Erhebe nicht deine Hand wider sie, denn sie ist mein!“

Und bei diesen Worten stiegen sie beide auf einem von den Mondstrahlen gebildeten Pfade zum Himmel hinauf, und er stand unten mit erhobenen Händen und flehte sie an, ihn mitzunehmen.

Hier kehrte ihm das Bewußtsein zurück, und er schaute sich um. Die Christen saßen im Halbkreis um das niedergebrannte Feuer, denn die Nacht war kalt, und der Hauch ihres Atems stand ihnen wie ein Nebel vor dem Munde. Die Mitte der Gruppe nahm der Apostel ein, und Ligia saß auf einem niederen Schemel zu seinen Füßen. Aller Augen hingen an seinen Lippen, und auch Ligia hatte die Augen zu ihm ausgeschlagen und horchte gespannt auf das, was er sagte. Der Apostel sprach mit gedämpfter Stimme, und Vinicius war überzeugt, daß er selbst der Gegenstand dessen sei, was der alte Mann sagte. Eine gewisse abergläubische Furcht erfaßte ihn, sein Traum könnte wahr werden, und der Apostel werde ihn von Ligia trennen. Es erschien ihm ganz unmöglich, daß von irgend etwas anderem die Rede sein könnte; mit aller Macht strengte er sich an, um zu hören, was Petrus sagte, und er fand, daß er sich vollständig geirrt hatte. Der Apostel sprach wieder von Christus.

„Sie leben nur in seinem Namen,“ sagte Vinicius zu sich selbst.

Der alte Mann erzählte von der Gefangennahme Christi, und Vinicius suchte, seine Worte zu erfassen. Allein sie mischten sich in seinem Verständnis mit dem, was er im Ostrianum gehört hatte, und bald verfiel er von neuem in einen sieberhaften Halbschlaf. Als er aus seinen Fieberträumen wieder zu sich kam, brannte das Feuer hell, und in seinem Scheine sah er Ligia an seinem Lager sitzen. Dieser Anblick erregte ihn bis in die innerste Tiefe seiner Seele. Er dachte daran, daß sie die vergangene Nacht im Ostrianum zugebracht hatte und den ganzen Tag über mit seiner Pflege beschäftigt gewesen war. Jetzt hatten sich alle zur Ruhe begeben, und sie allein war bei ihm geblieben. Mit geschlossenen Augen sah sie regungslos da; augenscheinlich war sie sehr müde. Vinicius wußte nicht, ob sie schlafe oder in Gedanken versunken sei. Er betrachtete ihre Gesichtslinie, ihre gesenkten Augenlider und ihre müden im Schoße ruhenden Hände, und in seinem heidnischen Geiste wollte sich der Gedanke losringen, es könnte neben der Schönheit des menschlichen Körpers, in die Griechen und Römer ihren Stolz setzten, noch eine andere Art von Schönheit geben, rein und unbefleckt — die Schönheit der Seele.

Er sträubte sich dagegen, diese Erkenntnis, die in ihm aufgehen wollte, Christentum zu heißen; wenn er aber Ligia so betrachtete, konnte er sie von dem Glauben, den sie bekannte, nicht trennen. Er begriff, daß es nur geschehen sein konnte, weil dieser Glaube es ihr befahl, wenn sie, der er so großes Unrecht getan hatte, bei ihm geblieben war, während sich alle andern

zur Ruhe gelegt hätten. Er hätte es vorgezogen, wenn sie es aus Liebe zu ihm, zu seinem schönen Gesicht, seinen feurigen Augen, seiner hohen, schlanken Gestalt getan hätte. Und dann machte er sich klar, daß ihm an ihr etwas fehlen würde, wenn sie wirklich so empfände wie die andern Frauen, die er kannte. Er verwunderte sich über sich selbst. Was ging mit ihm vor? Neue seltsame Gefühle und Gedanken regten sich in ihm.

Ligia schlug die Augen auf, und als sie die Blicke des Vinicius auf sich gerichtet fand, stand sie auf und trat zu ihm.

„Ich bin bei dir,“ sagte sie.

Und er erwiderte: „Ich habe deine Seele im Traum gesehen.“

VIERTES KAPITEL



inius erwachte am andern Morgen zwar schwach, doch ohne Fieber. Es wollte ihm scheinen, als hätte ihn ein leise geführtes Gespräch geweckt. Als er die Augen aufschlug, war Ligia nicht an seiner Seite; Ursus war es, der am Herde stand, die tote Asche zur Seite schob und mit seinen gewaltigen Lungen in die Glut darunter blies. Vinicius dachte daran, daß dieser Mann gestern Kroton in seinen Armen erdrückt hatte, und betrachtete mit Kennermiene den gewaltigen Rücken und die säulenartigen Beine dieses Ryklophen.

„Dem Merkur sei Dank, daß er mir nicht das Genick gebrochen hat,“ überlegte er. „Wenn alle Ligier sind wie er, dann haben die Legionen an der Donau kein leichtes Spiel.“ Dann rief er laut: „He Sklave!“

Ursus drehte sich um und sagte mit freundlichem Lächeln: „Gott gebe dir einen guten Tag, Herr, einen glückseligen Tag und gute Gesundheit. Aber ich bin ein freier Mann und kein Sklave.“

„Gehörst du denn nicht dem Aulus?“ fragte der junge Patrizier.

„Mein Herr; ich diene Kallina, wie ich ihrer Mutter gedient habe, aber aus eigenem freiem Willen.“

Erneut blies er ins Feuer und legte ein Büschel Holz darauf. Dann kehrte er sich wieder um und sagte: „Bei uns gibt es keine Sklaven.“

„Wo ist Ligia?“ fragte Vinicius.

„Sie ist eben ausgegangen, und ich soll dir dein Frühstück kochen, Herr. Sie hat die ganze Nacht bei dir gewacht.“

„Warum hast nicht du das getan?“

„Es war so ihr Wille, und ich muß gehorchen.“ Finster runzelte er die

Brauen und fügte dann hinzu: „Wenn ich ihr nicht gehorchte, wärest du nicht mehr am Leben, Herr.“

„Bedauerst du, daß du mich nicht getötet hast?“

„Nein Herr; Christus hat uns verboten zu töten.“

„Und Atacinus und Kroton?“

„Da habe ich ein bißchen zu derb zugefaßt,“ brummte Ursus und betrachtete mit bedauern seine Hände, die augenscheinlich Heiden geblieben waren, obgleich seine Seele getauft war. Dann schaute er ein Weildchen nachdenklich in die Flamme. „Du bist schuld, Herr,“ sagte er endlich. „Warum hast du deine Hände gegen sie erhoben, gegen eine Königstochter!“

Vinicius war tief entrüstet, daß ein gemeiner Mann und ein Barbar es wagte, ihm, dem Römer, Vorwürfe zu machen. Aber schwach, wie er war, und ohne seine Sklaven, hielt er seinen Groll zurück, denn er wünschte, Näheres über Ligias früheres Leben zu erfahren. Er suchte sich also zu fassen und fing an, Ursus auszufragen. Dieser war sehr willig zu erzählen, konnte ihm aber außer einigen Einzelheiten nicht mehr sagen, als er schon von Aulus erfahren hatte. Dennoch hörte ihm Vinicius mit Vergnügen zu, denn sein Patrizierstolz freute sich, einen guten Zeugen für Ligias königliche Abkunft zu haben. Als Königstochter war sie den Töchtern der ersten römischen Familien ebenbürtig, um so mehr, als ihr Volk noch nie mit den Römern Krieg geführt hatte, und durfte einen Platz am Hofe des Kaisers beanspruchen.

Ursus stellte nun den Topf mit der Brühe für Vinicius übers Feuer, und seine Rede stockte. Augenscheinlich waren seine Gedanken tief in die heimischen Wälder gewandert. Als die Brühe kochte, goß er sie zum Abkühlen in eine flache Schüssel und sagte:

„Glaucus hat uns geraten, dich auch deinen gesunden Arm so wenig wie möglich bewegen zu lassen. Darum hat mir Ligia befohlen, dir dein Frühstück zu reichen.“ Ligia hatte es befohlen! Da war für Vinicius kein Widerstand mehr möglich. Er gehorchte so unbedingt, als ob sie die Tochter des Kaisers oder eine Göttin gewesen wäre.

Ursus setzte sich auf den Rand des Lagers und reichte dem Kranken einen Teil der Brühe in einer kleinen Schale, die er ihm an den Mund führte. Er tat dies so behutsam und mit so freundlichem Lächeln in seinen blauen Augen, daß Vinicius kaum glauben konnte, es sei dies derselbe Riese, der gestern, nachdem er dem Kroton die Knochen im Leib zerdrückt hatte, über ihn hergefallen war wie ein Sturmwind und ihn ohne Ligias Dazwischentreten in Stücke gerissen hätte. Zum erstenmal in seinem Leben dachte der junge Patrizier darüber nach, welche Gedanken und Gefühle sich wohl in der Brust solch eines einfachen Mannes regen mochten.

Ursus zeigte sich als ein zwar williger, aber höchst ungeschickter Krankenwärter. Die Schale verschwand völlig in seinen breiten Taschen, und für den Mund des Vinicius blieb kein Plätzchen übrig. Nach einigen vergeblichen Versuchen wurde der Riese verlegen und sagte endlich:

„Da wollte ich lieber einen wilden Auerstier lebendig fangen!“

Vinicius fühlte sich durch den verlegenen Ausdruck des Ligiers sehr belustigt, zugleich aber war durch das, was dieser gesagt hatte, seine Aufmerksamkeit rege gemacht. Im Zirkus hatte er den gewaltigen „Urstier“ aus den nordischen Wäldern gesehen, auf den die tapfersten der Jäger nur mit Herzklopfen Jagd machten, und der nur vom Elefanten an Kraft und Größe übertroffen wurde.

„Hast du es denn je schon versucht, ein solches Tier bei den Hörnern zu greifen?“ fragte er voll Erstaunen.

„Ehe ich zwanzig Winter erlebt hatte, fürchtete ich mich davor. Dann aber faßte ich Mut und habe es oft getan.“

Wieder versuchte er, Vinicius die Schale an die Lippen zu führen, war aber noch ungeschickter als zuvor. „Ich muß Mirjam oder ihren Sohn Nazarius zu Hilfe rufen,“ sagte er.

In diesem Augenblick schaute Ligias blasses Gesicht hinter dem Vorhang vor. „Ich komme gleich und helfe dir,“ sagte sie, und bald darauf stand sie im Zimmer. Augenscheinlich war sie im Begriff gewesen, sich schlafen zu legen, denn sie trug nur eine anliegende Tunica, und ihre Haare waren gelöst. Vinicius, dessen Herz bei ihrem Anblick höher klopfte, machte ihr Vorstellungen, daß sie sich noch nicht schlafen gelegt habe; sie aber antwortete fröhlich: „Ich wollte mich eben dazu bereit machen. Jetzt will ich aber zuvor Ursus zu Hilfe kommen.“

Sie nahm Ursus die Schale aus der Hand, setzte sich auf den Bettrand und gab dem Kranken zu trinken. Die Gefühle, die Vinicius dabei durchlebte, waren gemischt aus Freude und Demütigung. Wenn sie sich über ihn beugte, daß er die Wärme ihres Körpers fühlte und ihre langen Haare sich auf seine Brust legten, wurde er blaß vor Bewegung und fühlte, daß sie ihm teurer sei als alles auf der Welt. Früher hatte sie nur seine Leidenschaft erregt, jetzt aber wußte er, daß er sie aus ganzem vollen Herzen liebte.

Er war bald gesättigt, und obschon ihn ihre Anwesenheit mit tiefem Entzücken erfüllte, sagte er doch: „Genug. Geh jetzt zur Ruhe, du meine Göttin!“

„Nenne mich nicht so; das darf ich nicht hören,“ entgegnete Ligia, aber sie lächelte dabei. Sie erklärte, sie sei weder schläfrig noch müde und werde jedenfalls erst zur Ruhe gehen, wenn Glaukus gekommen sei. Ihre Worte

waren Musik in seinen Ohren, und sein Herz floss über vor Dankbarkeit, der er nicht genügend Ausdruck zu geben wußte.

„Bis jetzt habe ich dich nicht richtig gekannt, Ligia,“ sagte er nach einer kleinen Pause. „Jetzt weiß ich, daß ich dich durch verkehrte Mittel zu eringen versucht habe. Kehre zurück zu Pomponia Gracina und sei versichert, daß sich von nun an keine Hand mehr gegen dich erheben wird.“

Sie wurde plötzlich ganz traurig. „Es wäre mein größtes Glück, wenn ich nur von weitem einen Schimmer von ihr erhaschen könnte,“ sagte sie. „Aber ich kann nicht zu ihr zurückkehren.“

„Warum nicht?“ fragte Vinicius verwundert.

„Ich möchte von Herzen gern, aber ich möchte meine Lieben nicht in Gefahr bringen. Es würde jedenfalls bald bekannt werden, und auch Nero würde es erfahren. Er liebt Aulus und Pomponia nicht und würde sie bestrafen und mich ihnen von neuem wegnehmen.“

„Ja,“ sagte Vinicius mit gerunzelter Stirne. „Es ist wohl möglich, daß er dies täte, wenn auch nur, um seinen Willen durchzusetzen. Aber vielleicht würde er dich dann mir schenken, und ich gäbe dich Pomponia zurück.“

In großer Niedergeschlagenheit fragte Ligia: „Vinicius, möchtest du mich noch einmal auf dem Palatin sehen?“

Da knirschte er mit den Zähnen und erwiderte: „Nein! Du hast recht. Ich habe gesprochen wie ein Tor. Nein!“

Dem Vinicius war zumute, als ob sich ein Abgrund vor ihm öffne. Er war ein Patrizier, ein Mann von Macht und Ansehen, aber die ganze Welt, zu der er gehörte, war beherrscht von einem Wahnsinnigen, dessen schlimme Leidenschaften und böser Wille alle menschliche Voraussicht zuschanden machten. Nicht mit ihm zu rechnen, ihn nicht zu fürchten, war nur Menschen wie diesen Christen möglich, denen diese Welt mit all ihren Leiden, denen selbst der Tod nichts galt. Alle andern mußten notwendig vor ihm zittern. Die Schrecken der Zeit, in der er lebte, stellten sich Vinicius in all ihrer Ungeheuerlichkeit deutlich vor Augen. Ja, er konnte Ligia dem Aulus nicht zurückgeben, aus Furcht, das Ungeheuer könnte sich ihrer erinnern und seine Wut an ihr auslassen. Auch wenn er sie zu seiner Frau machte, brächte er sie, sich selbst und die Familie des Aulus in die größte Gefahr, und ein Augenblick schlechter Laune würde hinreichen, sie alle zu verderben. Zum erstenmal in seinem Leben empfand Vinicius deutlich, daß diese Welt einer Veränderung, einer Erneuerung bedürfe, wenn nicht das ganze Leben zur Unmöglichkeit werden sollte, und weiter fühlte er ebenso deutlich, was ihm einen Augenblick vorher noch dunkel gewesen war, daß in einer solchen Zeit nur die Christen glücklich sein konnten.

Aber am mächtigsten bewegte ihn das Gefühl der Reue, denn er erkannte wohl, daß er allein es gewesen war, der in sein eigenes und Ligias Leben eine Verwirrung gebracht hatte, aus der keine Entwirrung mehr möglich schien. Und im Gefühl dieser Reue fing er an zu sprechen:

„Weißt du, daß du glücklicher bist als ich? In aller Armut, in diesem einen Zimmer, inmitten niedrig geborener Menschen hast du deinen Glauben und deinen Christus. Ich habe nur dich, und als ich dich verloren hatte, war ich wie ein Ausgestoßener, der kein Dach über dem Kopf und kein Brot zu essen hat. Du bist mir teurer als die ganze Welt. Ich habe dich überall gesucht, denn ich konnte nicht leben ohne dich. Ich hätte mich in mein Schwert gestürzt, wenn ich nicht immer noch die Hoffnung gehegt hätte, dich wiederzufinden. Meine einzige Gottheit bist du! Jetzt, wo ich dich wieder habe, möchte ich dir zu Füßen fallen, dich anbeten, dich mit Ehrungen überhäufen, dir Opfer darbringen, vor dir im Staube kriechen, du dreifach Göttliche! Du weißt nicht, du kannst es nicht wissen, wie sehr ich dich liebe!“

Für Ligia klangen diese Worte wie Gotteslästerung, aber dennoch klopfte ihr das Herz dabei, als wollte es ihr Gewand sprengen. Sie konnte nicht anders, sie mußte Mitleid mit ihm und seinen Leiden hegen, und sie war bewegt durch die Anbetung, die er ihr weihte. Sie fühlte, daß sie über alles Maß geliebt und vergöttert wurde, daß dieser stolze und hochfahrende Mann ihr Eigentum war mit Leib und Seele, und die Erkenntnis seiner Unterwerfung und ihrer Macht über ihn erfüllte sie mit Glück.

Dann aber machte sie sich klar, daß eine Stunde kommen könnte, wo sie durch ihre Liebe zu ihm wie von einem Wirbelwind mitgerissen würde, und sie hatte die Empfindung, an einem Abgrund zu stehen. Ihr erschien der bloße Gedanke an eine andere Liebe als die zu Christus an sich schon als Sünde. Darum als sie erkannte, daß in der Tiefe ihres Herzens andere Gefühle und Wünsche geweckt werden könnten, wurde sie von Furcht ergriffen vor ihrer Zukunft und vor ihrem eigenen Herzen.

In diesem Augenblick trat Glaukus ein, der nach seinem Kranken sehen und ihm die Wunden verbinden wollte. Aus den Augen des Vinicius blühte ihm Zorn und Ungebuld entgegen; diese Unterbrechung machte ihn wütend. Als Glaukus ihn nach seinem Befinden fragte, gab er eine grimmige Antwort, suchte sich aber gleich darauf zu fassen. Wenn Ligia sich eingebildet hatte, sein harter Sinn sei durch die Rede des Apostels im Ostrianum erweicht worden, so mußte sie diesen Wahn jetzt fahren lassen. Verändert hatte er sich nur ihr gegenüber, und außer diesem einzigen Gefühl bewahrte er seine echte Römernatur mit all ihrem Stolz, ihrem Eigenwillen und ihrer Selbstsucht, die unfähig war, die Süße des Christentums oder auch nur gewöhnliche Dankbarkeit zu empfinden.

Mit Kummer und Unruhe im Herzen verließ sie das Zimmer. Bis heute hatte sie in ihren Gebeten Christus ein reines und gefasstes Herz darzubringen vermocht; jetzt aber war ihre innere Ruhe gestört, und selbst der Schlaf vermochte ihr diese, trotz der zwei durchwachten Nächte, nicht wiederzugeben.

FÜNFTES KAPITEL



Da an ließ sich Ligia selten mehr in dem allgemeinen Zimmer blicken und noch seltener trat sie an das Lager des Kranken; aber die Ruhe kehrte dennoch nicht in ihr Herz zurück. Sie sah, wie Vinicius mit flehenden Blicken jeder ihrer Bewegungen folgte, sie wußte, daß er jedes Wort von ihr als eine Gunst empfand, sie fühlte, daß er nicht wagte, sich zu beklagen, aus Furcht, sie damit ganz zu verschrecken. Ihr Herz kloß von Mitleid über, und je mehr sie sich von ihm wandte, desto heißer wurde dies Mitleid und desto zärtlicher die Gefühle, die sie für ihn hegte. Sie fand keinen Frieden mehr und lebte in täglich wachsender innerer Unruhe. Zu Zeiten hatte sie das Gefühl, in ein Netz verstrickt zu sein, dessen Maschen sich immer enger um sie zusammenzogen, je mehr sie versuchte, sich frei zu machen. Sie mußte sich gestehen, daß er ihr jeden Tag teurer wurde, und daß sie all ihrer Kraft bedurfte, den Wunsch zu bekämpfen, immer an seinem Lager zu sitzen. Wenn sie zu ihm trat und sah, wie dann seine Augen glänzten, erfüllte Freude ihr Herz.

Vinicius zeigte sich als ein merkwürdig geduldiger Kranker. Wenn seine Blicke einmal in heißer Ungeduld, in Eigenwillen und Zorn aufflammten, so suchte er diese Gefühle sofort wieder zu unterdrücken und schaute ängstlich und wie um Verzeihung bittend zu ihr hinüber. Noch nie hatte sie das Gefühl gehabt, so heiß geliebt zu sein, und wenn sie daran dachte, so füllte ihr Herz Wonne und Schuldgefühl zu gleicher Zeit.

Auch in Vinicius war eine große Veränderung vorgegangen. Bei seinen Unterredungen mit Glaukus ließ er weniger Hochmut merken, und häufig kam ihm der dem stolzen Römer vollständig neue und erstaunliche Gedanke, dieser Arzt, der ein Sklave gewesen war, die alte Barbarin Mirjam, die ihn umsorgte, und Crispus, den er ständig in Gebet versunken sah, seien auch menschliche Wesen, und eine Art von Zusammengehörigkeitsgefühl ergriff ihn mit diesen armen und einfachen Leuten, wie er es noch nie in seinem Leben empfunden hatte.

Einen harten Kampf kämpfte der junge Tribun mit sich selbst, um sich

schweigend in die Verehrung zu finden, die diese Leute für Christus und seine Lehre hegten. Als der Lehre, an die Ligia glaubte, war er bereit, ihr Achtung zu zollen, und je mehr seine Genesung voranschritt und je deutlicher er sich an alle Ereignisse der letzten Zeit erinnerte, um so mehr verwunderte er sich über die übermenschliche Macht dieser Religion, die die Seelen der Menschen von innen heraus erneute.

Vinicius fand sich einer seltsamen und unlösbaren Frage gegenüber. Diese Religion schien ihm wider alle Ordnung zu streiten; er hielt sie für gänzlich undurchführbar und für verrückter als alles, was ihm je vorgekommen war. Was sollte bei einer Herrschaft dieses Glaubens aus der römischen Obermacht in der Welt werden? Die Römer konnten doch nicht aufhören, das herrschende Volk zu sein, und konnten sie denn die Menge der unterjochten Völker als ihresgleichen anerkennen! Nimmermehr!

Dennoch konnte er nicht umhin wahrzunehmen, daß gerade Ligias Glaube es gewesen war, der sie mit dieser unsagbaren, unerklärlichen Schönheit übergossen hatte, durch die in seinem Herzen nicht nur Liebe, sondern auch Verehrung, nicht nur Verlangen, sondern auch Hochachtung entzündet worden waren, und der Wunsch, Christus auch zu lieben, erwachte in ihm. Er erkannte wohl, daß er ihn entweder lieben oder hassen müsse, ein Mittel Ding gab es nicht.

Ligia sah wohl, was in ihm vorging und wie er sich mühte, sich ihrem Glauben zu unterwerfen, dem doch seine ganze Natur widerstrebte. Zuweilen regte sich in ihr das dringende Verlangen, darüber mit ihm zu reden, und eines Tages, als sie bei ihm saß, wagte sie es, ihm zu sagen, daß ohne Christus kein wahres Leben sei. Da stemmte er, der inzwischen kräftiger geworden war, sich auf seinen gesunden Arm, und plötzlich lag sein Haupt in ihrem Schoß. „Du bist das Leben!“ sagte er. In diesem Augenblick stockte ihr der Atem, und ein Wonneschauer rann ihr durch den ganzen Körper. Sie faßte seinen Kopf mit beiden Händen und wollte ihn heben, dabei beugte sie sich so tief über ihn, daß ihre Lippen sein Haar berührten. Und beide fühlten sie die heiße Liebe, die sie zueinander zog.

Endlich raffte sich Ligia auf und lief hinaus. Ihr schwindelte, ihr Blut brannte wie Feuer, und sie sah ein, daß sie sich vor sich selbst retten müsse. Nach einer schlaflos in Tränen und Gebet, zu dem sie sich nicht einmal mehr würdig fühlte, verbrachten Nacht, rief sie Crispus in die Weinlaube im Garten, schüttete ihm ihr Herz aus und bat ihn, ihr zu erlauben, Mirjams Haus zu verlassen, denn sie habe kein Vertrauen mehr zu sich selbst und könne ihre Liebe zu Vinicius nicht überwinden.

Crispus war gleich mit ihrem Weggehen einverstanden, fand aber in seiner frommen Begeisterung kein Wort der Vergebung für ihre in seinen

Augen sündige Liebe. Er hatte gemeint, in der ganzen Welt sei kein reineres und Christus ergebeneres Herz als das ihre, und daß er sehen mußte, wie neben der himmlischen auch irdische Liebe darin Platz fand, erfüllte ihn mit Erstaunen und tiefer Bitterkeit.

„Geh und flehe Gott um Vergebung deiner Schuld an,“ sagte er düster. „Fliehe, bevor der böse Geist, der dich versucht, dich ganz verschlingt und du den Heiland verleugnest. Wer ist der, den du liebst? Ein Freund und Diener des Antichrists, der teil hat an seinen Lastern und Verbrechen. Er wird auch dich in den Abgrund ziehen. Statt Gott dein Herz als ein reines Gefäß entgegenzustrecken mit der Bitte: „Fülle es mit deiner Gnade!“ hast du es dem Diener des bösen Feindes geschenkt. Möge dir Gott vergeben und dir Gnade erweisen! Aber ehe du die Schlange nicht aus deinem Herzen verjagt hast, kann ich, der ich dich für ein erwähltes —“

Er hielt plötzlich inne, denn er merkte, daß sie nicht mehr allein waren. Der Apostel Petrus kam auf sie zu und noch ein anderer Mann, den er nicht erkannte, denn ein grober wollener Mantel verhüllte einen Teil seines Gesichts. Die beiden betraten die Laube und setzten sich auf die Steinbank nieder. Und nun schlug der Begleiter des Apostels seinen Mantel zurück. Ein Kranz gelockter Haare umgab den gelichteten Scheitel, die Augenlider waren gerötet, und Crispus erkannte das häßliche, aber geistvolle Gesicht mit der gebogenen Nase als das des Paulus von Tarsus.

Ligia warf sich auf die Knie, umfaßte die Füße des Petrus, verbarg ihr müdes Köpfchen in den Falten seines Mantels und blieb so liegen ohne zu sprechen.

„Friede deiner Seele!“ sprach Petrus.

Liebevoll betrachtete er das Kind zu seinen Füßen und fragte, was geschehen sei. Crispus erzählte ihm von der sündigen Liebe, die ihm Ligia gebeichtet habe, von ihrer beabsichtigten Flucht aus Mirjams Wohnung und von seinem Kummer darüber, daß die Seele, die er Christus rein und lauter darbringen zu können gemeint habe, nun besleckt sei durch irdische Liebe zu einem Teilnehmer an all den Lastern und Verbrechen, in die heidnische Welt versunken sei, die den Zorn und die Rache Gottes auf sie herabriefen.

Während er sprach, klammerte sich Ligia nur noch fester an den Apostel an, als suche sie bei ihm Zuflucht und Gnade zu finden.

Petrus hörte Crispus ruhig bis zu Ende zu; dann legte er seine weisse Hand Ligia aufs Haupt, schaute den alten Presbyter an und sagte:

„Crispus, hast du noch nie gehört, daß unser geliebter Herr zu Kana bei einer Hochzeit gewesen ist, und damit der Liebe zwischen Mann und Weib seinen Segen gegeben hat? Meinst du, daß Christus, der duldete, daß

Maria Magdalena zu seinen Füßen lag und der der Ehebrecherin verzieh, sich von diesem Kinde wenden würde, das rein ist wie die Lilie auf dem Felde?"

Ligia drängte sich schluchzend noch näher zu Petrus hin, denn sie erkannte, daß sie nicht vergebens Zuflucht bei ihm gesucht hatte. Der Apostel hob ihr tränenüberströmtes Gesicht zu sich auf und sagte:

„Liebe ihn, den du liebst, solange seine Augen für die Wahrheit verschlossen sind, damit er dich nicht zur Sünde verleite, aber bete für ihn und wisse, daß in deiner Liebe keine Sünde ist, solange du selbst der Versuchung zu entfliehen bestrebt bist. Weine nicht. Ich sage dir, die Gnade des Herrn hat dich nicht verlassen, deine Gebete wird er erhören, und auf Leid wird Freude folgen.“

Mit diesen Worten legte er ihr die Hände aufs Haupt, hob die Augen zum Himmel und segnete sie.

Crispus, der nun Reue in seinem Herzen fühlte, suchte sich demütig zu entschuldigen. „Ich habe gegen die Barmherzigkeit gesündigt,“ sagte er. „Aber ich meinte, einer irdischen Liebe Eingang ins Herz zu gewähren, sei eine Verleugnung Christi.“

„Dreimal habe ich ihn verleugnet,“ unterbrach ihn Petrus. „Und dennoch hat er mir vergeben.“

Nun deutete Paulus, der bis jetzt geschwiegen hatte auf sich selbst und sagte: „Ich bin es gewesen, der die Diener Christi verfolgt und dem Tode überliefert hat. Ich habe gesucht, auf der ganzen bewohnten Erde die Wahrheit auszurotten, und dennoch hat der Herr gerade mich dazu auserwählt, sie in der ganzen Welt zu predigen. Und jetzt will ich in dies Haus eintreten und das stolze Haupt dieses Römers dazu bringen, sich vor Christus zu beugen.“

Dabei richtete er sich zu seiner vollen Höhe auf, und Crispus erschien jetzt dieser kleine Mann als das, was er wirklich war, als ein Riese, dazu bestimmt, die Welt in ihren Grundfesten zu erschüttern und Länder und Völker zu bekehren.

SECHSTES KAPITEL

Petronius an Vinicius.



Uebe Barmherzigkeit, Du Geliebtester, und suche nicht in Deinen Briefen Julius Cäsar nachzuahmen. Allerdings, wenn Du schreiben könntest wie er: ‚Ich kam, sah und siegte!‘ so könnte ich diese lakonische Kürze verstehen. Aber der Inhalt Deines Briefes lautet, genau genommen, ich kam, sah und floh, und das läßt sich mit Deiner Natur nicht vereinen. Da Du verwundet bist und sich seltsame Dinge mit Dir ereignet haben, möchte ich gerne Näheres wissen. Ich traute meinen Augen nicht, als ich las, daß der Ligier dem Kroton nur so einfach das Rückgrat gebrochen hat. Der Mann ist ja sein eigenes Gewicht in Gold wert und kann, wenn er will, mit Leichtigkeit der Liebling des Cäsars werden. Wenn ich nach der Stadt zurückkehre, werde ich seine nähere Bekanntschaft suchen und ihn lebensgroß in Bronze abbilden lassen. Der Kottkopf wird ja plähen vor Neugier, wenn ich ihm sage, daß diese Gestalt nach der Natur gemacht sei. Zu Ringkämpfen geeignete Menschen werden selten, und wenn man bei der Anordnung der öffentlichen Spiele beteiligt ist, freut man sich, wenn man weiß, wo solche zu finden sind. Frage ihn doch, ob seine Landsleute alle so stark sind wie er.

Preis sei den Göttern des Ostens und des Westens, daß Du lebendig solchen Händen entronnen bist! Grund und Ursache davon ist wohl zweifellos, daß Du ein Patrizier und ein Sohn eines Konsuls bist. Aber alles, was geschehen ist, hat mich doch recht erstaunt — Du in der Christenversammlung, die Christen selbst und ihr Benehmen Dir gegenüber und nachher Ligias Flucht und endlich der merkwürdige Trübsinn und die Kastlosigkeit, die aus Deinem kurzen Briefe sprachen. Sprich Dich deutlicher aus, mir ist da alles mögliche unverständlich. Du willst meine ehrliche Ansicht wissen, darum füge ich hinzu, daß ich weder die Christen, noch Dich, noch Ligia begreife. Wundere Dich nicht, daß ich, der ich auf der Welt außer mir selbst fast nichts wichtig nehme, Dich so eifrig befrage. Ich bin die Ursache von allem, was geschehen ist, und betrachte es darum für meine eigene Sache. Schreibe sofort, denn ich weiß nicht, wann wir uns wiedersehen werden. Die Pläne des Kottkopfs sind so wechselnd wie ein Herbstwind. Jetzt ist er in Benevent und verkündigt, er gehe nach Griechenland und nicht nach Rom. Tigellinus jedoch rät ihm, wenn auch nur für kurze Zeit nach Rom zu gehen, da sich das Volk nach seiner Anwesenheit (das heißt, nach Brot und Spielen) sehne und sonst seiner Sehnsucht vielleicht durch Aufruhr Luft machen könnte. Ich weiß also nicht, was geschehen wird.

Gehen wir nach Achaia, so kann es uns auch einfallen, daß wir Aegypten sehen wollen. Ich würde Dich aufs dringendste auffordern, hierher zu kommen, denn ich sehe, daß Dir in Deiner jetzigen Gemüthsstimmung eine Reise und unsere Vergnügungen nur heilsam sein könnten, aber Du liebst Gefahr, und uns gar nicht zu finden. Überlege Dir darum, ob es nicht besser für Dich wäre, auf Deinen Gütern in Sizilien Ruhe zu suchen, als in Rom zu bleiben. Schreibe mir aufs genaueste alles, was Dich betrifft. Lebewohl. Ich wünsche Dir nichts als gute Gesundheit, denn, beim Pollux, ich weiß wirklich nichts, was ich Dir wünschen soll.“

Als Vinicius diesen Brief erhielt, empfand er zuerst wenig Lust, ihn zu beantworten. Petronius würde ihn ja doch nicht verstehen, denn er verstand sich und seine Stimmung selbst nicht. Als er in sein eigenes schönes Haus zurückkehrte, fühlte er sich zuerst noch sehr müde und erschöpft und erfreute sich in den ersten Tagen an dem Behagen und dem Überfluß um ihn her. Aber diese Freude war nur kurz, und bald drückte ihn wieder das Leere seines Daseins. Der Gedanke, nach Benevent und Achaia zu gehen und sich in den Strudel dieser wilden Ausschweifungen zu stürzen, war ihm widerlich.

Aber auch die Einsamkeit war ihm drückend. Alle seine Bekannten waren mit Nero in Benevent, und er saß allein zu Hause mit seinem Kopf voll Gedanken und seinem Herzen voll Gefühle, die er selbst nicht verstand. Zuweilen sehnte er sich nach einem Vertrauten, dem er alles mittheilen könnte und der ihm vielleicht helfen würde, sich selbst zu verstehen. In dieser Hoffnung entschloß er sich endlich doch, Petronius zu antworten und schrieb ihm:

„Du wünschst, daß ich Dir ausführlicher schreibe, und ich will es versuchen; ob ich es aber fertigbringen werde, weiß ich nicht, denn ich finde mich in dem Wirrsal selbst nicht zurecht. Nein, mein Freund, die Christen haben mich nicht darum verschont und so treulich gepflegt, weil ich ein Mann von Ansehen bin. Derartige Erwägungen haben für sie gar kein Gewicht. Sie haben sogar Chilon verziehen, den ich selbst ihnen geraten hatte, im Garten zu verscharren. Solche Leute hat die Welt noch nie gesehen, und von solch einem Glauben hat sie noch nie etwas vernommen. Sie mit unserem Maß messen zu wollen, ist fruchtlos. In meinem eigenen Hause und unter meinen eigenen Leuten hätte ich wohl mehr Bequemlichkeit gehabt, wäre aber nicht halb so sorgfältig gepflegt worden wie bei ihnen.

Und wisse, Ligia ist genau wie sie. Wäre sie meine Schwester oder meine Frau gewesen, sie hätte mich nicht zarter pflegen können. Mehr als einmal füllte Wonne mein Herz, wenn ich dachte, nur der Liebe sei eine solch zarte Pflege möglich. Mehr als einmal sprach Liebe aus ihren Blicken, und willst Du es glauben, dann fühle ich mich unter diesen einfachen Leuten, in dem

ärmlichen Gemach — Wohnstube und Küche zugleich — glücklicher als je zuvor in meinem Leben.

„Nein, nein, ich bin ihr nicht gleichgültig, und dennoch ist diese selbe Ligia meinerwegen aus Mirjams Haus entwichen. Den ganzen Tag sitze ich da, stütze den Kopf in die Hand und überlege, warum sie es getan hat. Sie weiß wohl, daß ich jeden Gedanken, Gewalt zu gebrauchen, aufgegeben habe und daß ich sie gerne als meine Gattin in mein Haus führen würde. Es bedrohte sie keine Gefahr mehr, und dennoch ist sie verschwunden. Warum? Neulich traf ich mit einem außerordentlichen Menschen zusammen, einem gewissen Paulus von Tarsus, der von Christus und seiner Lehre mit mir sprach, und zwar mit einer solchen Macht, daß ich das Gefühl hatte, jedes Wort von ihm könnte, ohne daß er es weiß und beabsichtigt, die Grundfesten unserer ganzen Welt in Staub und Asche legen. Dieser Mann besuchte mich nach ihrer Flucht und sagte mir: „Wenn Gott die Schuppen von deinen Augen fallen läßt und sie dem Licht öffnet, wie er es bei mir getan hat, dann wirst du einsehen, daß sie richtig gehandelt hat, und dann wirst du sie vielleicht auch wiederfinden.“

Über diese Worte sinne ich nun nach, als wären sie ein delphisches Orakel. Zuweilen will ein schwaches Verständnis in mir aufdämmern. Diese Leute, obgleich sie die Menschheit lieben, verabscheuen unser Leben, unsere Götter und unsere Laster und Verbrechen. Sie ist von mir geflohen, weil ich zu dieser Welt gehöre und sie an meiner Seite ein in den Augen der Christen verbrecherisches Leben führen würde. Du sagst vielleicht, sie hätte mich ja abweisen können und hätte nicht nötig gehabt zu fliehen. Aber wenn sie mich wirklich liebt? Dann hat sie vor meiner Liebe fliehen wollen. Wenn ich das denke, dann möchte ich meine Sklaven durch alle Gassen Roms senden und in jedes Haus hineinrufen lassen: „Ligia, kehre zurück!“

Und dann kommen wieder Zeiten, wo ich doch nicht fasse, warum sie es getan hat. Ich hätte sie doch nicht verhindert, ihren Christus anzubeten! Nein, ich hätte ihm selbst in meinem Hause einen Altar errichtet. Ein Gott mehr — was hätte mir das ausgemacht? Warum sollte ich nicht an ihn glauben, an die alten Götter glaube ich doch kaum noch. Ich weiß, daß die Christen niemals lügen, und sie sagen, er sei von den Toten auferstanden. Das wäre doch keinem Menschen möglich. Was Paulus behauptet, nämlich, daß es nur einen einzigen Gott gebe und nicht eine ganze Menge Götter, kommt mir recht vernünftig vor. Seneca ist vermutlich derselben Ansicht, und auch schon vor ihm haben sie viele gehabt. Christus hat gelebt. Er hat sich kreuzigen lassen, um die Welt zu erlösen, und ist nachher von den Toten auferstanden. Das alles ist ganz gewiß. Ich sehe gar nicht ein, warum ich eigenfönnig anderer Ansicht sein und warum ich ihm nicht einen Altar er-

richten sollte. Es würde mir auch gar nicht schwer fallen, auf den Glauben an alle andern Götter ganz zu verzichten, es glaubt ja doch kein vernünftiger Mensch mehr an sie. Aber mit dem allem wäre augenscheinlich den Christen noch nicht Genüge getan; man muß auch nach Christi Lehre leben. Selbst wenn ich das versprechen wollte, würden sie sofort herausfühlen, daß dies nur leere Worte sind. Paulus hat mir das ins Gesicht gesagt. Du weißt, daß ich Ligia liebe und ihr keine Bitte versagen würde; aber auch auf ihre Bitte hin könnte ich keine Berge versetzen noch machen, daß meine schwarzen Augen blau würden wie die des Ligiers. Ich bin kein Philosoph und ich bin kein Narr, obgleich Du mich vielleicht dafür hältst; aber ich weiß, wo die christliche Lehre beginnt, da endet die Herrschaft Roms, das alte Leben endet, der Unterschied zwischen Sieger und Besiegten, zwischen Hohen und Geringen, zwischen Herrn und Sklaven hört auf, die Kaisermacht und die ganze Ordnung der Welt ist zu Ende. Und an die Stelle von alledem tritt Christus mit einer Liebe, wie sie die Welt noch nie gesehen hat, und einer Menschenfreundlichkeit, die allen inneren Trieben von uns Römern zuwiderläuft.

Nun ist mir allerdings Ligia wichtiger als ganz Rom und seine Welt-herrschaft, die, wenn Ligia mein wäre, von mir aus gern in Stücke gehen könnte. Aber den Christen genügt eine Zustimmung in Worten nicht, man muß in seiner innersten Seele von der Wahrheit ihrer Lehre überzeugt sein. Und siehst Du, mein Innerstes sträubt sich dagegen, und wenn ich um Ligias willen diese Lehre mit den Lippen bekennen wollte, so geschähe es eben nur aus Liebe, und ohne diese weiß ich nichts, was mir so zuwider wäre. Und sonderbar, Paulus kann das sehr wohl begreifen. Und weißt Du, was die Christen tun? Sie beten für mich, daß mir etwas gegeben werde, was sie „Gnade“ nennen. Aber ich kann bis jetzt keine Wirkung davon spüren; nur eine seltsame Raftlosigkeit und eine immer wildere Sehnsucht nach Ligia hat mich ergriffen.

Ich habe Dir gesagt, daß Ligia heimlich entflohen ist, aber sie hat mir ein Kreuz zurückgelassen, das sie selbst aus zwei Buchsbaumzweiglein zusammengebunden hat. Beim Erwachen fand ich es neben meinem Bett. Das ist jetzt mein größtes Heiligtum, und bei seinem Anblick überkommen mich merkwürdige Gefühle von Säu und Verehrung. Ich liebe es, weil ihre Hand es zusammengebunden hat, und ich hasse es, weil es uns trennt.

Ich bekenne offen, daß meiner ganzen Natur nichts so zuwider ist wie diese Lehre, aber seit ich mit ihr in Berührung gekommen bin, kenne ich mich selbst nicht mehr. Steckt wohl irgend eine Zauberei dahinter, oder ist es die Liebe? Kirke hat nur durch eine Berührung menschliche Leiber verwandelt. Durch eine Berührung ist meine Seele verwandelt worden. Das hat

Ligia getan, oder richtiger Ligia durch den Glauben, den sie bekennt. Als ich von den Christen nach Hause zurückkehrte, wurde ich von niemand erwartet. Alle meinten, ich sei in Benevent und käme erst nach längerer Zeit zurück. Ich fand alles im Durcheinander und meine Sklaven betrunken bei einem Fest, das sie in meinem Speisesaal angerichtet hatten. Wäre der Tod unter sie getreten, er hätte sie weniger erschreckt als ich. Du weißt, ich herrsche mit strenger Hand, und sie fielen alle vor mir auf die Knie; einige wurden sogar vor Schrecken ohnmächtig. Mein erstes Gefühl war, nach Peitschen und glühenden Zangen zu rufen, aber gleich darauf schämte ich mich Kannst du es glauben? Ich hatte wahrhaftig Mitleid mit den armen Kerlen. Es sind alte Sklaven dabei, die noch mein Großvater zur Zeit des Augustus vom Rhein mitgebracht hat. Ich schloß mich in meiner Bibliothek ein, und da kamen mir noch eigentümlichere Gedanken, nämlich nach allem, was ich bei den Christen gehört hatte, dürfe ich meine Sklaven nicht mehr so behandeln wie feither, und sie seien auch Menschen.

Sie liefen in ihrer Todesangst um mich herum und dachten, die Strafe sei nur aufgeschoben, weil ich mir eine ganz besondere Grausamkeit ausdenken wolle. Am dritten Tag ließ ich sie vor mich kommen.

„Ich vergebe euch,“ sagte ich. „Sucht jetzt ihr durch treue Dienste wieder gut zu machen, was ihr gefehlt habt.“ Mit tränenüberströmten Augen fielen sie vor mir auf die Knie, streckten die Hände nach mir aus und hießen mich Herr und Vater. Und ich — ich schäme mich, es sagen zu müssen — ich war ebenso ergriffen. In diesem Augenblick meinte ich, Ligias Gesicht vor mir zu sehen, die Augen voll Tränen, und sie dankte mir für das, was ich getan hatte. Und meine Sklaven! Die Furcht hat sie noch niemals so dienstwillig gemacht, als jetzt die Dankbarkeit für die Verzeihung, die sie erhalten haben, und sie bemühen sich um die Wette, mir jeden Wunsch an den Augen abzulesen. Ich erwähne dies, weil ich kurz vor meinem Abgang zu Paulus gesagt hatte, durch seine Lehre würde die Gesellschaftsordnung auseinanderfallen. Er erwiderte: „Die Liebe ist ein stärkeres Band als die Furcht.“ Und ich sehe jetzt ein, daß er in manchen Fällen recht hat.

Ja, Casus, meine ganze Seele hat sich geändert. Zuweilen freue ich mich darüber, zuweilen aber quält mich die Furcht, ich könnte meine ganze alte Männlichkeit darüber verlieren. Ich lebe nur noch in der Hoffnung, Ligia doch noch einmal wiederzusehen. Ich will Rom nicht verlassen, denn mein einziger Trost in meinem Trübsinn und in meiner Kastlosigkeit ist der, daß ich wenigstens in ihrer Nähe bin und vielleicht durch Glaukus, der versprochen hat, mich zu besuchen, oder durch Paulus von Tarsus gelegentlich einmal etwas von ihr höre.

Wisse, daß ich einen Bildhauer beauftragt habe, ein steinernes Denk-

mal für Gulo anzufertigen, den ich in meiner Wut erschlagen habe. Zu spät habe ich mich daran erinnert, daß er mich auf den Armen getragen und zuerst gelehrt hat, den Bogen zu spannen. Ich weiß selbst nicht, warum mich die Erinnerung an ihn und die Reue ob meiner That gar nicht mehr loslassen will. Solltest Du Dich wundern über das, was ich Dir schreibe, so sei Dir gesagt, daß ich mich selbst nicht weniger wundere, und dennoch ist es nur die nackte Wahrheit. Lebe wohl."

SIEBTES KAPITEL



Vinicius erhielt keine Antwort auf diesen Brief. Augenscheinlich schrieb Petronius nicht, weil er dachte, Nero könne jeden Augenblick nach Rom zurückkehren. Das Gerücht, er beabsichtige zu kommen, verbreitete sich auch in der ganzen Stadt und erweckte großes Vergnügen bei der Volksmenge, die sich auf die zu erwartenden öffentlichen Spiele freute und auf die Verteilung von Getreide und Olivenöl, wovon große Vorräte in Ostia lagerten. Endlich kündigte Helios, der Freigelassene des Nero, dem Senat die Rückkehr des Cäsars an. Aber Nero, der sich mit seinem ganzen Gefolge beim Kap Misenum zu Schiff begeben hatte, reiste nur sehr langsam; er hielt in jeder Stadt an der Küste an, entweder um sich auszu-ruhen oder um im Theater aufzutreten. In Minturnae, wo er öffentlich sang, blieb er länger als zehn Tage, ja er dachte sogar daran, wieder nach Neapel zurückzukehren und dort den Frühling zu genießen, der sich früher und wärmer als gewöhnlich eingestellt hatte.

Während all dieser Zeit hielt sich Vinicius zu Hause und dachte nur an Ligia und an all das Neue, das in seiner Seele eingekehrt war und ihm bisher unbekannte Gefühle und Gedanken gebracht hatte. Glaukus besuchte ihn von Zeit zu Zeit, und diese Besuche waren für Vinicius eine große Freude, denn er konnte mit Glaukus von Ligia reden. Der Arzt wußte allerdings nicht, wo sich Ligia verborgen hielt, aber er versicherte Vinicius, daß sie von dem Ältesten wohlbehütet sei. Einmal war er von dem Trübsinn des jungen Patriziers so gerührt, daß er ihm erzählte, Petrus habe den Crispus sehr getadelt, weil er Ligia ihrer irdischen Liebe wegen Vorwürfe gemacht habe. Mehr als einmal war es Vinicius selbst so vorgekommen, als ob er Ligia nicht gleichgültig sei, aber dann hatte er doch immer wieder gezweifelt und war unsicher geworden. Nun zum erstenmal vernahm er von den Lippen eines andern, eines Christen, die Bestätigung seiner Hoff-

nung. Er meinte, wenn Ligia ihn liebe, so seien alle Hindernisse beseitigt, da er jeden Augenblick bereit war, Christus Ehrfurcht zu bezeugen. Aber obgleich ihm Glaukus sehr zuredete, sich taufen zu lassen, so war er doch nicht überzeugt, daß damit Ligia auf der Stelle gewonnen sei. Er müsse die Taufe um ihrer selbst willen begehren, nicht um anderer Gründe willen. „Man muß auch eine christliche Seele haben,“ sagte er.

Und Vinicius, obgleich ihn jedes Hindernis für seine Wünsche mit Grimm erfüllte, fing doch an zu begreifen, daß Glaukus als Christ gar nicht anders reden könne. Er machte sich durchaus nicht klar, daß die größte Veränderung seiner Seele die war, daß er Menschen und Dinge nicht mehr nur von seinem eigenen selbstfüchtigen Standpunkt aus beurteilte, sondern sich allmählich an den Gedanken gewöhnte, die Augen anderer könnten anders sehen wie ihre Herzen anders empfinden, und daß das eigene Recht sich nicht immer mit dem eigenen Vorteil decke.

Oftmals hegte er den Wunsch, Paulus zu sprechen, dessen Worte ihn sehr ergriffen hatten; aber Paulus war nach Aricium gegangen. Als nun auch die Besuche des Arztes seltener wurden, fühlte sich Vinicius sehr vereinsamt und fing wieder an, durch alle Gassen Roms zu laufen in der eiteln Hoffnung, irgendwo einen Schimmer von Ligia zu erblicken. Als sich diese Hoffnung nie erfüllte, verlor er endlich alle Geduld, und seine alte Natur machte sich wieder geltend. Er sagte sich, er habe sich zwecklos zum Narren gemacht, entschloß sich, Ligia zu vergessen und alle Freuden des Lebens, die sich ihm boten, auszukosten.

Rom, das während der Wintermonate still und verlassen gewesen war, wurde der bevorstehenden Rückkehr des Kaisers wegen wieder lebhafter. Vorbereitungen für einen glänzenden Empfang wurden getroffen. Der Schnee auf den Albaner Bergen war geschmolzen, und die Veilchen blühten. Auf der Appischen Straße fuhren die prächtig geschmückten Wagen der Vornehmen in zwei langen Reihen. Und unter diesen erblickte Vinicius eines Tages einen, der prächtiger geschmückt war als alle andern, den Wagen der Chrysothemis, der Geliebten des Petronius.

Als sie ihn bemerkte, hielt sie an und forderte ihn auf, in ihren Wagen zu kommen, und nahm ihn mit zu einem Festmahl, das bis zum andern Morgen währte. Dabei betrank sich Vinicius bis zur Besinnungslosigkeit, daß er nichts mehr von sich wußte, als er nach Hause getragen wurde. Aber er erinnerte sich, als er wieder zu sich kam, daß er Chrysothemis, empört darüber, daß sie Ligias Namen nannte, einen Becher Falerner über den Kopf gegossen hatte. Auch jetzt in seinem nüchternen Zustand regte sich dieselbe Empörung von neuem.

Am nächsten Tag hatte Chrysothemis diese Beleidigung augenscheinlich

vergeffen, denn sie holte ihn in seinem Hause ab und fuhr wieder mit ihm auf der Appischen Straße spazieren. Nachher speiste sie bei ihm zu Nacht und bekannte ihm, sie sei des Petronius längst überdrüssig, und ihr Herz sei wieder frei. Die ganze Woche hindurch erschienen sie nun überall zusammen, aber das Verhältnis war von kurzer Dauer.

Obgleich Ligias Name nie mehr erwähnt wurde, konnte Vinicius den Gedanken an sie doch nicht loswerden, und er meinte beständig, ihre Blicke auf sich gerichtet zu sehen. Das beunruhigte ihn unausgesetzt, durch das Gefühl an ihr ein Unrecht zu begehen, und er konnte die Reue darüber nicht abschütteln. Nach der ersten Eifersuchtszene, die ihm Chrysothemis machte, wegen zwei syrischen Mädchen, die er gekauft hatte, gab er ihr ohne weiteres in rücksichtsloser Weise den Laufpaß. Damit hatte er allerdings nicht alle Vergnügungen und Ausschweifungen aufgegeben, aber was ihn trieb, war nur Trotz gegen Ligia. Schließlich machte er sich klar, daß ihn der Gedanke an sie keinen Augenblick verließ, und daß sie allein die Triebfeder sowohl für seine guten, wie für seine schlechten Handlungen war. Endlich empfand er nichts mehr als Ueberdruß und Ekel; die Vergnügungen wurden ihm ein Abscheu und ließen nichts als Reue zurück. Zum Schluß verfiel er in einen Zustand vollständiger Gleichgültigkeit, woraus ihn nicht einmal die Nachricht von Neros nahe bevorstehender Ankunft aufzustören vermochte. Nicht einmal Petronius suchte er auf, so daß dieser ihm eine förmliche Einladung schicken mußte.

Obgleich er freudig begrüßt wurde, gab er doch nur widerwillig Antwort auf alle an ihn gerichteten Fragen. Bald aber sprengte sein so lange unterdrücktes Mitteilungsbedürfnis alle Fesseln. Ausführlich erzählte er die Geschichte seines Suchens nach Ligia und seines Aufenthalts bei den Christen, von alle dem, was er dort gesehen und gehört hatte, und von allem, was ihm seither durch Kopf und Herz gegangen war. Dann beklagte er sich, es sei ihm alles schal und gleichgültig geworden, und er wisse nicht mehr, weder was er denken, noch was er tun solle. Er tappe im Dunkeln und könne keinen Ausweg mehr finden.

Während dieser Erzählung betrachtete Petronius seines Neffen ganz verändertes Gesicht und seine Hände, die dieser mit einer seltsamen Gebärde ausstreckte, als ob er sich wirklich in der Finsternis dahintaste, und versank in tiefes Sinnen. Endlich stand er auf und strich Vinicius über die Haare an den Schläfen.

„Weißt du, daß du hier graue Haare bekommen hast?“ fragte er.

„Das kann wohl sein,“ lautete die Antwort. „Es würde mich nicht wundern, wenn sie alle weiß geworden wären.“

Sie schwiegen beide. Petronius war ein tiefer Denker, aber hier stand

er Fragen gegenüber, denen er nicht gewachsen war. Er war gescheit genug, die Fragen, vor die sich sein Neffe durch seinen Verkehr mit den Christen gestellt sah, zu begreifen, allein er vermochte nicht, sie zu beantworten.

„Könnte da nicht einfach eine Zauberei der Christen im Spiele sein?“ fragte er.

„Das habe ich auch schon gedacht. Zuweilen wollte mir scheinen, als ob wir beide, Ligia und ich, bezaubert seien. Aber alle Zauberer, die ich kenne, wenden ihre geheimen Kräfte an, um sich Vorteile zu verschaffen oder sich an ihren Feinden zu rächen. Die Christen aber leben in Armut, vergeben ihren Feinden und predigen Demut, Tugend und Nächstenliebe. Wozu da Zaubermittel?“

Petronius ärgerte sich, daß er keine treffende Antwort wußte, und sagte das erste Beste, was ihm einfiel.

„Sie sind eine neue Sekte,“ fing er an, und fügte nach einer Weile hinzu: „Ich sage dir, sie sind ein Übel, denn sie sind Feinde des Lebens gerade wie Krankheit und Tod. Wir haben schon Übel genug, wir brauchen nicht auch noch die Christen. Zähle sie noch einmal auf: Krankheiten, den Cäsar, Tigellinus, die Geliebte des Cäsars, Schuster, die über die Nachkommen der alten Quiriten herrschen, und Freigelassene, die im Senat sitzen. Beim Kastor, das genügt. Es ist eine gefährliche und abstoßende Sekte. Hast du denn keinen Versuch gemacht, deinen Trübsinn abzuwerfen und etwas Lebensfreude zu genießen?“

„Doch, ich habe es versucht.“

Petronius lachte. „Verräter!“ rief er. „Gerüchte laufen schnell von einem Sklavenmund in den andern. Du hast mir Chrysothemis abspenstig gemacht!“

Vinicius machte eine Gebärde des Abscheus.

„Einerlei, ich danke dir,“ sagte Petronius. „Ich werde ihr ein Paar mit Perlen gestickte Sandalen schicken; das heißt dann in meiner Liebesprache: ‚Troll dich!‘ Ich bin dir doppelt dankbar, erstens, weil du Eunike nicht von mir angenommen, und zweitens, weil du mich von Chrysothemis erlöst hast. Du siehst einen Mann vor dir, der die Gewohnheit hatte, frühe aufzustehen, zu baden, Feste zu besuchen, der Chrysothemis zur Geliebten hatte, Satiren schrieb, fogar zuweilen Verse in seine Prosa mischte, und sich dabei ebenso entsetzlich langweilte, wie Nero selbst, und nicht wußte, wie er seiner trüben Gedanken Herr werden sollte. Und weshalb dies alles? Nur darum, weil ich das in der Ferne suchte, was ich dicht bei mir hatte. Ein schönes Weib ist immer wert, mit Gold aufgewogen zu werden; wenn sie einen aber auch noch liebt, dann ist sie ganz unbezahlbar. Jetzt fülle ich mein Leben mit Glückseligkeit, wie einen Becher mit dem edelsten Wein der

Erde, und trinke, bis mir die Hand erstarret und die Lippe erblaßt. Das ist meine neueste Lebensweisheit."

"Die hast du jederzeit bekannt; daran ist nichts Neues."

"Jetzt hat sie aber einen Kern; der hat ihr früher gefehlt."

Er rief nach Eunike, die hereintrat, weißgekleidet mit ihren goldenen Locken, keine Sklavin mehr, nein, eine Göttin der Liebe und der Freude.

Petronius breitete seine Arme aus. „Komm!“ rief er.

Freudig lief sie zu ihm hin, setzte sich auf seine Knie, schlang die Arme um seinen Hals und legte ihren Kopf an seine Brust. Vinicius beobachtete, wie sich ihre Wangen röteten und ihre Augen sich verschleierten. Die beiden bildeten eine wunderbare Gruppe der Liebe und des Glücks. Petronius streckte die Hand aus nach einer flachen Schale, die in der Nähe auf dem Tisch stand, entnahm ihr eine Handvoll Weilchen und streute sie Eunike über Kopf, Brust und Gewand.

„Glücklich, wer wie ich die Liebe in solch schöner Gestalt gefunden hat,“ sagte er. „Zuweilen meine ich, wir seien zwei Götter. Schau her, haben Praxiteles oder Myron schönere Linien geschaffen?“ Und er preßte seine Lippen auf ihren Hals und ihre Arme. Sie zitterte unter seinen Küssen und schloß befehlend die Augen.

Petronius warf seinen schönen Kopf auf und wandte sich an Vinicius. „Was sind dagegen deine finsternen Christen!“ rief er. „Wenn du den Unterschied nicht merkst, so geh doch zu ihnen! Aber dieser Anblick kann dich heilen.“

Vinicius blähte die Nüstern, um den Weilchengeruch, der das ganze Zimmer erfüllte, besser einzusaugen, und wurde ganz blaß. O, wenn er Ligia einmal so küßte, das wäre zwar Entweihung, aber auch ein Entzücken, wonach die ganze Welt in Scherben gehen dürfte, ihn würde es nicht kümmern. Und sofort fiel ihm auf, daß er auch in diesem Augenblick an Ligia und nur an sie dachte.

„Eunike, du Göttin, laß Kränze für uns winden und uns ein Mahl bereiten!“ rief Petronius.

Als sie gegangen war, wandte er sich an Vinicius.

„Ich wollte sie freilassen,“ sagte er. „Aber was gab sie mir zur Antwort? Ich will lieber deine Sklavin sein als die Frau des Cäsars, und sie lehnte ihre Freiheit ab. Dann habe ich sie freigemacht, ohne daß sie es weiß, und der Prätor bestand mir zuliebe nicht auf ihrer Anwesenheit bei der Freilassung. Sie weiß auch nicht, daß dieses Haus mit allen Kostbarkeiten ihr gehört, wenn ich sterbe.“

Er stand auf und ging einige Male im Zimmer auf und ab. „Die Liebe verändert den einen Menschen mehr, den andern weniger,“ sing er wieder

an. „Mich hat sie sehr verändert. Früher liebte ich den Verbenenduft, aber Eunike zieht Veilchen vor; darum sind mir die Veilchen jetzt auch die liebsten Blumen, und seit es Frühling geworden ist, atmen wir nur noch Veilchenduft.“

Er blieb vor Vinicius stehen. „Und du willst wohl dem Nardengeruch treu bleiben?“

„Läß mich im Frieden,“ bat der junge Mann.

„Ich habe dich aufgefordert, Eunike anzusehen, weil ich dachte, auch du suchest vielleicht in der Ferne, was ganz in deiner Nähe zu finden wäre. Du meinst, Ligia liebe dich. Aber was ist das für eine Liebe, die verzichten kann! Der Verzicht an sich ist ein Beweis, daß etwas in ihr mächtiger ist als die Liebe. Nein, mein geliebter Nefte, Ligia ist keine Eunike.“

„Du hast ganz recht, Ligia ist keine Eunike, aber ich finde den Unterschied in etwas ganz anderem als du. Dir hat die Liebe den Geruchssinn verändert, und du ziehst jetzt Veilchen den Verbenen vor. Mir hat sie die Seele verändert, trotz meiner Wünsche und meiner Befürchtungen, und ich will Ligia viel lieber so haben, wie sie ist, als daß sie andern gleiche.“

Petronius zuckte die Achseln. „Hast du die Absicht, das Mädchen zu entführen?“ fragte er.

„Nein, ich kann nicht Gutes mit Bösem vergelten. Auch habe ich geschworen, keine Gewalt mehr gegen sie zu gebrauchen.“

„Denkst du daran, Christ zu werden?“

„Ich möchte wohl, allein meine ganze Natur sträubt sich dagegen.“

„Kannst du Ligia vergessen?“

„Nein.“

„Dann geh auf Reisen.“

Ein Sklave meldete, daß das Mahl bereit sei, und sie begaben sich in den Speisesaal. Petronius legte sich neben Eunike auf eines der Ruhebetten, die um den Tisch standen, nieder, und während ihm ein Sklave einen Anemonenkranz auf den Kopf setzte, forderte er Vinicius erneut auf zu reisen.

„Was hast du denn während deines Dienstes bei Corbulo von der Welt gesehen?“ fragte er. „Nichts! Hast du die griechischen Tempel besucht wie ich, der ich zwei Jahre lang von der Hand eines Führers in die des andern übergegangen bin? Bist du in Rhodus gewesen und hast den Kolos gesehen? Hast du in Panopeus in Phokis den Ton gesehen, aus dem Prometheus die Menschen gemacht hat, oder in Sparta die Eier der Leda, oder in Athen die berühmte aus Haufeisen gemachte sarmatische Rüstung, oder in Euböa das Schiff des Agamemnon, oder den Becher, zu dem die linke Brust der Helena das Modell war? Hast du Alexandria gesehen und Memphis und die Pyramiden und die Haare der Isis, die sie sich ausgerauft hat, als sie

den Tod des Ostris beweinte? Hast du die Memnonssäule tönen hören? Die Welt ist weit und ist nicht schon jenseits der Tiber zu Ende. Ich begleite den Cäsar; auf der Heimreise werde ich mich aber von ihm trennen und Zypern besuchen, denn meine kleine goldgelockte Göttin wünscht mit mir zusammen der Venus Tauben zu opfern. Und wisse, was sie wünscht, das muß geschehen.“

„Ich bin deine Sklavin!“ flüsterte Eunike.

Er lehnte sein bekränztes Haupt an ihre Brust und lächelte. „Dann bin ich der Sklave einer Sklavin,“ sagte er. „Ich liebe dich vom Kopf bis zu den Füßen, meine Göttin.“ Und sich an Vinicius wendend, fuhr er fort: „Geh mit uns nach Zypern! Zuvor aber mußt du dem Cäsar deinen Besuch machen. Es ist recht schlimm, daß es nicht längst schon geschehen ist. Tigellinus wird nur allzu geneigt sein, dies zu deinem Schaden zu verwerten. Er haßt zwar dich persönlich keineswegs, da du aber mein Schwestersohn bist, kann er dich auch nicht lieben. Wir wollen sagen, du seist krank gewesen, und wollen uns überlegen, was wir antworten, wenn Nero nach Ligia fragen sollte. Am besten wird es sein, du machst so eine Handbewegung und sagst, sie sei bei dir gewesen, bis du ihrer überdrüssig geworden seiest. Das begreift er. Und dann, sagst du, habe dich Krankheit ans Haus gefesselt, und dein Fieber habe sich gesteigert durch deinen Kummer, nicht in Neapel sein zu können und ihn singen zu hören; und jetzt seist du erst wirklich gesund geworden durch die Hoffnung, ihn endlich hören zu können. Scheue dich weder vor der dicksten Lüge noch vor der stärksten Übertreibung. Tigellinus schwört, er werde sich etwas überwältigend Großartiges für den Cäsar ausdenken, und ich fürchte, er untergräbt allmählich meinen Einfluß. Auch vor deiner Gemütsverfassung ist mir einigermaßen bange.“

„Weißt du, daß es Menschen gibt, die sich nicht vor dem Cäsar fürchten und die so ruhig leben, als ob er gar nicht auf der Welt wäre?“ fragte Vinicius.

„Ich weiß wohl, wen du meinst — deine Christen.“

„Ja, sie sind die einzigen. Und was ist denn unser Leben? Nichts als eine unaufhörliche Angst.“

„Ach, bleib' mir weg mit deinen Christen! Sie fürchten den Cäsar nicht, weil er wahrscheinlich noch nie etwas von ihnen gehört hat; jedenfalls weiß er nichts von ihrem Glauben, und sie sind ihm so gleichgültig wie welke Blätter im Winde. Dummköpfe sind sie, das fühlst du selbst, und wenn dir ihr Glaube zuwider ist, so kommt das von seiner Dummheit her. Du bist aus anderem Holze geschnitten. Darum weg mit ihnen! Wir wissen zu leben und wir wissen zu sterben; was sie darüber hinaus verstehen, das weiß kein Mensch.“

Diese Worte machten auf Vinicius einen großen Eindruck, und als er wieder zu Hause war, überlegte er sich ernstlich, ob die Güte und Barmherzigkeit der Christen nicht wirklich nur ein Beweis von der Armut ihres Geistes sei. Wer Männlichkeit und Charakter hatte, der konnte nicht vergeben wie sie. Lag darin nicht vielleicht der geheime Grund der Abneigung seiner römischen Seele gegen diesen Glauben? Wir wissen zu leben und wir wissen zu sterben, hatte Petronius gesagt. Sie wußten nur zu vergeben und kannten weder die wahre Liebe noch den wahren Haß.

ACHTES KAPITEL



Nero war Roms bald wieder überdrüssig, bedauerte, überhaupt zurückgekehrt zu sein, und brannte nach wenigen Tagen schon wieder darauf, nach Achaja zu reisen. Er erließ ein Edikt, das verkündete, er werde nicht lange abwesend sein und die öffentlichen Angelegenheiten sollten nicht unter seiner Abwesenheit leiden. Von der Leibwache begleitet, unter der sich auch Vinicius befand, begab er sich aufs Kapitol, um den Göttern für eine glückliche Reise Opfer darzubringen. Aber am nächsten Tage änderte ein Erlebnis, das er im Tempel der Vesta hatte, alle seine Pläne. Nero glaubte zwar nicht an die Götter, aber er fürchtete sie, und besonders die geheimnisvolle Vesta erfüllte ihn mit solch abergläubischer Angst, daß ihm vor ihrem Bildnis und ihrem heiligen Feuer die Haare zu Berge stiegen; die Zähne klappten ihm, ein Schauer lief ihm durch den Leib, und er fiel Vinicius, der zufällig hinter ihm stand, ohnmächtig in die Arme.

Nero wurde zum Tempel hinaus und auf den Palatin getragen, und wenn er auch bald wieder zur Besinnung kam, so verließ er sein Bett doch an diesem Tage nicht mehr. Zum Erstaunen seiner Umgebung erklärte er nun, er habe seine Reise verschoben, weil ihn die Göttin im geheimen davor gewarnt habe, allzusehr damit zu eilen, und eine Stunde darauf wurde in ganz Rom öffentlich verkündigt, der Cäsar habe die traurigen Gesichter der Bürger wohl bemerkt, und da er das Volk liebe wie ein Vater seine Kinder, so wolle er dableiben und Freud' und Leid mit ihnen teilen. Der Pöbel freute sich über diese Entscheidung, die zugleich eine Versicherung war, daß „Brot und Spiele“ nicht ausbleiben würden, versammelte sich vor dem Tor des Palatins und ließ laut und andauernd Heilrufe auf den göttlichen Cäsar erschallen. Dieser unterbrach das Spiel mit den Prätorianern, womit er sich eben unterhielt, und sagte:

„Es war das einzig Richtige, die Reise zu verschieben. Es ist mir prophesie, daß Agypten und der Orient mir nicht entgehen werden; so wird mir auch Achaja nicht verloren sein. Ich will die Landenge von Korinth durchstechen lassen, und in Agypten will ich Denkmäler errichten, neben denen die Pyramiden wie Kinderspielzeug erscheinen sollen. Eine Sphinx will ich errichten, siebenmal so groß als die, die bei Memphis in die Wüste hinausschaut, und sie soll meine Züge tragen. Alle folgenden Zeiten sollen von mir und diesem Denkmal reden.“

„Du hast dir in deinen Gedichten bereits ein Denkmal gesetzt, das dreimal siebenmal größer ist als die Pyramide des Cheops,“ behauptete Petronius.

„Und was ist mit meinem Gesang?“ fragte Nero.

„Ach, könnte man von dir doch eine Bildsäule errichten wie die des Memnon, aus der bei Sonnenaufgang deine Stimme ertönte! Dann würden durch alle kommenden Zeiten hindurch die Meere bei Agypten von Schiffen wimmeln, auf denen von allen drei Teilen der Welt die Menschheit herbeiströmte, um deiner Stimme zu lauschen.“

„Ach, wer das könnte!“ seufzte Nero.

„Aber du könntest dich als Wagenlenker in Basalt meißeln lassen.“

„Das ist richtig, und das werde ich auch tun.“

„Damit erweist du der Menschheit eine Wohlthat.“

„In Agypten will ich mich mit der Mondgöttin vermählen, die jetzt Witwe ist, und werde in Wahrheit ein Gott sein.“

„Und uns vermähle mit den Sternen, dann bilden wir ein neues Sternbild, und es soll das Sternbild des Nero genannt werden. Ich freue mich, o Cäsar, wenn du von Agypten träumst, und bedauere nur, daß du die Reise aufgeschoben hast.“

„Eure sterblichen Augen haben nichts gesehen, denn die Göttin zeigt sich nur ihren Auserwählten,“ erwiderte Nero. „Wisset, Vestia selbst stand in ihrem Tempel neben mir und sagte mir ins Ohr: Reise jetzt noch nicht! Dies kam mir unerwartet und erschreckte mich sehr, aber ich muß dankbar sein für dies deutliche Zeichen, daß mich die Götter beschützen.“

„Wir erschrakten alle,“ fiel Tigellinus ein. „Die Vestalin Rubria fiel sogar in Ohnmacht.“

„Rubria!“ rief Nero. „Was sie für einen schneeweißen Hals hat!“

„Aber sie errödet, wenn sie dich sieht, Cäsar.“

„Ja, ich habe es auch bemerkt; es ist höchst merkwürdig. Jede Vestalin hat doch etwas Göttliches an sich. Und Rubria ist sehr schön.“

Er sann einen Augenblick nach, dann fing er wieder an: „Sag mir doch, warum fürchtet man Vestia mehr als alle andern Götter? Selbst ich habe

mich heute gefürchtet, obgleich ich höchster Priester bin. Ich erinnere mich nur, daß ich nach hinten sank und auf den Boden gefallen wäre, wenn mich nicht jemand gehalten hätte. Wer ist es gewesen?"

"Ich," antwortete Vinicius.

"Was, du, mein wütender Ares! Warum bist du nicht in Benevent gewesen? Wie ich höre, warst du krank, und du siehst auch wirklich recht verändert aus. Kroton soll versucht haben, dich zu ermorden. Ist das richtig?"

"Ja, und er hat mir auch den Arm gebrochen. Aber es gelang mir, mich zu verteidigen."

"Was, mit dem gebrochenen Arm?"

"Ein Barbar kam mir zu Hilfe, der stärker war als Kroton."

Voll Erstaunen starrte Nero ihn an. "Stärker als Kroton!" rief er. "Du machst einen schlechten Wis. Kroton war der stärkste Mensch auf der Welt, und jetzt hat der Athiopier Sypthar diese Ehre."

"Ich sage dir nur, Cäsar, was ich mit eigenen Augen gesehen habe."

"Und wo ist diese Perle?"

"Das weiß ich nicht, Cäsar, er ist mir aus den Augen gekommen."

"Aber du weißt doch wenigstens, welchem Volk er angehört?"

"Nein, mein gebrochener Arm hielt mich ab, mich um irgend etwas zu kümmern."

"Nun, so suche ihn aufzufinden und bringe ihn zu mir."

"Das werde ich übernehmen," sagte Tigellinus.

Nero jedoch wandte sich auch weiterhin nur an Vinicius. "Ich danke dir, daß du mich aufgefangen hast," sagte er. "Wenn ich gefallen wäre, hätte ich mir leicht den Kopf zerschmettern können. Du bist früher ein guter Gesellschafter gewesen, aber seit deinem Kriegszug mit Corbulo bist du ungesellig geworden und läßt dich nur selten sehen." Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: "Was ist denn aus dem schmalhüftigen Mädchen geworden, in das du verliebt warst, und das ich dir zuliebe dem Aulus weggenommen habe?"

Vinicius wurde ganz verwirrt, aber Petronius kam ihm rasch zu Hilfe. "Ich wette, Herr, er hat sie längst ganz vergessen," sagte er. "Sieh doch nur, wie verwirrt er dreinschaut. Frage ihn einmal, wie viele er nach ihr gehabt hat; das wird er dir gar nicht beantworten können. Strafe ihn, Cäsar, und lade ihn nicht zu dem Feste ein, das Tigellinus dir zu Ehren auf dem Teiche des Agrippa geben will."

"Ach nein, das wollen wir doch nicht tun. Tigellinus wird es schon nicht an den nötigen Schönheiten fehlen lassen."

"Wie sollten die Charitinnen fehlen, wenn Eros anwesend ist!" sagte Tigellinus.

„Die Langeweile bringt mich um,“ seufzte Nero. „Ich bin auf den Befehl der Göttin in Rom geblieben, aber ich halte es nicht aus. Ich gehe nach Antium. Ich erstickte in diesen engen Straßen, zwischen diesen verfallenden Häusern, in diesen stinkenden Gassen. Gerüche aller Art dringen sogar bis in mein Haus und in meine Gärten. Wenn nur ein Erdbeben ganz Rom zerstörte oder ein erzürnter Gott es dem Erdboden gleich machte! Dann wollte ich euch zeigen, wie eine Stadt gebaut werden muß, die würdig ist, die Hauptstadt der Welt, meine Hauptstadt zu sein.“

„Cäsar!“ fing Tigellinus an. „Du sagst, wenn nur ein erzürnter Gott die Stadt zerstörte. Ist dir das ernst?“

„Jawohl. Was weiter?“

„Bist du nicht ein Gott?“

Nero machte eine unmutige Handbewegung. „Wir wollen einmal sehen, was du für uns auf dem Reich des Agrippa vorbereitetest,“ sagte er. „Später gehe ich dann nach Antium. Ihr seid alle kleine Geister und versteht die Größe nicht, deren ich bedarf.“

Damit schloß er die Augen als Zeichen, daß er ruhen wolle. Die Prätorianer zogen sich zurück, und Petronius begleitete Vinicius nach Hause.

„Nun bist du also eingeladen, an unsern Vergnügungen teilzunehmen,“ sagte Petronius. „Der Rotzkopf hat seine Reise aufgegeben, aber er wird darüber verrückter werden als jemals. Er wird die ganze Stadt behandeln, als ob sie sein eigenes Haus wäre. Versuche du, in seinen Verrücktheiten Zerstreuung und Vergessen zu finden. Wir haben die ganze Welt besiegt und haben jetzt das Recht, uns zu belustigen. Du, mein Marcus, bist ein hübscher Junge, und das ist einer von den Gründen, warum ich dich liebe. Die andern sehen neben dir wie Freigelassene aus. Ligia befände sich heute in deinem Hause, wenn sie nicht diesen tollen Glauben hätte. Ich an deiner Stelle würde diese Religion hassen und mein Vergnügen suchen, wo ich es fände. Ich wiederhole, du bist ein hübscher Junge, und Scheidungen nimmt man ja in Rom mehr als leicht.“

„Ich wundere mich nur darüber, daß dir dies nicht schmerzlich ist.“

„Wer behauptet das? Ich habe lange darunter gelitten. Aber ich bin nicht aus deiner Zeit, und ich habe Neigungen, die du nicht kennst. Ich liebe Bücher, und du machst dir nichts aus ihnen. Ich liebe die Dichtkunst und Gemmen und tausend Dinge, denen du nicht einen Blick schenkst. Ich habe Rückenschmerzen, die du nicht hast, und vor allem, ich habe Eunike gefunden, und du hast nichts, was ihr zu vergleichen wäre. Ich finde mein Vergnügen in meinem eigenen Hause unter meinen Kunstwerken, aber aus dir wird niemals ein Schöngest werden. Ich weiß, daß ich im Leben nichts mehr

finden werde, das übertreffen könnte, was ich schon gefunden habe. Du aber bist immer in Erwartung und suchst beständig. Käme der Tod zu dir, so wärest du trotz all deines Mannesmuten und deines Trübfinns doch recht befremdet, daß du die Welt schon verlassen sollst. Ich dagegen würde ihn einfach als eine Notwendigkeit hinnehmen und wäre befriedigt, mir sagen zu können, daß die Erde keine Frucht zu bieten hat, die ich nicht genossen hätte. Es eilt mir nicht, ich will aber den letzten Augenblick auch nicht hinauschieben; ich will nur bis zum Ende Freude haben. Die Stoiker sind meiner Meinung nach Narren, aber ihre Lehre stählt doch wenigstens die Menschen, während das Christentum nur Trübfinn und Traurigkeit in die Welt bringt. Aber Leute, deren Wahrzeichen das Kreuz ist, können gar nicht anders sein. Höre, Griechenland war schön und hat die Weltweisheit hervorgebracht; wir haben eine Weltmacht geschaffen. Aber was kann diese Religion hervorbringen? Wenn du es weißt, so teile es mir mit, denn beim Pollur, ich kann es mir nicht vorstellen.“

Vinicius zuckte die Achseln. „Man könnte meinen, du hättest Angst, ich könnte Christ werden,“ sagte er.

„Ich fürchte, du hast dir dein Leben zerstört. Wenn du kein Grieche sein kannst, sei ein Römer, herrsche und genieße. Selbst unsere Tollheiten haben einen Sinn, weil dieser Gedanke darin steckt. Ich verachte den Kottkopf, weil er die Griechen nachäfft. Wenn er darauf hielte, ein Römer zu sein, würde ich ihm mit seinen schlimmsten Tollheiten recht geben. Versprich mir, wenn du wieder einem Christen begegnest, ihm die Zunge herauszustrecken; sollte es zufällig der Arzt Glaukus sein, so wird er sich nicht einmal darüber wundern. Lebe wohl, bis wir uns auf dem Reich des Agrippa wiedersehen.“

NEUNTES KAPITEL



Die Haine um den Reich des Agrippa waren von Prätorianern umstellt, damit die Zuschauermenge Nero und seinen Gästen nicht lästig werde. Wer sich in Rom durch Wis, Geist oder Schönheit auszeichnete, drängte sich zu diesem Fest. Etwas Ähnliches war noch niemals dagewesen; Tigellinus wollte Nero schadlos halten, daß er die Reise nach Griechenland aufgegeben hatte, und ein Fest geben, wie noch nie eines gesehen worden war, und damit beweisen, daß niemand ihn so herrlich zu unterhalten verstände wie er.

Diesem Zweck entsprechend, hatte er seine Vorbereitungen getroffen und

aus den entferntesten Theilen der Welt Tiere, Vögel, seltene Fische und Pflanzen kommen lassen, dazu Geräte und Gewebe aller Art. Die Einkünfte ganzer Provinzen wurden für die verrücktesten Einfälle verschwendet; der allmächtige Günstling fühlte sich in nichts gehemmt. Sein Einfluß wurde jeden Tag größer. Nicht als ob Tigellinus dem Cäsar lieber gewesen wäre als ein anderer, aber er war ihm unentbehrlich geworden. Petronius übertraf ihn weit an Bildung, Verstand und Geist, und ein Gespräch mit ihm war Nero weit unterhaltender als eines mit Tigellinus. Aber unglücklicherweise war Petronius auch dem Cäsar weit überlegen und erweckte des Tyrannen Eifersucht. Er gab sich nicht in allem und jedem zu einem gefügigen Werkzeug her. Handelte es sich um Sachen des guten Geschmacks, so fürchtete Nero sein Urtheil, während ihm Tigellinus keinerlei Zwang auferlegte. Schon allein der Beiname arbiter elegantiarum, Hüter des guten Geschmacks, der Petronius beigelegt wurde, verletzete die Eigenliebe des Nero, denn wer anders als er selbst war würdig, ihn zu führen? Tigellinus war einsichtig genug, seine Grenzen zu kennen. Da er sich mit Petronius, Lucan und andern in Abstammung, Wissen und Begabung nicht messen konnte, beschloß er, sie auszustechen durch Willkürigkeit jeder Art und Entfaltung einer Pracht, die selbst Nero blenden sollte.

Für das Festmahl selbst ließ er aus vergoldeten Balken ein Riesenschloß bauen, dessen Ränder mit prächtigen Muscheln aus dem Roten Meer und dem Indischen Ozean verziert waren, die in allen Regenbogenfarben schimmerten. Rings herum zogen sich Gruppen von Palmen und Rosensträuchern in voller Blüte. Dazwischen sandten Springbrunnen Wohlgerüche in die Luft und standen Götterbilder und goldene und silberne Käfige mit Vögeln in den buntesten Farben. Die Mitte des Schloßes war von einem Sonnensegel aus syrischem Purpur überdeckt, das auf silbernen Säulen ruhte. Auf den Tischen darunter glänzte es wie lauter kleine Sonnen von Kristall und Gläsern aus Alexandria, Gefäße von unschätzbarem Wert, Beutestücke, die in Italien, Griechenland und Kleinasien zusammengeraubt worden waren. Das Schloß, das wie eine Garteninsel ausah, war mit goldenen und purpurnen Seilen mit Nachen in der Form von Fischen, Schwänen und Möwen verbunden, in denen an den buntbemalten Rudern ausgesucht schöne nackte Männer und Frauen saßen, die Haare nach morgenländischem Geschmack geordnet oder in goldene Netze gefaßt.

Als Nero mit Poppäa und seinen Prätorianern angekommen war und unter dem Sonnensegel Platz genommen hatte, schlugen die Ruder ins Wasser, die Boote bewegten sich, die goldenen Seile wurden straff, und das Schloß mit den Festteilnehmern beschrieb Kreise auf dem Teich. Um das Hauptschloß schwärmten kleinere Schiffe und Boote mit Harfen- und Zithers-

spielerinnen, deren rosige Körper sich von der Bläue des Himmels und des Wassers wie schöne Blumen abhoben.

Aus den Wäldchen am Ufer, in denen für diesen Tag allerlei phantastische Lauben, Zelte und Lusthäuschen errichtet worden waren, erscholl Musik und Gesang. Selbst Nero, der Poppäa an der einen und Pythagoras an der andern Seite neben sich hatte, war überrascht; ihm gefiel dieses schwimmende Fest, weil es etwas Neues war. Außerdem wurden köstliche, noch nie dagewesene Gerichte aufgetragen und eine unendliche Menge verschiedener Weine dazu angeboten, die in Bergschnee gekühlt waren.

Unter den überhängenden Zweigen des Ufers hervor schossen neue Boote, in Gestalt geflügelter Insekten. Der blaue Wasserspiegel schien mit Blumen und Schmetterlingen bestreut zu sein. Über den Booten flatterten an goldenen und blauen Schnüren Lauben und Vögel aus Indien und Afrika. Es war Anfang Mai, und die Sonne, die sich allmählich zum Untergang neigte, schien warm, ja sogar heiß. Kein Lüftchen regte sich. Das Floß fuhr immer im Kreise herum, und die Festteilnehmer darauf wurden immer betrunkenener und lärmender.

Ehe das Mahl halb zu Ende war, hatte sich die Ordnung, in der man sich zu Tisch gesetzt hatte, vollständig gelöst. Nero selbst hatte dazu das Beispiel gegeben. Er war von seinem Lager aufgestanden und hatte Vinicius befohlen, ihm seinen Platz neben der Vestalin Rubria abzutreten. Nachdem er sich neben ihr ausgestreckt hatte, fing er an, mit ihr zu flüstern. Gleich darauf befand sich Vinicius neben Poppäa, die ihm den Arm entgegenstreckte und ihn bat, ihre Schulerspange, die sich gelöst hatte, wieder zu schließen. Als ihm bei dieser Beschäftigung die Finger etwas zitterten, schob sie ihm unter den Lidern hervor einen gewollt verschämten Blick zu und schüttelte dabei den Kopf, als wolle sie einen Gedanken verschweigen.

Die Sonnenscheibe wurde größer und röter und verschwand endlich hinter den Wipfeln der Bäume. Die meisten Gäste waren jetzt vollständig betrunken und schrien und lärmten. Unter den Bäumen wurden vermummte Gestalten sichtbar, die Satyrn darstellten und auf der Flöte oder der Rohrpfife bliesen oder die Trommel schlugen. Sie wurden umringt von Mädchengestalten, die Nymphen, Dryaden und Hamadryaden darstellten. Die Dunkelheit senkte sich hernieder und widerhallte vom Geschrei der Betrunkenen unter dem Zelte; das sollte ein Loblied zu Ehren der Luna sein. Mit einem Male waren die Haine am Ufer und die darin errichteten Lauben, Zelte und Lusthäuschen von Tausenden von Lampen erhellt. Unter den Eingängen standen Frauen und Töchter der vornehmsten Familien Roms und winkten den Gästen, zu ihnen hereinzukommen.

Das Floß stieß ans Ufer, und der Cäsar und die Prätorianer verschwanden

den in den Wäldchen und in den Lauben und Zelten und künstlichen Grotten, die überall verstreut standen.

Wilder Taumel hatte alle ergriffen. Niemand wußte, wohin der Cäsar verschwunden war, niemand wußte mehr, wer der andere sei. Die Satyrn liefen hinter den Nymphen her und zerschlugen mit ihren Thyrsusstäben die Lampen, so daß an vielen Stellen wieder Dunkelheit herrschte. Überall ertönte Gelächter, Geschrei und leises Geflüster.

Viniccius war nicht so betrunken, wie bei jenem Feste, wo Ligia anwesend gewesen war, aber was um ihn her vorging, erregte auch seine Sinne fieberhaft. Wie die andern lief er in die Wäldchen hinein, und suchte die schönste Dryade ausfindig zu machen und zu erfassen. Mit einem Male erblickte er eine Schar von Mädchen, geführt von einer, die als Diana gekleidet war; er lief auf sie zu, um die Göttin näher zu betrachten. Und nun stockte ihm das Herz in der Brust: er meinte in dieser Göttin mit dem Halbmond auf dem Kopf Ligia zu erkennen.

Die Gruppe umtanzte ihn in wildem Reigen; plötzlich flohen sie davon wie eine Schar Antilopen in einer Weise, als ob sie ihn auffordern wollten, ihnen zu folgen. Wie angewurzelt blieb er stehen, und sein Herz klopfte in harten Schlägen. Die Diana war nicht Ligia; in der Nähe gesehen, glich sie ihr nicht einmal. Aber das Entsetzen, das ihm ihr vermeintlicher Anblick eingeflüßt hatte, erschöpfte ihn vollständig. Und nun überkam ihn eine so tiefe Sehnsucht nach Ligia, wie er sie noch niemals empfunden hatte. Nie war sie ihm so teuer, so rein erschienen, nie hatte er sie so heiß geliebt wie inmitten dieser Tollheit. Noch den Augenblick zuvor war er bereit gewesen, sich selbst in diese wilden Freuden zu stürzen; jetzt aber erfaßte ihn Ekel und Abscheu. Er wollte fliehen; aber noch ehe er eine Bewegung machen konnte, stand eine verschleierte Gestalt vor ihm, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Ich liebe dich! Komm mit mir!“

Viniccius fuhr auf wie aus einem Traum. „Wer bist du?“ fragte er.

Sie lehnte sich an seine Brust und wiederholte: „Schnell! Wir sind allein. Ich liebe dich! Komm!“

„Wer bist du?“

„Kate!“

Durch ihren Schleier hindurch drückte sie ihm einen Kuß auf den Mund, der ihm heiß auf den Lippen brannte und ihn erneut mit Widerwillen erfüllte. Für ihn gab es auf der ganzen Welt nur noch Ligia. Kraftvoll schob er die verschleierte Gestalt zur Seite und rief:

„Wer du auch sein magst, ich liebe eine andere. Ich will dich nicht!“

„Hebe den Schleier!“ flüsterte sie und neigte ihm ihr Haupt entgegen.

In diesem Augenblick rauschte es in dem nahen Myrtengebüsch, und sofort war die verschleierte Gestalt spurlos verschwunden, aber aus der Ferne war noch ein seltsames, unheilverkündendes Lachen zu vernehmen.

Petronius trat aus dem Gebüsch. „Ich habe alles gehört und gesehen,“ sagte er.

„Nur fort von hier!“ rief Vinicius.

Als sie bei ihren Sänften angekommen waren, sagte Petronius: „Ich will mit dir nach Hause gehen.“

Beide stiegen in eine Sänfte ein; aber sie schwiegen, bis sie im Hause des Vinicius angekommen waren. Dann erst fragte Petronius:

„Weißt du, wer das gewesen ist?“

„Kubria?“ fragte Vinicius mit einem Schaudern bei dem bloßen Gedanken, da Kubria doch Vestalin war.

Petronius dämpfte seine Stimme. „Das Feuer der Vesta ist entweiht worden, denn Kubria war bei dem Cäsar. Aber wer mit dir gesprochen hat,“ – er dämpfte seine Stimme noch mehr – „das war die göttliche Augusta.“

„Nero hat nicht vermocht, seine Leidenschaft für Kubria vor ihr zu verbergen,“ fuhr er nach einem nachdenklichen Stillschweigen fort. „Sie kann den Wunsch gehabt haben, sich zu rächen. Ich habe euch absichtlich gestört, denn hättest du sie zurückgewiesen, nachdem du sie erkannt hättest, so hätte keine Macht der Welt dich und Livia und vielleicht auch mich gerettet.“

Vinicius geriet ganz außer sich. „Jetzt habe ich genug von Rom, von diesem Cäsar, von dieser Augusta, von diesen Festen, diesem Tigellinus und euch allen miteinander!“ rief er. „Ich erstick! So kann ich nicht weiterleben, verstehst du, ich kann nicht!“

„Du verlierst den Kopf, Vinicius.“

„Aber ich liebe nur sie allein!“

„Nun, was weiter?“

„Nur dies: Ich will keine andre Liebe, ich will nichts von eurem Leben, von euern Festen, von euern Lastern und Verbrechen!“

„Was sichts dich an? Bist du ein Christ?“

Der junge Mann schlug die Hände vors Gesicht und rief in Verzweiflung:

„Noch nicht, noch nicht!“

ZEHNTES KAPITEL



Äußerst zornig ging Petronius nach Hause; ihm war schlimm zumute. Er erkannte, daß er und Vinicius sich nicht mehr verstanden, daß er seinen großen Einfluß auf den Sohn seiner Schwester verloren hatte, seit dieser mit jenen unbegreiflichen Christen in Berührung gekommen war. Er fühlte sich unzufrieden und sogar ängstlich, wenn er an die Ereignisse dieser

Nacht dachte.

„Sollte es nicht nur eine vorübergehende Laune, sondern eine bleibende Leidenschaft bei der Augusta gewesen sein, dann sind zwei Dinge möglich,“ dachte er. „Entweder Vinicius gibt nach, und dann findet er wahrscheinlich durch irgend einen unvorhergesehenen Zufall seinen Untergang oder, was wahrscheinlicher ist, er widersteht, und dann ist er unbedingt verloren, und ich als sein Verwandter vielleicht mit ihm. Die Augusta wird ihre Wut an der ganzen Familie auslassen und mit ihrem vollen Einfluß auf die Seite des Tigellinus treten. Beides ist gleich unangenehm.“

Petronius war ein mutiger Mann und kannte keine Todesfurcht; da er aber nach dem Tode nichts mehr erwartete, so wünschte er ihn auch nicht herbei. Nach langem Nachdenken entschloß er sich, das beste wäre, wenn Vinicius von Rom fort auf Reisen ginge. Wie gerne hätte er ihm Ligia als Reisebegleiterin mitgegeben! Aber er hoffte, ihn überreden zu können, auch allein zu gehen. Auf dem Palatin wollte er das Gerücht austreuen, Vinicius sei krank; das konnte sie beide retten. Die Augusta mochte sehr leicht glauben, Vinicius habe sie nicht erkannt, dann war wenigstens ihre Eitelkeit nicht hoffnungslos verletzt. Aber durch irgend einen Zufall konnten ihr einmal die Augen geöffnet werden. Das war eine große Gefahr.

Vor allen Dingen wollte Petronius Zeit gewinnen. Er sah voraus, daß Tigellinus, der nichts von Kunst verstand, auf die zweite Stelle herabsinken müsse, sobald der Cäsar nach Achaja ging. In Griechenland war Petronius sicher, über alle seine Nebenbuhler obzusegen.

Er beschloß, Vinicius im Auge zu behalten und ihn zu der Reise zu überreden. Einige Tage überlegte er sich auch einen Plan, vom Cäsar ein Edikt zu erlangen, das die Christen aus Rom verbannte. Dann würde Ligia mit den andern Christen abreisen und Vinicius ihr ohne weitere Überredung sofort nachfolgen. Das Ding war durchaus nicht unmöglich. Es war noch gar nicht lange her, daß die Juden Unruhen gegen die Christen erregt hatten, und Claudius, der keinen Unterschied zwischen ihnen kannte, hatte alle

Juden ausgewiesen. Warum sollte Nero nicht die Christen ausweisen? Dann wäre Rom nicht mehr so überbevölkert.

Nero war leicht zu etwas zu überreden, was einem andern Schaden brachte oder ihn ganz vernichtete. Petronius überlegte sich, er wolle ein Fest in seinem eigenen Hause geben, dabei vom Cäsar das Edikt erlangen, und er hielt es gar nicht für unmöglich, daß ihm selbst dabei auch dessen Ausführung übertragen würde. Dann wollte er Ligia mit aller Rücksicht, die ihr als der Geliebten des Vinicius gebührte, aus Rom entfernen. Möchten die beiden dann nach Bajas gehen, wenn es ihnen so gefiel, und ihrer Liebe und dem Christentum leben, so viel sie wollten.

Petronius besuchte seinen Neffen häufig, denn trotz seiner römischen Selbstsucht gewann die Liebe zu Vinicius doch immer wieder bei ihm die Oberhand, und außerdem hoffte er, seinen Neffen zu der Abreise zu überreden. Dieser stellte sich krank und ließ sich niemals auf dem Palatin blicken. Dort vernahm Petronius eines Tages aus Neros eigenem Munde, daß dieser in drei Tagen nach Antium abreise. Am andern Morgen wollte er diese Neuigkeit Vinicius mitteilen, dieser hatte sie aber bereits erfahren. Ein Freigelassener hatte ihm eine Liste mit den Namen der von Nero zu der Reise Eingeladenen gebracht.

„Mein Name steht darauf und deiner auch,“ sagte er zu Petronius. „Du wirst dieselbe Liste vorfinden, wenn du nach Hause kommst.“

„Stünde mein Name nicht mit auf der Liste der Gäste, so wäre das so gut wie ein Todesurteil,“ meinte Petronius. „Ich erwarte aber etwas Derartiges vor der Reise nach Achaja nicht. Dort bin ich Nero allzu unentbehrlich.“

Er sah die Liste durch. „Das ist keine Einladung, das ist ein Befehl,“ sagte er.

„Und wenn jemand diesem Befehl nicht gehorchte?“

„Der bekäme eine Aufforderung zu einer noch ganz andern Reise, von der noch nie jemand zurückgekehrt ist. Schade, daß du nicht meinen Rat befolgt und Rom bei Zeit verlassen hast. Jetzt hilft nichts mehr, du mußt mit nach Antium.“

„Ich muß! Da siehst du, was wir für Sklaven sind.“

„Merkst du das heute erst?“

„Nein. Aber du hast gegen das Christentum eingewendet, daß es das Leben in Fesseln schlage. Wenn wir nur keine härteren Fesseln trügen! Wir leben alle im Schatten des Todes, und jeden Augenblick verschwindet jemand für immer in diesem Schatten.“

„Soll ich dir alle aufzählen, die mit ein wenig gesundem Menschenverstand trotz Tiberius, Caligula, Claudius und Nero achtundneunzig Jahre

alt geworden sind! Nimm nur den Domitius Afer; er ist ganz unangefochten ein alter Mann geworden, obgleich er seiner Lebtag ein Schuft und Be-träger gewesen ist."

"Vielleicht gerade deshalb," meinte Vinicius.

"Auf dem Palatin habe ich ausgegeben, du seiest krank und könntest dein Haus nicht verlassen. Dennoch steht dein Name auf der Liste. Also glaubt mir jemand nicht, und dies ist absichtlich geschehen. Nero bist du nicht wichtig, denn du bist nur ein Soldat, mit dem er höchstens einmal über die Rennen plaudern kann. Also hat Poppäa deinen Namen auf die Liste gesetzt, und das bedeutet, daß ihre Leidenschaft für dich nicht nur eine Laune des Augenblicks gewesen ist, sondern daß sie dich ernstlich gewinnen will. Jetzt nimm den Rest von Verstand zusammen, den dir die Christen noch gelassen haben. Wie kannst du denn noch schwanken, wenn du nur die Wahl hast zwischen möglichem und sicherem Untergang! Was kann dir denn Poppäas Neigung schaden, und hindert sie dich vielleicht, Ligia ruhig weiterzulieben? Du darfst auch nicht vergessen, daß Poppäa diese auf dem Palatin gesehen hat. Viel-leicht errät sie recht schnell, wer die andere ist, die du liebst, wie du ihr ge-sagt hast, und wegen der du solch große Gunstbezeugung ablehnst. Dann wird sie Ligia ans Licht ziehen, und wenn diese in der Erde Tiefen versteckt wäre, und wird nicht nur dich, sondern auch Ligia vernichten. Verstehst du?"

Vinicius hörte zerstreut zu, als ob seine Gedanken ganz wo anders wären.

"Ich muß sie sprechen," sagte er endlich.

"Wen? Ligia?"

"Ja."

"Weißt du denn, wo sie ist?"

"Nein. Aber ich muß sie sprechen."

"Na ja, wenn sie auch eine Christin ist, so hat sie vielleicht doch mehr Verstand als du. Vielleicht ist sie vernünftig genug, nicht deinen Untergang zu wünschen."

Vinicius suchte die Achseln. „Sie hat mich aus den Händen des Ursus gerettet."

"Dann becile dich, sie zu finden, denn der Rotkopf verschiebt seine Reise nicht, und Todesurteile kann er auch in Antium erlassen."

Vinicius hörte gar nicht zu; er war ganz von dem einzigen Gedanken hingenommen, wie er eine Unterredung mit Ligia bewerkstelligen könnte. Er überlegte hin und her.

Am nächsten Tage trat ein Ereignis ein, wodurch plötzlich alle Hindernisse beseitigt zu sein schienen. Ganz unerwartet erschien Chilon bei ihm, elend und abgerissen und fast verhungert. Aber da die Diener Befehl hatten, ihn jederzeit bei Tag und Nacht vorzulassen, hatten sie nicht gewagt, ihn abzu-

weisen. Er begab sich sofort ins Atrium und begrüßte Vinicius mit den Worten:

„Mögen die Götter dir Unsterblichkeit verleihen und ihre Herrschaft der Welt mit dir teilen!“

Der erste Gedanke des Vinicius war, den Griechen vor die Tür werfen zu lassen; dann fiel ihm ein, er könnte vielleicht etwas von Ligia wissen, und dieser Gedanke wurde über seinen Widerwillen Herr.

„Du bist es?“ sagte er. „Wie geht es dir?“

„Sehr schlecht, o du Sohn des Jupiter. Tugend ist eine Ware, die heute niemand mehr schätzt. Herr, für das, was du mir geschenkt hast, habe ich mir Bücher gekauft, und der Sklave, der meine Weisheit niederschreiben sollte, ist mit dem Rest dessen, was deine Großmut mir gegeben hat, entflohen. Ich bin aller Mittel beraubt, aber ich dachte, an wen sollte ich mich wenden, als an dich, o Serapis, den ich liebe und verehere und für den ich mein Leben gewagt habe.“

„Warum bist du gekommen und was bringst du?“

„Ich bin gekommen, Hilfe zu suchen, und ich bringe dir mein Elend, meine Tränen, meine Liebe und das, was ich aus Liebe zu dir erkundet habe.“

Er hielt plötzlich inne, denn Vinicius schaute ihn wütend an. Dann fuhr er rasch fort, um den aufsteigenden Sturm zu beschwichtigen: „Ich weiß, wo die göttliche Ligia wohnt. Ich kann dir die Gasse und das Haus zeigen.“

Vinicius unterdrückte die Aufregung, in die ihn diese Nachricht versetzte.

„Wo ist sie?“ fragte er.

„Bei Linus, dem Ältesten der christlichen Priester. Auch Ursus ist bei ihm. Nachts arbeitet er immer noch bei dem Müller Demas. Wenn du nach Anbruch der Dunkelheit das Haus umstellst, ist er nicht da. Linus ist alt, und außer ihm sind nur noch zwei ältere Frauen im Hause.“

„Woher weißt du dies alles?“

„Du erinnerst dich, Herr, daß die Christen mich in ihrer Gewalt hatten und daß sie mich schonten. Glaukus irrt sich ja, wenn er meint, daß ich die Ursache seines Unglücks sei, aber er glaubt es nun einmal, und dennoch hat er mich verschont. Sollte ich meine Freunde und Wohlthäter im Stich lassen? Ich hielt es für Pflicht der Dankbarkeit, herauszubringen, wo und wie sie leben und wie es ihnen geht. Herr, das Haus steht ganz abgesondert; deine Sklaven können es so umstellen, daß keine Maus daraus entweichen kann. Es kommt nur auf dich an, ob diese hohe Königstochter schon die nächste Nacht in deinem Hause zubringt. Wenn das der Fall ist, so denke daran, daß es der arme und hungrige Sohn meines Vaters ist, dem du dies Glück verdankst.“

Heiß stieg dem jungen Mann das Blut zu Kopfe, und die Versuchung

brachte noch einmal sein ganzes Wesen in Aufruhr. Ja, so ginge es, diesmal war die Sache sicher. War Ligia einmal in seinem Hause, wer wollte sie ihm wieder nehmen? Ihr Glaube hielt sicherlich nicht stand gegen seine Leidenschaft und die Freuden, die er ihr bieten wollte; sie würde sich ihm ergeben. Heute war der Tag aller Tage! Er brauchte nur Chilon dazubehalten und bei anbrechender Nacht seine Befehle zu geben. Dann folgte Freude ohne Ende.

Allerdings hatte er geschworen, keine Hand mehr wider sie zu erheben, aber bei wem hatte er geschworen? Nicht bei den Göttern, an die er nicht mehr, und nicht bei Christus, an den er noch nicht glaubte. Und übrigens, wenn sie meinte, es sei ihr Unrecht geschehen, so konnte er sie ja nachträglich zu seiner rechtmäßigen Gattin und damit das Unrecht wieder gut machen. Ja, das war er ihr eigentlich schuldig, denn er verdankte ihr doch sein Leben.

Aber dann war ihm wieder ganz klar, daß es ihm nicht genügen würde, sie in seinem Hause zu haben und sie mit Gewalt in seine Arme zu schließen. Er wollte mehr, ihre Einwilligung, ihre Liebe, ihre Seele. Ja, dann wäre ihrer beider Glück unermesslich wie das Meer. Ihr Gewalt anzutun, hiesse dieses Glück auf immer vernichten und beflecken, und in den Staub ziehen, was er auf der Welt am meisten liebte.

Entsetzen faßte ihn bei diesem bloßen Gedanken. In einem Anfall unaussprechlichen Widerwillens hätte er seinen früheren Helfershelfer, der ihn anstarrte und sich ängstlich unter seinen Lumpen kraste, am liebsten mit dem Fuß zertreten wie ein giftiges Gewürm. In einem Augenblick faßte er seinen Entschluß, und maßlos, wie er in allem war, rief er: „Ich werde nicht tun, was du mir räthst. Damit du aber nicht ohne die dir gebührende Belohnung gehen mußt, will ich Befehl geben, dir dreihundert Rutenstreichs zu erteilen.“

Chilon wurde totenbläß und warf sich auf die Knie. Mit gebrochener Stimme stöhnte er: „Warum, o König von Persien, warum? Pyramide der Barmherzigkeit, Koloss der Menschenliebe! Warum? Ich bin alt, elend und verhungert. Ich habe dir einen Dienst geleistet. Ist das mein Lohn dafür?“

„Das ist der Lohn, den du den Christen geben würdest!“ rief Vinicius.

Er ließ einen Slavenaufseher kommen. Chilon kroch vor ihm auf dem Boden, umschlang krampfhaft seine Füße und schrie: „Ich bin alt! Fünfzig, nicht dreihundert! Fünfzig sind genug. Hundert, nicht dreihundert! Gnade, Gnade!“

Vinicius stieß ihn mit dem Fuße von sich und gab den Befehl. Im nächsten Augenblick wurde Chilon von zwei kräftigen Sklaven, die hinter dem Aufseher zum Vorschein kamen, erfaßt und davongeschleppt.

„Um Christi willen!“ schrie der Grieche, als sie den Gang erreichten.

Vinicius blieb allein und suchte seine Gedanken zu ordnen. Der Sieg, den er über sich selbst errungen hatte, erhob ihn innerlich, und er meinte, Ligia bedeutend näher gekommen zu sein. Eine große Belohnung mußte darauf folgen. Im ersten Augenblick kam ihm keineswegs zum Bewußtsein, welch gewaltiges Unrecht er Chilon dadurch zufügte, daß er ihn peitschen ließ für etwas, wofür er ihn sonst belohnt hatte. Aber er war zu sehr Römer, um Mitleid mit den Schmerzen eines andern zu fühlen oder sich darum zu kümmern, was aus einem armseligen Griechen wurde. Hätte er überhaupt einen Gedanken daran verschwendet, so würde er gedacht haben, dem Nichtswürdigen sei ganz recht geschehen. Aber er dachte nur an Ligia. Er stellte sich vor, wie er zu ihr sagte: „Ich will dir nicht Gutes mit Bösem vergelten. Wenn du hörst, was ich diesem Manne getan habe, der mich überreden wollte, die Hand wider dich zu erheben, so wirst du mir dankbar sein.“ Dann aber fragte er sich, ob Ligia diese Behandlung des Griechen wohl wirklich billigen würde? Nein, ihr Glaube verlangte Vergebung. Nein, die Christen hatten diesem Schufte vergeben, obgleich sie mehr Ursache gehabt hatten, sich zu rächen. „Um Christi willen!“ tönte es durch seine Seele, und er beschloß, dem Griechen den Rest der Strafe zu schenken.

Eben wollte er den Slavenauffeher rufen, als dieser vor ihn trat. „Herr!“ sagte er, „der alte Mann ist ohnmächtig oder vielleicht auch tot. Soll ich ihn noch weiter peitschen lassen?“

„Bring ihn wieder zu sich und dann schaff ihn her zu mir.“

Der Aufseher verschwand, aber es mußte keine leichte Aufgabe sein, den Griechen wieder zum Bewußtsein zu bringen, und Vinicius mußte lange warten. Schon verzehrte ihn die Ungeduld, als die Sklaven Chilon hereinführten und sich auf ein gegebenes Zeichen wieder zurückzogen.

Chilon war totenbläß, aber bei Bewußtsein. Das Blut rieselte an seinen Beinen herab auf das Mosaik des Fußbodens. Er warf sich auf die Knie und streckte flehend die Hände aus. „Dank sei dir, Herr!“ rief er. „Du bist groß und barmherzig!“

„Du Hund! Wisse, um Christi willen habe ich dir vergeben, dem auch ich einmal mein Leben verdankte.“

„Herr ich will ihm dienen und dir.“

„Sei still und höre zu. Steh auf! Du sollst mich in das Haus führen, worin Ligia wohnt.“

Chilon erhob sich, aber er stand kaum auf den Füßen, als er noch blasser wurde, und er stöhnte mit gebrochener Stimme: „Herr, ich bin wirklich sehr hungrig. Ich wollte gerne gehen, aber ich bin zu schwach dazu. Gib mir nur die Reste aus deiner Hundeschüssel, dann will ich gehen.“

Vinicius befahl, man solle ihm Essen bringen und ihm einen Mantel

und ein Goldstück geben. Aber Chilon, der vom Hunger und den Rutenschlägen wirklich sehr geschwächt war, vermochte auch nach dieser Mahlzeit noch nicht zu gehen, und zitterte vor Entsetzen, Vinicius konnte diese Schwäche für Widerselblichkeit halten und ihn noch einmal peitschen lassen.

„Gib mir Wein, um mich zu wärmen,“ rief er mit klappernden Zähnen. „Dann laufe ich bis nach Griechenland.“

Nach einer Weile hatte er wirklich wieder einige Kräfte gesammelt, und er und Vinicius gingen zusammen fort.

Der Weg war weit, denn Linus wohnte wie die meisten Christen in der Fibervorstadt, nicht weit von Mirjams Hause. Endlich deutete Chilon auf ein kleines alleinstehendes Haus, das ganz mit Efeu überwachsen war, und sagte: „Dies ist das Haus, Herr.“

„Gut,“ erwiderte Vinicius. „Jetzt geh deines Weges, aber zuvor höre, was ich dir sagen will. Vergiß, daß du mir je gedient hast. Vergiß auch, wo Mirjam, Petrus und Glaukus wohnen. Vergiß dieses Haus, vergiß überhaupt alle Christen. Jeden Monat darfst du in mein Haus kommen, und der Freigelassene Demas wird dir zwei Goldstücke reichen. Aber wenn du den Christen noch einmal nachspürst, lasse ich dich zu Tode peitschen.“

Chilon verbeugte sich tief und sagte: „Ich werde alles vergessen.“

Aber als Vinicius hinter der nächsten Straßenecke verschwunden war, streckte er drohend die Hände aus und rief: „Bei Ate und den Furien, ich werde nichts vergessen!“ — Und dann sank er wieder in sich zusammen.

ELFTES KAPITEL



inicius ging geradewegs zum Hause der Mirjam. An der Haustür traf er Mirjams Sohn Nazarius, der ihn erstaunt anstarrte. Vinicius grüßte ihn freundlich und bat, er solle ihn ins Haus zu seiner Mutter führen.

Drinne fand er außer Mirjam Petrus, Paulus, Crispus und Glaukus. Paulus war erst kürzlich von Fregellä zurückgekehrt. Alle waren sehr erstaunt, den jungen Tribun zu sehen.

„Ich grüße euch im Namen Christi, den ihr verehrt,“ sagte dieser.

„Gelobt sei sein Name immer und ewiglich,“ lautete die Antwort.

„Ich habe eure Tugenden erkannt, und ihr habt mir Güte erwiesen, darum komme ich als Freund.“

„Und wir grüßen dich als unsern Freund,“ erwiderte Petrus. „Setze dich, Herr, und nimm als Gast an unserem Mahle teil.“

„Ich will mich setzen und mit euch essen. Aber zuerst hört mich an, Petrus und Paulus, damit ihr mir vertraut. Ich weiß, wo Ligia ist, und ich komme soeben vom Hause des Linus her. Der Kaiser hat mir ein Recht auf sie gegeben, und ich könnte das Haus umstellen lassen und sie mitnehmen. Aber ich habe es nicht getan und werde es auch nicht tun.“

„Der Segen des Herrn sei mit dir und läutere dein Herz.“

„Ich danke dir, aber hört mich weiter an. Ich habe es nicht getan, obgleich ich in qualvoller Sehnsucht lebe. Ehe ich unter euch gewesen war, hätte ich sie sicherlich entführt und mit Gewalt zurückgehalten. Aber euer Glaube, ob ich mich auch nicht zu ihm bekenne, hat eine große Umänderung in meiner Seele bewirkt, so daß ich nicht mehr wage, Gewalt zu gebrauchen. Ich begreife mich selbst nicht, aber es ist so. Und darum komme ich zu euch, die ihr Vater- und Mutterstelle an Ligia vertreten, und sage: „Gebt mir Ligia zur Frau, und ich schwöre, daß ich ihr nicht nur gestatten werde, Christus zu bekennen, sondern daß ich mich selbst in seiner Lehre unterrichten lassen will.“

Er hielt den Kopf aufrecht und sprach mit fester Stimme, obgleich er sehr bewegt war. Als er das Schweigen bemerkte, das seinen Worten folgte, sprach er weiter, als befürchte er eine Abweisung.

„Ich kenne die Hindernisse sehr wohl, aber ich liebe Ligia wie meinen Augapfel, Ihr könntet mir sagen: ‚Laß dich taufen!‘ Ich aber sage euch: ‚Erleuchtet mich!‘ Ich glaube an Christi Auferstehung, denn glaubwürdige Zeugen haben sie mir bestätigt, die ihn nach seinem Tode gesehen haben. Ich glaube, denn ich habe es selbst gesehen, daß eure Religion Tugend, Gerechtigkeit und Menschenliebe lehrt und keines der Verbrechen, die euch nachgesagt werden. Als Ganzes verstehe ich sie aber immer noch nicht. Seit ich mit euch in Berührung gekommen bin, habe ich meine ganze Natur verändert. Früher herrschte ich über meine Diener mit eiserner Strenge und kannte kein Mitleid; jetzt kenne ich es. Ich liebte das Vergnügen, und neulich lief ich ihm davon, weil es mich mit Abscheu erfüllte. Ich kenne mich selbst nicht mehr. Wenn ich denke, daß Ligia so rein wie Schnee ist durch euern Glauben, so liebe ich ihn und möchte ihn teilen. Aber da ich ihn nicht ganz verstehe, so weiß ich nicht, ob meine Natur ihn wirklich ertragen könnte, und ich lebe in Qual und Unsicherheit.“

Schmerzlich zog sich seine Stirne zusammen, und seine Wangen fingen an zu glühen. Erregt fuhr er fort: „Wohin zielt ihr? Ist es Sünde, zu lieben, ist es Sünde, sich des Lebens zu freuen, ist es Sünde, nach Glück zu verlangen? Seid ihr Feinde des Lebens? Muß ein Christ elend sein? Müßte ich auf Ligia verzichten? Verschleucht die Finsternis, die mich umgibt, und gebt mir Auskunft. Jemand hat zu mir gesagt: ‚Griechenland

hat die Schönheit und die Weltweisheit hervorgebracht, wir die Welt-herrschaft; aber was werden die Christen hervorbringen? Sagt ihr mir das. Wenn ihr Licht habt, so laßt es mir leuchten, damit ich sehe."

"Wir bringen die Menschenliebe," sagte Petrus. Dann streckte er Vini-cius seine Hand entgegen. „Wer anklopft, dem wird aufgetan," fuhr er fort. „Die Gnade des Herrn ist über dir, über deiner Seele und über deiner Liebe."

Und nun geschah etwas Seltsames. Vinicius sprang auf, und dieser Nachkomme der Quiriten, der bis jetzt einen Nichtrömer überhaupt nicht als Menschen anerkannt hatte, ergriff die Hand des alten Galiläers und drückte sie an seine Lippen, und mit strahlendem Gesicht rief er aus:

"Ich sehe, daß es auch unter euch Glück gibt, denn ich bin glücklich! Und ich weiß, daß ihr mich auch in allen andern Dingen zu überzeugen vermögt. In Rom kann das nicht geschehen. Der Cäsar geht nach Antium, und ich habe Befehl, ihn zu begleiten. Dies abzulehnen, wäre der gewisse Tod. Aber wenn ich Gnade in euern Augen gefunden habe, dann geht mit mir und lehrt mich euern Glauben. Ihr werdet dort weniger in Gefahr sein als ich. Wo so viele Menschen zusammenströmen, habt ihr Gelegenheit, vielen die Wahrheit zu verkünden. Glaukus hat mir gesagt, daß ihr um einer einzigen Seele willen bis ans Ende der Welt zu reisen bereit seid. Ver-laszt meine Seele nicht!"

Als sie dies hörten, traten sie zu einer Beratung zusammen. Mit Freu-den dachten sie an den Sieg ihres Glaubens und an die Wichtigkeit der Bekehrung eines Augustianers, eines Angehörigen einer der ältesten Fami-lien Roms. Eine Ablehnung kam überhaupt nicht in Frage, allein Petrus konnte nicht abkommen. Paulus dagegen, der im Begriffe stand, wieder eine lange Reise ins Morgenland anzutreten, um die Gemeinden dort zu besuchen und mit neuem Eifer zu erfüllen, erklärte sich bereit, den jungen Tribun nach Antium zu begleiten, wo er leicht ein Schiff nach Griechen-land finden konnte.

Vinicius dankte Paulus herzlich und wandte sich dann an Petrus mit einer letzten Bitte. „Da ich weiß, wo Ligia sich aufhält, könnte ich selbst hingehen und sie fragen, ob sie mich als Ehegemahl will, wenn sich meine Seele Christus zuwendet. Aber ich ziehe es vor, dich zu fragen. Bringe sie her zu mir oder führe mich zu ihr hin. Ich weiß nicht, wie lange ich in Antium bleiben muß, und bedenke du, daß in der Nähe des Cäsars kein Mensch seines Lebens sicher ist. Laß mich sie sehen, ehe ich gehe. Gönnst meinen Augen diese Freude und gestattest mir, sie zu bitten, das Böse zu vergessen, das ich ihr getan habe, und mir beizustehen, ein besseres Leben zu führen."

Freundlich lächelnd sagte Petrus: „Mein Sohn, wer möchte dir eine so berechnigte Freude versagen.“

Wieder beugte sich Vinicius über seine Herde und konnte die Freude nicht unterdrücken, die ihn bewegte. Petrus nahm seinen Kopf zwischen beide Hände und sagte:

„Fürchte dich nicht vor dem Cäsar. Ich sage dir, es wird dir kein Haar auf deinem Haupte gekrümmt werden.“

Dann schickte er Mirjam zu Ligia, verbot ihr aber zu sagen, wen sie finden werde, damit ihre Freude umso größer sei.

Es war nicht weit, und nach kurzer Zeit sahen die im Zimmer Anwesenden, wie Mirjam Ligia an der Hand durch die Myrtensträucher des Gartens geleitete. Vinicius wollte ihr entgegenzueilen, aber bei ihrem Anblick raubte ihm die Freude alle Kraft. Atemlos stand er da mit klopfendem Herzen und vermochte sich kaum aufrecht zu halten.

Völlig ahnungslos trat Ligia ein und blieb wie angewurzelt stehen, als sie ihn erblickte. Sie wurde rot und wieder blaß und schaute erstaunt und ängstlich um sich. Aber sie traf nur auf helle und freundliche Blicke, und Petrus trat zu ihr und fragte: „Ligia, liebst du ihn noch?“

Alles schwieg. Ligias Lippen bebten wie die eines Kindes, das in Tränen ausbrechen will, weil es sich schuldig fühlt und sein Unrecht bekennen muß.

„Antworte!“ sagte der Apostel.

Und demütig mit bebender Stimme flüsterte sie, indem sie vor Petrus niederglitt: „Ja, ich liebe ihn.“

Im selben Augenblick kniete Vinicius neben ihr; Petrus legte ihnen die Hände auf den Kopf und sagte: „Liebet einander in dem Herrn und zu seiner Ehre, denn eure Liebe ist nichts Böses.“

ZWÖLFTES KAPITEL



Die beiden ergingen sich miteinander im Garten, und Vinicius schüttete Ligia sein Herz aus und sprach auch ihr von allem, was er vorhin dem Apostel bekant hatte — von der Kastlosigkeit seines Innern, von seinem Sehnen und der Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Er gestand ihr, daß er, jedoch erfolglos, den Versuch gemacht habe, sie zu vergessen; das kleine Kreuz, das sie ihm hinterlassen und das er auf seinem Hausaltar niedergelegt, habe ihn immer wieder an sie erinnert. Die Liebe sei stärker gewesen als er, sie habe seine ganze Seele in Besitz genom-

men, vom ersten Augenblick an, da er sie im Hause des Aulus erblickte. Selbst seine bösen Thaten hätten ihren Ursprung in seiner Liebe gehabt. Und er segnete den Augenblick, da ihm der Gedanke gekommen war, statt sie mit Gewalt zu entführen, zu den Aposteln zu gehen und sie um Erleuchtung zu bitten und darum, ihn mit Ligia zusammenzuführen. Nun war er an ihrer Seite, und sie floh nicht mehr vor ihm, wie sie aus dem Hause Mirjams geflüchtet war.

„Nicht vor dir bin ich geflohen,“ sagte Ligia.

„Warum hast du mich dann verlassen?“

Sie hob ihre blauen Augen zu ihm auf und neigte dann errötend ihr Köpfchen.

„Du weißt es!“ flüsterte sie.

Vinicius schwieg vor Übermaß des Glücks. Dann suchte er ihr zu erklären, wie ihm allmählich die Augen dafür aufgegangen seien, wie anders sie sei als die andern Römerinnen mit Ausnahme von Pomponia, und wie er in ihr eine neue, seltsame Schönheit erkannt habe, die Schönheit der Seele. Er sagte genug, um sie mit Glück zu erfüllen, denn sie begriff, daß er sie gerade darum liebte, weil sie vor ihm geflohen war, und daß er sie auch an seinem Herde heilig halten werde. Er ergriff endlich ihre Hand und vermochte vor Bewegung nicht weiterzusprechen, nur ihren Namen wiederholte er immer wieder, wie um sich zu vergewissern, daß sie auch wirklich an seiner Seite sei.

Zuletzt fragte er sie nach allem, was in ihrer Seele vorgegangen war, und sie gestand ihm, daß sie ihn vom ersten Sehen an geliebt habe, und daß sie versucht haben würde, den Groll ihrer Pflegeeltern gegen ihn zu mildern, wenn er sie zu diesen vom Palatin aus zurückgebracht hätte.

„Ich schwöre dir, daß ich selbst gar nicht auf den Gedanken gekommen bin, dich dem Aulus wegzunehmen,“ rief Vinicius. „Petronius wird mir bezeugen, daß ich schon damals die Absicht hatte, dich zu meiner Gattin zu machen. Er aber lachte mich aus und veranlaßte den Cäsar, dich als Geißel einzufordern und mir zu übergeben. Oftmals habe ich ihn verwünscht in meinem Schmerz, aber vielleicht ist es so nur gut gewesen, denn sonst hätte ich die Christen nicht kennen gelernt und dich nie recht verstanden.“

„Glaube mir, Marcus, es war Christus selbst, der dich so zu sich gezogen hat,“ sagte Ligia.

Überrascht hob Vinicius den Kopf.

„Es ist wahr,“ sagte er. „Dies alles hat so seltsam ineinander gegriffen, daß ich die Christen fand, als ich dich suchte. Durch die Worte des Apostels im Ostrianum war ich wie vom Donner gerührt. Niemals hatte ich solches gehört. Und du hast für mich gebetet?“

„Ja.“

Sie kamen an den Platz, wo Ursus, nachdem er Kroton getödet hatte, über Vinicius hergefallen war.

„Hier wäre ich verloren gewesen ohne dich,“ sagte der junge Mann.

„Vergiß das alles und trage es Ursus nicht nach.“

„Meinst du, ich wollte mich dafür an ihm rächen, daß er dich verteidigt hat? Wäre er mein Sklave, ich würde ihm sofort die Freiheit geben.“

„Dann hätte Aulus ihn schon längst freigemacht.“

„Weißt du noch, als ich dich dem Aulus zurückgeben wollte?“ fragte Vinicius. „Du aber warst bange, der Kaiser könnte es hören und sich an Aulus rächen. Aber jetzt kannst du mit ihnen so oft zusammenkommen, als du nur wünschest.“

„Wie denn, Marcus?“

„Ich meine, es sei ohne Gefahr, wenn du erst mein bist. Sollte Nero von solchen Besuchen erfahren und mich fragen, was aus der Geißel geworden sei, so werde ich ihm sagen: ‚Sie ist meine Gattin und besucht den Aulus und seine Familie auf meinen Wunsch.‘ Er bleibt gewiß nicht lange in Antium, denn er will nach Achaja. Aber auch wenn sein Aufenthalt länger dauern sollte, brauche ich doch nicht jeden Tag vor ihm zu erscheinen. Wenn mich Paulus vollständig in eurem Glauben unterwiesen hat, werde ich die Taufe empfangen, dann kehre ich hierher zurück und suche mir Aulus geneigt zu machen. Dann steht uns kein Hindernis mehr im Weg, Geliebte, und du setzt dich als meine Gattin an meinem Herde nieder!“

Ligia hob ihre leuchtenden Augen zu ihm auf und sagte: „Dann werde ich sprechen: ‚Wo du bist, Cajus, da bin ich, Cajo.‘“

„Ich schwöre dir, Ligia, daß noch nie ein Weib im Hause ihres Gatten so geehrt worden ist, wie du in meinem geehrt sein wirst.“

Schweigend schritten sie weiter, unfähig, sich die ganze Fülle ihres Glückes klarzumachen. Unter der Zypresse am Hauseingang blieben sie stehen, und Ligia lehnte sich an deren Stamm. Im Schatten des Baumes sah ihr Gesicht blaß aus gleich einer weißen Blume, und ihre Brust hob und senkte sich rasch. Auch Vinicius war bleich vor innerer Erregung, und in der mittäglichen Stille meinten beide, ihre eigenen Herzen klopfen zu hören.

Mirjam erschien unter der Thür und weckte sie aus ihrem Traum mit dem Ruf zur Mahlzeit. Das junge Paar setzte sich mit den Aposteln zu Tische, die die beiden mit Freude betrachteten als die Vertreter des jungen Geschlechts, das nach ihrem Tode den Samen der neuen Lehre weiterverbreiten sollte. Petrus brach das Brot und segnete es. Friede lag auf allen Gesichtern, und ein inniges Glücksgefühl erhob aller Herzen.

„Sieh um dich, Vinicius,“ sagte Paulus. „Sind wir die Feinde von Liebe und Freude?“

„Jetzt kenne ich die Wahrheit,“ erwiderte dieser. „Noch nirgends bin ich so glücklich gewesen wie unter euch.“

DREIZEHNTE KAPITEL



Als Vinicius am Abend dieses Tages über das Forum nach Hause zurückkehrte, bemerkte er am Eingang des Vicus Tusculus die vergoldete Sänfte des Petronius, getragen von acht Bithyniern. Auf einen Wink seiner Hand blieben sie stehen, und er schob den Vorhang zurück.

„Möge dir ein angenehmer Traum beschert sein,“ rief er lachend, als er den schlafenden Petronius erblickte.

„Ach, du bist es!“ rief dieser erwachend. „Ja, ich bin ein wenig eingenickt, denn ich habe die Nacht auf dem Palatin zugebracht. Ich will mir nur für Antium etwas zum Lesen kaufen. Was gibst's Neues?“

„Du willst Bücher kaufen?“

„Ja. Ich mag es nicht, wenn meine Bibliothek in Unordnung ist, darum kaufe ich mir, was ich auf die Reise mitnehmen will. Vielleicht ist etwas Neues von Musonius oder Seneca erschienen. Ich suche auch nach einem Persus und nach einer bestimmten Ausgabe der Eklogen des Virgil, die ich noch nicht besitze. Ich bin sehr müde, und die Hände tun mir weh vom Ausrollen der Pergamente. Ist man einmal in einem Buchladen, so sieht man sich aus Neugierde dies und jenes an. Ach, was bin ich schläfrig!“

„Du bist auf dem Palatin gewesen? Dann mußt du mich fragen, was es Neues gibt. Weißt du was? Schicke deine Sänfte mit den Büchern nach Hause und komm mit mir. Wir haben allerlei zu besprechen.“

„Gut,“ erwiderte Petronius und stieg aus. „Du weißt doch, daß es nun übermorgen nach Antium geht?“

„Woher sollte ich das wissen?“

„In welcher Welt lebst du denn? Ich bin also der erste, der dir dies mitteilt. Jawohl, sei übermorgen früh bereit. Erbsen mit Olivenöl haben nichts genützt, ein warmer Umschlag im Genick hat auch nichts genützt, der Rotkopf ist heißer! An einen Aufschub der Reise ist also nicht mehr zu denken. Er verflucht Rom und dessen schlechte Luft und möchte die Stadt dem Erdboden gleichmachen oder mit Feuer verbrennen. Er behauptet, die übeln Gerüche, die ihm der Wind aus den engen Gassen der Subura zu-

trägt, brächten ihn noch ins Grab. So rasch als möglich will er an die See. In allen Tempeln sind heute für die Wiederherstellung seiner Stimme riesige Opfer dargebracht worden. Wehe Rom und besonders wehe dem Senat, wenn die Götter diese Bitte nicht bald gewähren."

"Dann hätte er ja keinen Grund mehr, nach Achaja zu gehen."

"Meinst du?" lachte Petronius. „Hat denn unser göttlicher Cäsar nur ein Talent? Er kann doch bei den Olympischen Spielen mit seinen Versen über den Brand von Troja als Dichter auftreten, und als Wagenlenker, und als Musiker, und als Ringkämpfer, ja sogar als Tänzer, und in jeder dieser Rollen wird er sich die Kränze erringen, die für den Sieger gewunden sind. Weißt du, warum der Affe heiser geworden ist? Der Ruhm unseres Tänzers Paris ließ ihn nicht schlafen, und er tanzte uns die Abenteuer der Leda vor. Dabei hat er zu sehr geschwitzt und hat sich erkältet. Ich sage dir, er war so naß und schleimig wie ein eben aus dem Wasser gezogener Aal. Er drehte sich wie eine Spindel, er suchte mit den Armen in der Luft herum wie ein betrunkenener Matrose; der dicke Bauch auf den dünnen Beinen machte mir ganz übel. Zwei Wochen lang hatte ihn Paris unterrichtet. Nun stelle dir einmal den Rotkopf als Leda vor, oder als den Schwanz-Jupiter. Jetzt will er mit dieser Vorstellung vor die Öffentlichkeit, zuerst in Antium und dann auch in Rom."

"Das Volk war doch schon entsetzt, daß er öffentlich gesungen hat. Aber ein römischer Kaiser als Tänzer! Das läßt sich Rom doch nicht bieten."

"Lieber Freund, Rom läßt sich alles bieten, und der Senat wird sogar noch eine Dankagung an den ‚Vater des Vaterlandes‘ erlassen. Und der Pöbel ist noch stolz darauf, daß sich der Kaiser für ihn zum Possenreißer hergibt."

"Das ist doch eine Würdelosigkeit, die nicht mehr übertroffen werden kann!" rief Vinicius.

Petronius zuckte die Achseln. „Du hast dich mit deinen Gedanken an Ligia und an die Christen so in dein eigenes Haus vergraben, daß du nicht weißt, was vor zwei Tagen geschehen ist. Nero hat sich öffentlich mit Pythagoras vermählt, und Nero war die Braut! Dieser Wahnsinn überschreitet doch jedes Maß. Priester waren dazu bestellt, und sie kamen wahrhaftig und haben feierlich diesen Ehebund geweiht! Ich war auch dabei. Ich kann viel ertragen, aber ich dachte doch, wenn überhaupt Götter lebten, so müßten sie jetzt ein Zeichen geben. Aber der Cäsar glaubt nicht an die Götter, und er hat recht."

"So ist er also höchster Priester, Gott und Gottesleugner in einer Person."

Petronius lachte. „Dieser Gedanke ist mir noch nie gekommen," sagte er.

„Das ist eine Zusammenstellung, die die Welt noch nicht gesehen hat. Es muß aber hinzugefügt werden, daß dieser Hohepriester, der nicht an die Götter glaubt, und dieser Gott, der über die Götter spottet, sich in seiner Eigenschaft als Gottesleugner vor ihnen fürchtet. Das beweist der Vorgang im Tempel der Vesta.“

„Was ist das für eine Welt!“

„Wie die Welt ist, so ist der Cäsar. Aber dies kann nicht lange so weitergehen.“

Sie waren inzwischen im Hause des Vinicius angekommen, und dieser rief nach dem Abendessen. Dann wandte er sich zu Petronius und sagte als Antwort auf dessen letzte Bemerkung:

„Nein, mein Geliebter, so geht es nicht weiter. Die Welt muß erneuert werden.“

„Wir wenigstens werden sie nicht erneuern, schon aus dem einen Grunde, weil der Mensch in den Tagen des Nero nichts ist als ein Schmetterling. Er lebt im Sonnenschein seiner Gunst und geht zugrund beim ersten kalten Hauch. Aber lassen wir das. Bitte, schicke eine Sänfte und laß Eunike abholen. Meine Schläfrigkeit ist vergangen. Laß zu dem Mahle deine Lautenspieler kommen. Nachher wollen wir von Antium reden; das muß reiflich überlegt werden, hauptsächlich deinetwegen.“

Vinicius ließ Eunike holen, erklärte aber, er wolle nichts von Antium wissen. „Laß die sich darum kümmern, die nur im Sonnenschein der kaiserlichen Gunst zu leben vermögen,“ sagte er. „Die Welt ist mit dem Palatin nicht zu Ende, besonders nicht für solche, die Herz und Seele anders zu beschäftigen wissen.“

Er sprach mit so vollkommener Gleichgültigkeit und doch so heiter und lebhaft, daß es Petronius auffiel. Dieser starrte seinen Neffen an und sagte: „Was ist dir geschehen? du bist ja so vergnügt.“

„Ich bin glücklich!“ erwiderte Vinicius. „Darum habe ich dich aufgefordert mitzukommen, um dir dies zu sagen.“

„Was ist geschehen?“

„Etwas, das ich für das ganze römische Reich nicht hergäbe.“ Er setzte sich, lehnte den Kopf in die Hand und fuhr mit strahlendem Lächeln fort: „Erinnerst du dich noch, wie wir zusammen zu Aulus Plautius gingen und du zum erstenmal die göttliche Jungfrau sahst, die du selbst mit dem Frühling verglichen hast?“

Erstaunt starrte Petronius ihn an und sagte: „Natürlich erinnere ich mich an Figia.“

„Ich bin feierlich mit ihr verlobt!“ erklärte Vinicius.

„Was?“

Vinicius sprang auf und rief den Sklavenaufseher. „Hole alle meine Sklaven und Sklavinnen her, aber rasch,“ befahl er.

„Du bist mit ihr verlobt?“ wiederholte Petronius.

Aber ehe er sich wieder gefaßt hatte, wimmelte es im Atrium von Menschen, Männern und Frauen, Greisen und Kindern, und immer mehr suchten Einlaß zu gewinnen. Auch alle Gänge standen voll. Als alle versammelt waren, wandte sich Vinicius an seinen Freigelassenen Demas mit dem Befehl:

„Wer seit zwanzig Jahren in meinem Haus im Dienst ist, erscheint morgen beim Prätor, wo er seine Freiheit erhält. Wer mir noch nicht so lange dient, erhält drei Goldstücke und die ganze Woche hindurch doppelte Ration. Alle Strafen sind erlassen, die Fesseln werden abgenommen, und alle sollen genügende Nahrung erhalten. Sende diese Botschaft auch auf meine Güter. Heute ist für mich ein Tag des Glücks, und Freude soll in meinem Hause herrschen.“

Zuerst standen die Sklaven da wie bestürzt und trauten ihren Ohren nicht. Dann erhoben sie alle die Hände und riefen: „Ach, Herr — ah — ah!“

Vinicius winkte ihnen zu gehen, und obgleich sie ihm am liebsten zu Füßen gefallen wären, um sich zu bedanken, gehorchten sie doch diesem Wink und eilten davon, und das ganze Haus war erfüllt von ihren Freudenrufen.

„Morgen will ich sie alle in den Garten kommen lassen, und jedes von ihnen soll ein Zeichen in den Sand schreiben. Und wer einen Fisch zeichnet, soll aus Ligias Hand die Freiheit erhalten.“

Petronius, der sich durch nichts lange in Erstaunen setzen ließ, erwiderte gleichgültig: „Einen Fisch? Ach ja, ich erinnere mich, das ist das Erkennungszeichen der Christen.“ Dann reichte er Vinicius die Hand. „Das Glück ist immer da, wo es jemand zu sehen meint,“ sagte er. „Möge auch Flora euren Lebensweg mit Blumen bestreuen. Ich wünsche dir alles, was du selbst dir wünschest.“

„Ich dank dir für deine Wünsche. Ich hatte gefürchtet, du würdest mir abreden wollen, und das wäre nur verlorene Zeit gewesen.“

„Ich dir abreden? Keineswegs. Im Gegenteil, ich sage dir, du hast recht.“

„Du Wetterfahne!“ rief Vinicius fröhlich. „Hast du vergessen, was du gesagt hast, als wir von Pomponia heimkehrten?“

„Durchaus nicht,“ erwiderte Petronius kühl. „Aber ich habe meine Ansicht geändert und werde das tun, so oft es mir passend erscheint. In Rom ändert sich so wie so immer wieder alles. Ligias königliche Abstammung ist jedenfalls leichter nachzuweisen als die von Akte, die Nero beinahe geheiratet hätte. Aber nimm dich in Antium vor Poppäa in acht. Ihre Nachsicht kennt kein Erbarmen.“

„Ich fürchte nichts. Mir wird in Antium kein Haar gekrümmt werden.“

„Wenn du meinst, mich von neuem in Erstaunen setzen zu können, so irrst du dich. Aber woher kommt dir diese Gewissheit?“

„Der Apostel Petrus hat mich dessen versichert.“

„Der Apostel also! Da gibt es allerdings keinen Einwand mehr. Du wirst mir aber doch gestatten, gewisse Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, nur damit der Apostel Petrus sich nicht als falscher Prophet erweist. Wenn sich der Apostel Petrus geirrt hätte, könnte er dein Vertrauen einbüßen, und dein Vertrauen könnte dem Apostel Petrus in Zukunft doch noch nützlich sein.“

„Tue, was du willst, ich aber vertraue auf ihn. Wenn du meinst, ihn durch die Wiederholung seines Namens lächerlich und mich von ihm abwendig zu machen, dann irrst du dich.“

„Schön. Nur noch eine Frage. Bist du Christ geworden?“

„Noch nicht. Aber Paulus von Tarsus begleitet mich und wird mich in der christlichen Lehre unterrichten. Nachher werde ich getauft. Ich kann nicht mit dir übereinstimmen, daß diese Lehren Feinde des Lebens und der Freude seien.“

„Um so besser für dich und Ligia,“ erwiderte Petronius. Dann fuhr er achselzuckend fort: „Merkwürdig, wie geschickt diese Leute Anhänger zu gewinnen wissen und wie rasch sich diese Sekte ausbreitet.“

„Ja,“ sagte Vinicius eifrig. „Es ist ein Glaube, der die Welt erobern wird, das einzige, wodurch sie sich erneuern kann. Suche nicht so die Achseln, wer weiß, ob du dich nicht in einem Monat oder einem Jahr auch zu dieser Lehre bekennst.“

„Ich?“ spottete Petronius. „Niemals, und wenn sie alle göttliche und menschliche Weisheit enthielte. Es wäre mir schon zu viel Mühe, und ich mag mich nicht anstrengen. Sie verlangt Selbstverleugnung von ihren Bekennern, und ich will mir nichts versagen im Leben. Ich glaube nicht an den Olymp, aber ich habe mir auf Erden mit meinen Gemmen, mit all meinen Kunstgegenständen und mit meiner Eunike selbst einen Olymp geschaffen. Ich liebe den Weichenduft und die Freuden des Mahles. Dies alles will ich genießen, bis mich der Pfeil des göttlichen Bogenschützen trifft, oder bis mir der Cäsar befiehlt, mir die Adern zu öffnen.“

Er brach rasch ab, denn Eunikes Ankunft wurde gemeldet, und das war das Zeichen, zu Tisch zu gehen.

Nach dem Mahle erzählte Vinicius von Chilons Besuch, der für ihn die Veranlassung geworden war, zu den Aposteln zu gehen. Der Gedanke sei ihm gekommen, während Chilon gepeitscht wurde.

„Der Gedanke war gut, wenn der Erfolg gut war,“ meinte Petronius.

„Chilon hättest du lieber fünf Goldstücke geben sollen. Wenn du ihn aber nun einmal peitschen lassen wolltest, dann hättest du ihn auch zu Tod peitschen lassen sollen, denn wer weiß, ob nicht noch die Zeit kommt, wo sich die Senatoren vor ihm verneigen, wie jetzt vor dem gewesenen Schuster Vatinius. Gute Nacht.“

Damit nahm er seinen Kranz vom Kopf und machte sich mit Eunike bereit, nach Hause zu gehen.

Als sie fort waren, begab sich Vinicius in seine Bibliothek und schrieb die folgenden Zeilen an Ligia:

„Wenn Du Deine schönen Augen öffnest, meine Göttin, soll Dir dieser Brief ‚Guten Morgen‘ sagen, wenn ich auch hoffe, Dich morgen zu sehen. Übermorgen muß ich leider den Cäsar nach Antium begleiten. Dreimal glücklich preise ich mich, daß ich nicht so klug bin wie Petronius, denn sonst müßte ich sicherlich auch noch mit nach Achaja. So oft ich abkommen kann, will ich zu Pferd nach Rom eilen, um meine Augen an deinem holden Anblick und meine Ohren an Deiner süßen Stimme zu laben. Wenn mir dies unmöglich ist, sende ich einen Sklaven mit einem Brief, der sich nach Deinem Befinden erkundigen soll. Ich grüße Dich, Du meine Göttin, und umarme Deine Füße. Zürne mir nicht, daß ich Dich meine Göttin nenne. Wenn Du es mir verbietest, will ich gehorchen, aber heute kann ich nicht anders. Aus Deinem künftigen Hause grüße ich Dich von ganzer Seele.“

VIERZEHNTE KAPITEL



Es war in Rom bekannt, daß der Kaiser den Umweg über Ostia machen werde, um sich dort das größte Schiff der Welt anzusehen, das Getreide aus Alexandrien gebracht hatte. Vom frühen Morgen sammelte sich daher vor der Porta Ostiensis eine große Menschenmenge, darunter viel einheimisches und fremdes Gesindel, denn das Volk konnte sich an der Pracht, die der Kaiser bei seinen Reisen zu entfalten liebte, niemals satt sehen. Er hätte zwar in Antium alles finden können, dessen er bedurfte, aber es war seine Gewohnheit, alles mit sich zu führen, woran er irgendeine Freude hatte, selbst Musikinstrumente, künstlerisches Hausgerät, Statuen und Mosaiken. Er brauchte dazu unendliche Scharen von Dienern und war außerdem von Abteilungen der Prätorianer und von seinen Augustianern begleitet, von denen jeder wieder sein Sklavengefolge mit sich führte.

Schon vor Tagesanbruch trieben Schäfer aus der Campagna fünfshun-

bert Eselinnen zum Thor hinaus, damit Poppäa am andern Morgen ihr gewohntes Bad in Eselsmilch nehmen könne. Hinter ihnen her kamen Scharen von Jünglingen, die die Straße reinigten und mit Blumen und Pinienadeln bestreuten. Bis Antium sollte die ganze Straße so geziert werden. Wie die Stunden verrannen, wurde die Menge immer dichter. Viele hatten ihr Essen mitgebracht und verzehrten nun ihre Mittagsmahlzeit unter den Strahlen der glühenden Sonne. Gruppen sammelten sich um einzelne Erzähler, Matrosen und alte Soldaten, die Wunderdinge von den fremden Ländern berichteten, wo der Kaiser oder sie selbst schon gewesen waren, und die für die seltsamsten Behauptungen meist gläubige Herzen fanden. Sie erzählten auch von dem Schiff, das der Kaiser besichtigen wollte, das für zwei Jahre Getreide aus Alexandria gebracht hatte, und außerdem vierhundert Fahrgäste und ebensoviel Schiffsvolk, dazu viele wilde Tiere, die bei den Sommerspielen getötet werden sollten. Solche Erzählungen machten den Kaiser sehr beliebt, weil er nicht nur für die Ernährung, sondern auch für die Belustigung seines Volkes besorgt war. Alles war willig, ihn mit Begeisterung zu empfangen.

Zuerst erschien eine Abteilung numidischer Reiter, die zu der prätorianischen Leibwache gehörten. Sie trugen gelbe Gewänder mit roten Gürteln und riesige Ohrringe, die einen goldenen Schein auf die schwarzen Gesichter warfen. Die Metallspitzen ihrer Bambusspeeere glänzten wie kleine Flämmchen. Nun kam, von Prätorianern begleitet, die die herandrängende Menge mit Gewalt zurückhielten, ein prächtiger Zug von Wagen mit purpurfarbenen, roten und schneeweißen, mit Goldfäden durchwobenen Zelten, morgenländischen Teppichen, Tischen aus Zitronenholz, Stücken Mosaik, Küchengeräten und Käfigen mit Vögeln aus dem Osten, Süden und Westen, deren Hirne und Zungen für die kaiserliche Tafel bestimmt waren, Amphoren mit Wein und Körbe voll Obst. Gegenstände, die in den Wagen hätten beschädigt oder zerbrochen werden können, wurden von Sklaven, die zu Fuß gingen, behutsam getragen, Gefäße und Statuetten aus korinthischem Erz, etruskische und griechische Vasen, goldene und silberne Gefäße und Gläser aus alexandrinischem Kristall. Jede solche Gruppe hatte zu ihrem Schutz wieder eine eigene Abteilung Prätorianer zu Fuß oder zu Pferd bei sich, und jeder Aufseher war mit einer Peitsche bewaffnet, in deren Schnüre Bleistücke eingeknotet waren. Dann kamen Sklaven mit einer Fülle von Musikinstrumenten aller Länder, in Gold und Erz, mit Edelsteinen und Perlmutter, die in der Sonne funkelten, daß man hätte meinen können, Apollo oder Bacchus jögen durch die Welt. Hinter diesen folgten prächtige Wagen mit künstlerisch gestellten Gruppen von Akrobaten, Tänzern und Tänzerinnen, die Thyrsusstäbe in der Hand hielten. Darauf Luxus-

sklaven, kleine Knaben und Mädchen aus Griechenland und Kleinasien, deren Haare in goldene Netze gesteckt waren.

Und nun kam eine Abteilung Prätorianer, riesige bärtige Sigambrier mit roten und flachsblonden Haaren und blauen Augen in schwerer Rüstung. Die Erde bebte unter ihren gleichmäßigen Tritten, und im Vollgefühl ihrer Kraft, die sich selbst gegen den Cäsar richten konnte, schauten sie voll Verachtung um sich und dachten nicht mehr daran, daß viele von ihnen in Ketten nach Rom gebracht worden waren. Vor ihnen her wurden römische Adler, Tafeln mit Inschriften, Bilder der germanischen und römischen Götter und Statuen und Büsten des Kaisers getragen. Die Hauptmacht der Prätorianer jedoch war zurückgeblieben, um die Stadt zu bewachen und die Ordnung darin aufrecht zu erhalten.

Nach diesen Gewaltigen wurden gezähmte Löwen und Tiger vorbeigeführt, die Nero vor seinen Wagen spannen lassen konnte, wenn es ihm einfiel, den Bacchus nachzuahmen. Die Tiere wurden von Indiern und Arabern an Stabketten gehalten, die aber so umkleidet waren, daß sie wie Blumengirlanden ausahen.

Nun folgten die Wagen und Sänften für des Kaisers eigenen Gebrauch, große und kleine, vergolbet und purpurfarbig, mit Elfenbein und Perlmutter eingelegt oder funkelnd von Edelsteinen; dann wieder eine kleine Abteilung Soldaten in römischer Rüstung, lauter Freiwillige aus Italien; darauf eine große Menge ausgewählter Diener für den persönlichen Dienst.

Und endlich kam der Kaiser selbst; die Jubelrufe der Menge verkündeten sein Nahen schon von weitem.

Inmitten der Volksmenge befand sich auch der Apostel Petrus. Einmal im Leben wollte auch er den Kaiser sehen. Bei ihm waren Ligia, dicht verschleiert, und Ursus, ihr bester Schutz in dieser zügellosen Volksmenge. Der Ligier ergriff einen der herumliegenden, zum Bau eines Ceresempels bestimmten Quader, damit Petrus sich daraufstellen und so alles besser sehen könne. Ausrufe der Verwunderung wurden hörbar, als Ursus allein diesen Stein wegtrug, den vier gewöhnliche Arbeiter nicht hätten heben können.

„Seht, seht!“ rief es von allen Seiten. Aber nun nahte der Kaiser. Er saß in einem Wagen, der einem offenen Zelte glich und von sechs weißen Hengsten mit goldenen Hufeisen gezogen wurde. Es hätten noch mehr Menschen in dem Wagen Platz gehabt, aber Nero wollte die Aufmerksamkeit durch nichts von sich abgelenkt haben und fuhr darum allein durch die Straßen; nur zwei mißgestaltete Zwerge lagen zu seinen Füßen. Er trug eine weiße Tunica und darüber eine amethystfarbige Toga, auf dem Haupte einen Lorbeerkranz. Seit seiner Abreise von Neapel war er entschieden

dicker geworden, und sein Gesicht war gedunsen. Durch sein Doppelkinn erschien der Zwischenraum zwischen Nase und Mund, der bei ihm stets zu klein gewesen war, noch kürzer. Um seinen dicken Hals trug er wie immer ein seidenes Tuch, das er von Zeit zu Zeit neu knüpfte. Seine fetten weißen Hände schienen durch die darauf wachsenden roten Härchen wie mit Blut gesprenkelt; diese Härchen ließ er sich aber niemals, wie es sonst Sitte war, von den Handpflegern ausziehen, weil er sich hatte sagen lassen, seine Hände könnten davon zittern und dies könnte sein Lautenspielen beeinträchtigen. Wie immer lag auf seinem Gesicht der Ausdruck grenzenloster Eitelkeit; daneben machte sich etwas Müdigkeit und Langeweile geltend. Ernann und Komödiant stand deutlich darauf geschrieben. Blinzeln drehte er den Kopf hin und her und lauschte gespannt auf die Grüsse der Menge.

Ein wahrer Beifallsturm war zuerst zu vernehmen. „Heil, göttlicher Cäsar, Heil, Imperator, Heil dir, Sieger, Unvergleichlicher, Sohn des Apoll, selbst Apoll!“

Diese Rufe nahm er mit Lächeln entgegen; aber zuweilen runzelte er auch einmal die Stirne. Der römische Straßenpöbel scherzte gern, und da sich der einzelne in der Menge sicher fühlte, ergoß sich der Spott selbst über Helden, die geliebt und verehrt wurden.

Neros überwältigende Eitelkeit ertrug selbst den kleinsten Scherz nicht. Aber aus dem Beifallsgeschrei heraus tönlen auch Rufe wie: „Rottkopf, wo hast du deinen brandroten Bart? Fürchtest du, du könntest Rom damit anzünden?“ Wer das gerufen hatte, ahnte nicht, wie richtig er mit seinem Scherz prophezeite. Diese Rufe ließen Nero ziemlich kalt; er hatte seinen Bart in einer goldenen Kapsel dem Jupiter Capitolinus geopfert. Aber andere, die sich hinter Steinhäusen und Tempelmauern versteckten, riefen ihm zu: „Muttermörder!“ „Drestes!“ Und wieder andere: „Wo ist Octavia?“ „Lege den Purpur ab!“

Poppäa, die gleich hinter ihm kam und beim Volke verhaßt war, wurde mit Schmähworten überschüttet. Neros geübtes Ohr faßte alle diese Rufe auf; er führte seinen geschliffenen Smaragd ans Auge, als ob er die Rufer herausfinden und sie sich merken wolle.

Als er so in die Menge schaute, wurde sein Blick von dem Apostel Petrus gefesselt, der erhöht auf dem Steine stand. Die Blicke der beiden Männer trafen ineinander. Niemand, weder in diesem prächtigen Zuge noch in dieser unzähligen Volksmenge hatte eine Ahnung davon, daß sich hier zwei gewaltige Mächte, eine untergehende und eine aufsteigende in die Augen schauten.

Die prunkvolle Sänfte, in der Poppäa saß, wurde von acht Afrikanern getragen. Gleich Nero trug sie amethystfarbige Gewänder; ihr Gesicht war

mit einer dicken Lage von Schminke bedeckt. Unbewegt, gleichgültig schaute sie vor sich hin; sie sah aus wie das Bildnis einer schönen, aber unheilvollen Göttin, das in einer Prozession umhergetragen wird. Hinter ihr kam wieder ein ganzer Hofstaat von männlichen und weiblichen Dienern und ein langer Zug von Wagen mit Dingen für den Fuß und für den täglichen Gebrauch.

Die Sonne hatte schon die Mittagshöhe überschritten, als nun die Augustianer vorbeizogen — ein glänzender, endlos langer Zug. Es sah aus, als sei alles, was in Rom reich und glänzend und berühmt war, auf dem Wege nach Antium. Die Zuschauer machten einander auf die einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten aufmerksam, die dann je nachdem mit Beifall, mit Hohngelächter, oder mit Gleichgültigkeit begrüßt wurden. Darunter befand sich Vespasian mit seinen Söhnen, der damals seinen Kriegszug gegen Judäa noch nicht angetreten hatte. Als er später von diesem zurückkehrte, empfing er die Kaiserkrone. Auch eine Menge Frauen war in diesem Zug, darunter viele solche, die wegen ihrer Schönheit, ihres Reichtums oder auch wegen ihres anstößigen Lebenswandels berühmt oder berüchtigt waren.

Vinicius, der sich am Ende des Zuges befand, erblickte plötzlich den Apostel und Ligia. Sofort sprang er aus seinem Wagen, eilte zu ihnen hin und begrüßte sie freudig. Er sprach hastig, wie jemand, der nicht viel Zeit zu verlieren hat. „Ich danke dir, Ligia, daß du gekommen bist. Ein besseres Omen hätte mir Gott nicht senden können. Ich sage dir Lebewohl, doch nicht für lange. Ich werde Pferde zum Wechseln auf dem ganzen Wege bereitstellen lassen, und an jedem freien Tage werde ich zu dir eilen, bis ich ganz zurückkehren kann. Lebe wohl!“

„Lebe wohl, Marcus!“ rief Ligia. „Christus sei dein Führer und öffne deine Seele dem, was dich Paulus lehren wird.“

Erfreut darüber, daß sie seiner Bekehrung gedachte, erwiderte er: „Möchten deine Worte in Erfüllung gehen! Paulus hat vorgezogen, unter meinen Leuten zu reisen, aber er ist doch bei mir und wird mein Gefährte und mein Lehrer sein. Hebe den Schleier, damit ich dich noch einmal sehe, ehe ich scheide.“ Sie tat, wie er wünschte, und er fuhr fort: „Immer möchte ich dich anschauen, bis zu meiner Todesstunde. „Ursus!“ wandte er sich an den Ligier, „behüte sie wie deinen Augapfel, denn sie ist meine Herrin so gut als deine. Lebewohl!“ sagte er noch einmal und preßte die Hand des Mädchens an seine Lippen. Dann machte er sich eilends davon, um den verschwindenden Zug wieder einzuholen.

Lange schauten die Zurückgebliebenen dem Zuge nach, der in einer goldschimmernden Staubwolke verschwand, bis der Müller Demas, bei dem Ur-

sus nächstlicherweile beschäftigt war, zu ihnen trat mit der Einladung, bei ihm in seinem nahe beim Emporium gelegenen Hause eine Erfrischung einzunehmen, und sie folgten gerne dieser Aufforderung. Erst gegen Abend kehrten sie in ihre Wohnung zurück und überschritten dabei den Aventin zwischen dem Merkur- und Dianatempel. Sinnend schaute der Apostel von dieser Höhe auf die unter ihm liegende Stadt hinab, deren fernliegende Gebäude im Dufte verschwammen, und diese riesige, ruhm- und habgierige, zügellose und bis ins Innerste verderbte Stadt mit ihrem Cäsar, der sich nicht davor gescheut hatte, Bruder, Mutter und Gattin zu ermorden, diesem Narren und Wüßling, der dennoch die ganze Welt beherrschte, und mit diesen in Gold und Seide prangenden Hößlingen, die stolzer auftraten als manche Könige, erschien ihm wie ein Reich des Satans, voll Sünde und Laster. Und in Gedanken wandte er sich an seinen Meister und sprach zu ihm: „Herr, was soll ich, ein einfacher Fischer, beginnen mit dieser Stadt, die die Welt beherrscht? Wie kann deine Lehre Herr werden über ihre Laster und Bosheit?“

Ligia unterbrach seine Gedanken. „Die ganze Stadt sieht aus, als stünde sie im Feuer,“ sagte sie.

Und wirklich, die Sonne ging an diesem Tage in wunderbarer Weise unter. Halb war ihre Riesenscheibe schon hinter dem Janiculus verschwunden, und der ganze Himmel war wie in eine feurige Glut getaucht. Von dem Ort, wo sie standen, hatten sie eine weite Aussicht. Zur Rechten hatten sie die lange Mauer des Zirkus Maximus; darüber ragten die Paläste des Palatins hervor, und vor ihnen über dem Forum Boarium und dem Velabrum der Gipfel des Kapitols mit dem Jupitertempel. Und all diese Mauern, Säulen und Tempeldächer waren von goldrotem Schimmer übergossen, und die hier sichtbaren Windungen des Flusses waren blutrot gefärbt. Als die Sonne ganz hinter dem Hügel verschwand, wurde die Glut noch tiefer rot, und schließlich schien es, als ob eine Feuersbrunst sich immer weiter ausbreite und am Ende die ganze Stadt mit ihren sieben Hügeln in einen Flammengürtel fasse.

„Die ganze Stadt steht wie im Feuer,“ wiederholte Ligia nach längerem Schweigen.

Schüßend legte Petrus die Hand vor seine Augen und sagte: „Der Zorn Gottes ist über ihr.“

FÜNFZEHNTE KAPITEL

Winicius an Ligia.



Der Sklave Phlegon, ein zuverlässiger alter Diener meines Hauses, der Dir diesen Brief überbringt, ist ein Christ und wird darum seine Freiheit aus Deinen Händen empfangen, Du meine Geliebte!

Ich schreibe von Laurentum, wo wir der Hitze wegen halt gemacht haben. Otho, Poppäus früherer Gatte, besaß hier eine herrliche Villa, die er ihr geschenkt hat, und sie hat sich nicht geschämt, diese zu behalten, als sie sich von ihm scheiden ließ. In dieser Villa hatte Poppäa dem Cäsar, als ihrem Gast, heimlich einen prunkvollen Empfang vorbereitet. Nur wenige von den Augustianer hat sie dazu aufgefordert, aber Petronius und ich waren darunter. Nach dem Mittagsmahl wurde in vergoldeten Booten eine Fahrt auf dem Meer gemacht, das so blau war wie Deine Augen, Du meine Göttin. Wir mußten selbst rudern, und der Cäsar stand in purpurner Toga beim Steuer und sang einen Hymnus dem Meer zu Ehren, den er in der letzten Nacht gedichtet und mit Diodorus zusammen in Musik gesetzt hatte. Indische Sklaven, die auf Muscheln zu blasen verstehen, begleiteten in andern Booten seinen Gesang, und zufällig tauchten Delphine auf, als wären sie wirklich von seinem Gesang herbeigelockt. Ich aber dachte nur an Dich und sehnte mich nach Dir.

Geliebte, möchtest Du gerne fern von Rom am Ufer des Meeres leben? Ich habe ein Gut in Sizilien, mit einem Wald von Mandelbäumen, die im Frühling rötlich blühen und so nahe ans Ufer reichen, daß die Zweige mancher Bäume beinahe bis ins Wasser hängen. Dort will ich Dich lieben und den Glauben annehmen, den Paulus mich lehrt, denn ich weiß nun, daß er der Liebe und dem Glück nicht entgegengesetzt ist. Würde Dir dies gefallen? Aber bis ich Antwort aus Deinem Munde erhalten kann, will ich weiter erzählen.

Bald lag das Ufer weit hinter uns, und in der Ferne tauchte ein Segel auf. Ich entdeckte es zuerst, und die Augusta meinte, meinen scharfen Augen bleibe augenscheinlich nichts verborgen. Sie zog sich den Schleier übers Gesicht und fragte, ob ich sie auch so erkennen könne. Petronius sprang sofort ein und sagte: die Sonne selbst sei hinter Wolken nicht sichtbar. Sie aber behauptete lachend, ein so scharfes Auge wie das meine könne nur durch die Liebe blind gemacht werden. Sie nannte verschiedene der Damen vom Hofe mit Namen und fragte, ob ich diese liebe, und ich gab ihr gelassen

Antwort, bis sie auch Deinen Namen nannte. Dabei entschleierte sie ihr Gesicht und warf mir einen bösen, fragenden Blick zu.

Ich bin Petronius wirklich dankbar, der in diesem Augenblick das Boot so tief gegen das Wasser neigte, daß die allgemeine Aufmerksamkeit von mir abgelenkt wurde. Ich schwöre Dir, ich hätte mich nicht halten können, wenn sie an Deinen Namen eine abfällige Bemerkung geknüpft hätte.

Petronius machte sich Sorge um mich und hat mich erst heute wieder angefleht, Poppäas Eitelkeit doch ja nicht zu verletzen. Aber Petronius versteht mich nicht und begreift nicht, daß mich meine Liebe zu Dir so verändert hat, daß mir selbst der bloße Gedanke, zu meinem früheren Leben zurückzukehren, zur Unmöglichkeit geworden ist. Ich kann Dir auch etwas sagen, das Dich vollständig beruhigen wird.

Bei meiner Unterredung mit den Aposteln hat mir Petrus gesagt, ich solle den Cäsar nicht fürchten, es werde mir kein Haar auf meinem Haupte gekrümmt werden, und ich glaube an ihn. O Ligia, er hat unsere Liebe gesegnet, und wenn ich daran denke, dann fühle ich mich wie im Himmel. Mein Herz ist eine leere Schale, aus der ich ausgegossen habe, was früher darin war, und die nun Paulus mit Deinem Glauben füllen wird, der mir als der Deine um so teurer ist. Ich reiche sie ihm zum Füllen dar, wie ein Durstiger seinen Becher einem kühlen Born unterhält. Petronius weiß, daß sich Paulus unter meinen Leuten befindet, und möchte ihn kennen lernen; Seneca hat denselben Wunsch, denn er hat durch Gallo von ihm gehört.

Die Sterne erbleichen, nur der Morgenstern glänzt heller. Noch schlummert die ganze Welt. Ich aber denke Deiner mit einem Herzen voll Liebe. Ich grüße den dämmernden Morgen und Dich, meine geliebte Braut."

SECHZEHNTE KAPITEL



Jesus war beschäftigt, aus dem tiefen Brunnen Eimer mit Wasser heraufzuziehen; dabei sang er ein seltsam ligisches Lied vor sich hin und warf freundliche Blicke auf Ligia und Vinicius, die in weiße Gewänder gehüllt, im goldenen Abendtschein Hand in Hand unter den Zypressen im Garten des Linus standen.

„Kann dir nichts Schlimmes geschehen, weil du Antium ohne Wissen des Cäsars verlassen hast?“ fragte Ligia.

„Nein, Geliebte. Der Cäsar hat verkündigt, er schließe sich mit Terynos zwei Tage lang ein, um neue Lieder in Musik zu setzen. Das tut er öfter

und denkt dann an nichts anderes mehr. Und was schiert mich der Cäsar, wenn ich bei dir bin und meine Augen dich schauen! Meine Sehnsucht war größer geworden, als ich ertragen konnte. Ich konnte nicht mehr schlafen und hatte immer das Gefühl, du stündest in großer Gefahr. Endlich hielt ich es wirklich nicht mehr ohne dich aus, Geliebte!“

„Ich wusste, daß du kommen würdest. Zweimal habe ich Ursus in dein Haus geschickt, damit er sich nach dir erkundige. Linus hat mich ausgelacht und Ursus auch.“

Augenscheinlich hatte sie ihn erwartet, denn statt des gewohnten dunkeln Kleides trug sie ein weißes Gewand und rosa Anemonen im Haar.

Vinicius führte ihre Hand an seine Lippen; dann nahmen sie auf der Steinbank Platz und schauten aneinander gelehnt in die sinkende Sonne, deren letzte Strahlen sich in ihren Augen spiegelten. Leise stahl sich der Abendfrieden in ihre Herzen.

„Wie schön ist doch die Welt!“ rief Vinicius. „Noch nie im Leben habe ich mich so glücklich gefühlt, und nie hätte ich gedacht, daß die Liebe so felig machen könnte. Jetzt erst begreife ich, daß es wirklich einen Frieden gibt, den sich die Welt nicht denken kann. Du und Pomponia, ihr genießt diesen Frieden. Ja, Christus gibt ihn. Gesegnet sei der Augenblick, wo ich zuerst seinen Namen hörte.“

Ligia lehnte sich dichter an ihn und flüsterte: „Ich liebe dich, Marcus.“

Jetzt schwiegen beide; ihre übervollen Herzen machten weitere Worte unmöglich. Der letzte Abendchein verschwand, und der aufgehende Mond warf seinen Silberglanz in den Garten. Vinicius war der erste, der wieder sprach.

„Ich weiß, Ligia,“ fing er an. „Kaum war ich eingetreten und hatte deine liebe Hand geküßt, da las ich schon die Fragen, die dich bewegen, in deinen Augen. Ob ich nun die göttliche Lehre, die du bekennt, ganz begriffen hätte? Ob ich getauft sei? Nein, ich bin noch nicht getauft. Ich möchte, daß du, Geliebte, bei meiner Taufe anwesend bist, und Pomponia soll meine Taufzeugin sein. Darum bin ich noch nicht getauft, obgleich ich an den Erlöser und seine Lehre glaube. Warum sollte ich einen Glauben nicht annehmen, der Wahrheit lehrt und den Tod überwindet? Ich hatte gemeint, diese Lehre sei jedem Glück feindlich. Paulus aber hat mich überzeugt, daß sie uns nichts nimmt und alles gibt. Sieh, vor einem Augenblick hast du mir gesagt: 'Ich liebe dich!' und früher hätte ich dir mit aller Gewalt Roms diese Worte nicht entrisen. Wer könnte zwei solchen Mächten widerstehen!“

„Das ist wahr, Marcus,“ flüsterte sie und schmiegte ihr Köpfchen an seinen Arm. Beide waren unendlich glücklich und fühlten, daß nicht die Liebe allein, sondern noch eine höhere, unwiderstehliche Macht sie vereinte

und ihnen die Gewißheit gab, daß ihre Liebe nicht enden könne, was immer auch geschehen möge.

Nach einer Weile fing Vinicius wieder an, mit leiser, bebender Stimme zu sprechen: „Du bist meiner Seelen Seele, mein Feuerstes auf der Welt. O Geliebte, zusammen zu leben, zusammen Gott zu dienen, zu wissen, daß sich nach dem Tode unsere Augen neuem Lichte öffnen! Eine größere Seligkeit ist gar nicht denkbar. Diesem Glauben kann nichts widerstehen. Weißt du, was ich denke? In zwei bis drei Jahrhunderten wird die ganze Welt ihn angenommen haben und kein anderer Gott mehr sein als Christus. — Ich habe die Unterredung des Paulus mit Petronius angehört. Er wolle sich sein Leben und dessen Schönheit nicht zerstören lassen und ziehe Eunike jedem Glauben vor, meinte Petronius. Ob die alten Götter wahr oder falsch seien, jedenfalls seien sie schön. ‚Das ist nichts für mich,‘ war alles, was er am Schluß zu sagen wußte. Ich hatte der Unterredung mit ganzer Seele zugehört, und als Paulus dabei von unsern Frauen, ihren Ehescheidungen und ihrem Lebenswandel sprach, pries ich in meinem Herzen deinen Glauben und dachte, sie, die ich liebe, wird mich weder verlassen noch verraten noch das Feuer auf meinem Herde verlöschen, und in meiner Seele redete ich mit dir. Hast du es gefühlt, daß ich in Antium stets mit dir sprach, als ob du an meiner Seite wärest? Ist es dir recht, so gehen wir fort von Rom und all seiner Pracht und lassen uns irgendwo in der Ferne nieder.“

Ohne den Kopf zu erheben, schaute Ligia nachdenklich zu ihm auf und sagte: „Du hast mir von Sizilien geschrieben, Marcus. Aulus hat die Absicht, sich mit seiner Familie für seine alten Tage dort niederzulassen.“

Freudig unterbrach sie Vinicius. „Das ist wahr, Geliebte, unsere Besitzungen liegen nebeneinander. Es ist eine wunderbare Küste, das Klima ist herrlich, und die Nächte sind noch schöner als in Rom. Was wird das für ein Leben sein! Wir besuchen Aulus und die Seinen, und sie kommen zu uns! Wenn du willst, nehmen wir Petrus zu uns; er ist gebeugt vom Alter und bedarf der Ruhe. Auch Paulus wird uns besuchen und kann den Aulus Plautius belehren. Wir gründen so eine ganze Niederlassung von Christen.“

Ligia faßte seine Hand und wollte sie küssen; er aber flüsterte, als fürchte er, ein zu lautes Wort könnte das Glück dieser Stunde verschrecken: „Nein, Ligia — nein. Meine Sache ist es, dir Ehrfurcht zu bezeugen. Gib du mir deine Hand.“

„Ich liebe dich, Marcus.“

Er preßte seine Lippen auf ihre weißen Hände, und einen Augenblick hörten sie nichts als das Klopfen ihrer eigenen Herzen. Kein Lüftchen regte sich, unbeweglich standen die Zypressen, als ob auch sie den Atem anhielten.

Plötzlich wurde diese holde Stille durch einen Laut, gleich einem unter dem Erdboden rollenden Donner unterbrochen. Das junge Mädchen schauderte zusammen. Vinicius stand auf und sagte: „Die Löwen brüllen in ihren Käfigen.“

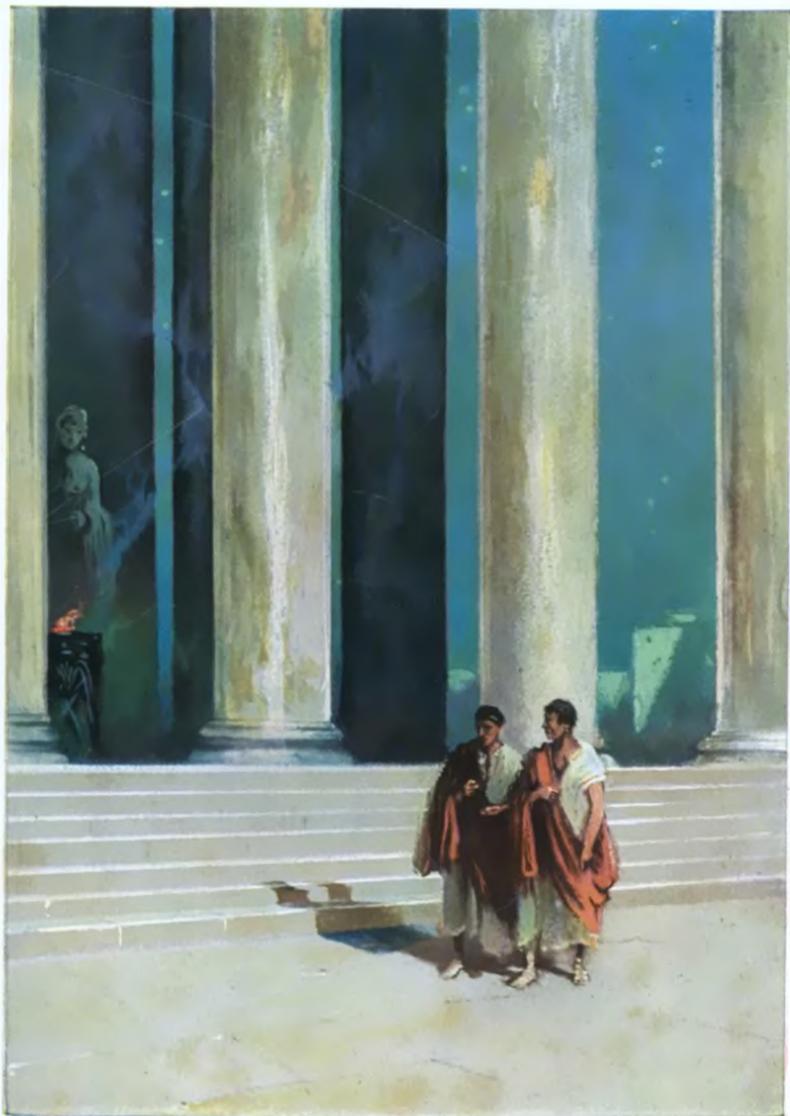
Beide horchten angestrengt. Dem ersten Brüllen folgte ein zweites, ein drittes, ein zehntes aus allen Teilen der Stadt. Nicht selten befanden sich mehrere tausend Löwen zugleich in Rom, die bei Nacht ihrem Sehnen nach der Freiheit und der Wüste lauten Ausdruck gaben, und einer antwortete dem andern in der Stille der Nacht. Die ganze Stadt widerhallte von dem Gebrüll. Das Klang so schreckenerregend, so drohend, daß Ligias helle, friebliche Zukunftsträume verschweicht wurden und eine unerklärliche Angst und Schwermut sie bedrückte.

Vinicius legte seinen Arm um sie. „Fürchte nichts, Geliebte,“ sagte er. „Die Sommerspiele stehen bevor, und alle Tierkäfige sind gefüllt.“

Und unter dem immer lauter werdenden Donnergebrüll der Löwen kehrten sie in das Haus des Linus zurück.

SIEBZEHNTES KAPITEL

Indessen errang Petronius in Antium über alle Höflinge, die um die Gunst des Cäsars buhlten, einen Sieg um den andern. Der Einfluß des Tigellinus war völlig geschwunden. In Rom, wo es galt, anscheinend gefährliche Menschen zu beseitigen, ihre Güter einzuziehen, die öffentlichen Angelegenheiten zu erledigen, Spiele vorzubereiten, die sowohl durch ihre unerhörte Pracht wie durch ihren barbarischen Geschmack in Erstaunen setzten, und überhaupt die ungeheuerlichen Launen des Cäsars zu befriedigen, da war der schlaue und zu allem fähige und bereite Tigellinus ganz unentbehrlich. In Antium dagegen lebte der Cäsar als Grieche; vom Morgen bis zum Abend wurden Gedichte vorgetragen; ihr Versmaß wurde besprochen und jede einzelne kleine Schönheit besonders hervorgehoben. Musik und Theater, kurz alles, was der griechische Geist zum Schmuck des Lebens erfunden hatte, wurde gewürdigt. Petronius, der viel gebildeter war als Tigellinus oder irgend ein anderer Höfling, mußte hier notwendig mit seinem Geist, seiner Beredsamkeit und seinem feinen Geschmack die erste Rolle spielen. Nero bevorzugte seine Gesellschaft, fragte ihn in allen Dingen um Rat, berücksichtigte diesen, wenn er dichtete oder seine Verse in Musik setzte, und bezeugte ihm mehr Freundschaft denn je.



Der Triumph des Petronius schien für immer gesichert, und alle suchten, sich bei ihm in Gunst zu sehen. Viele waren innerlich befriedigt, daß ein Mann die erste Stelle einnahm, der stets eine feste Ansicht hatte, nicht rachfüchtig war und sein Übergewicht nicht zum Schaden anderer ausnützte. Häufig hätte er Gelegenheit gehabt, Tigellinus gänzlich zu verderben; er begnügte sich aber damit, ihn mit seinem Mangel an Bildung und Geschmack lächerlich zu machen.

Der Senat in Rom atmete auf. Seit anderthalb Monaten war kein Todesurteil mehr gefällt worden. Man flüsterte sich zwar allerlei in die Ohren von den raffinierten Lebensgenüssen, denen der Cäsar und sein Günstling sich hingeben sollten, aber jedermann wollte lieber von einem verfeinerten Cäsar regiert werden, als von dem verrohten, der er in der Hand des Tigellinus war. Tigellinus selbst gab seine Sache verloren, denn der Cäsar versicherte immer wieder, am ganzen Kaiserhofs gebe es nur zwei wahre Griechen, zwei Seelen, die einander verstünden, ihn selbst und Petronius.

Petronius schien auf seine Stellung gar kein Gewicht zu legen und machte oftmals den Eindruck, als spottete er über die ganze Welt, sich und den Cäsar mit einbegriffen. Zu Zeiten erlaubte er sich sogar, Nero ins Gesicht abfällig zu beurteilen, und wenn alle meinten, er sei zu weit gegangen, verstand er, seinen Tadel in eine so feine Schmeichelei zu verwandeln, daß er nur Vortheil davon hatte.

Eines Tages las der Cäsar einer kleinen gewählten Gesellschaft eine Stelle aus seiner „Trojade“ vor. Als er geendet hatte und die Ausrufe der Bewunderung verhallt waren, sagte Petronius als Antwort auf einen fragenden Blick des Kaisers: „Schlechte Verse, nur wert, ins Feuer geworfen zu werden.“

Allen stand vor Schrecken das Herz still; seit seiner Kindheit hatte der Kaiser einen solchen Tadel aus keinem Munde mehr gehört. Nur Tigellinus strahlte vor Freude, aber Vinicius erblaßte. Er meinte, Petronius sei zum erstenmal in seinem Leben betrunken.

Mit honigsüßer, aber vor verletzter Eitelkeit bebender Stimme fragte Nero: „Was hast du daran auszusetzen?“

Petronius blieb ganz gelassen. „Glaube doch diesen nicht,“ sagte er, auf die Anwesenden deutend. „Sie verstehen nichts davon. Ich will dir sagen, was ich an deinen Versen auszusetzen habe. Wären sie von Virgil oder Ovid oder selbst von Homer, so fände ich sie gut, aber von dir sind sie es nicht. Du hast nicht das Recht, so schwache Verse zu schreiben. Deine Feuersbrunst flammt nicht genügend. Höre nicht auf Lucanus Schmeicheleien. Hätte er die Verse geschrieben, so würde ich sie als genial anerkennen.“

Aber bei dir ist es eine andere Sache. Du bist größer als sie sind. Wen die Götter so reich begabt haben, von dem darf man viel mehr erwarten. Du hast es in dir, ein Werk hervorzubringen, wie die Welt noch keines gesehen hat. Ich sage dir ins Gesicht, schreibe bessere Verse."

Die Augen des Cäsars schimmerten feucht vor Entzücken. „Ja, die Götter haben mir ein wenig Talent verliehen," sagte er. „Aber sie haben mir etwas noch viel Besseres gegeben — einen Kenner und wahren Freund, der allein es wagt, mir die Wahrheit ins Gesicht zu sagen."

Er streckte seine fette Hand aus gegen einen aus dem Tempel von Delphi gestohlenen Leuchter, als ob er die Verse verbrennen wollte. Rasch nahm sie ihm Petronius aus der Hand, bevor die Flamme den Papyrus faßte. „Nein, nein!" rief er. „Auch so, wie sie sind, gehören sie der Menschheit. Schenke sie mir!"

„Dann erlaube mir, sie dir in einer nach meiner eigenen Angabe gefertigten Kapsel zu übersenden," erwiderte Nero, indem er Petronius umarmte.

„Ja, du hast recht," fuhr er einen Augenblick später fort. „Meine Feuersbrunst brennt nicht, wie sie brennen sollte. Ich meinte jedoch, ich hätte genug erreicht, wenn meine Verse denen Homers gleichkämen. Aber Schüchternheit, Mangel an Selbstvertrauen war von jeher mein Fehler. Du hast mir die Augen geöffnet. Weißt du, woher der Fehler kommt? Wenn ein Bildhauer eine Statue machen will, dann sucht er sich zuerst ein passendes Modell. Mir hat das Modell gefehlt, denn ich habe niemals eine brennende Stadt gesehen. Darum fehlt meiner Schilderung die Wahrheit."

„Nur ein wirklich großer Künstler ist fähig, das einzusehen."

Nero sann eine Weile nach, dann sagte er: „Beantworte mir eine Frage, Petronius. Bedauerst du, daß Troja verbrannt worden ist?"

„Bedauern? Durchaus nicht. Und weißt du auch, warum nicht? Troja wäre nicht verbrannt worden, wenn Prometheus den Menschen nicht das Feuer gegeben und Priamus nicht Krieg mit den Griechen geführt hätte. Ohne das Feuer hätte Achylus seinen Prometheus nicht geschrieben und ohne den Krieg Homer nicht seine Iliade. Diese beiden Dichtungen sind mir lieber als eine kleine und wahrscheinlich unsaubere Stadt, in der jetzt wohl ein unbedeutender Prokurator säße und dich durch seine Streitigkeiten mit den städtischen Behörden langweilte."

„Das nenne ich einmal vernünftig gesprochen," erwiderte der Cäsar. „Für die Kunst ist es erlaubt, nein, ist es sogar Pflicht, alles zu opfern. Ich preise Priamus glücklich, der seine Vaterstadt brennen sehen durfte! Ich habe leider niemals eine brennende Stadt gesehen."

Alles schwieg einen Augenblick, dann ergriff Tigellinus das Wort. „Gib mir nur einen Wink, Cäsar, und ich stecke Antium in Brand,“ sagte er. „Oder wenn du diese Villen und Paläste schonen möchtest, so gebe ich Befehl, daß die Schiffe in Ostia verbrannt werden, oder baue dir eine hölzerne Stadt in den Albaner Bergen, die du selbst in Brand stecken kannst. Soll ich?“

Nero warf ihm einen Blick voll Verachtung zu. „Soll ich mir ein paar brennende Schuppen ansehen?“ fragte er. „Du hast wohl den Verstand verloren, Tigellinus. Ich erkenne, daß du von meinem Talent und meiner Troiade nicht viel hältst, wenn dir dafür irgend ein Opfer zu groß dünkt. Ich müßte treuere und ergebenere Freunde haben!“

Verstört wich Tigellinus zurück, und Nero, als ob er den Gegenstand der Unterhaltung wechseln wollte, fügte hinzu: „Der Sommer ist nahe. Wie muß es in Rom jetzt riechen! Und wir müssen für die Sommerspiele dorthin zurück!“

„Wenn du nachher die Augustianer entlässest, o Cäsar, so erlaube mir, noch einen Augenblick bei dir zurückzubleiben,“ bat Tigellinus.

Eine Stunde später befanden sich Petronius und Vinicius auf dem Heimweg. „Heute habe ich Angst für dich gehabt,“ sagte der junge Mann. „Ich dachte, du müßtest betrunken sein, so mutwillig in dein Verderben zu rennen. Bedenke doch, du spielst mit dem Tod!“

„Das ist meine Arena,“ erwiderte Petronius leichtthin. „Ich freue mich des Gefühls, daß ich der beste Fechter darin bin. Wenn ich wollte, könnte ich Tigellinus ganz verderben und sein Nachfolger als Präsekt der Prätorianer werden. Dann hätte ich sogar den Notkopf selbst in meiner Hand. Aber ich bin zu träg dazu. Ich ziehe mein jetziges Leben vor, selbst mit den Verfen des Cäsars.“

„Sind sie wirklich so schlecht? Ich verstehe nichts davon.“

„Nicht schlechter als viele andere. Lucanus hat im kleinen Finger mehr Talent, aber gänzlich fehlt es dem Notkopf nicht daran. Jedenfalls hat er eine große Liebe für Musik und Dichtkunst. Manchmal tut er mir leid; er ist eine seltsame Mischung. Caligula war auch verrückt, war aber doch kein ganz so lächerlicher Kerl.“

„Wer weiß, wie weit der Notkopf seine Verrücktheit noch treibt.“

„Das kann kein Mensch wissen. Es können Dinge geschehen, worüber sich die Nachwelt noch Jahrhunderte lang auf den Kopf stellen wird. Gerade dies fesselt mich an ihn. Ich spüre zwar oftmals Langeweile, aber mit einem andern Cäsar wäre es mir vermutlich noch langweiliger. Wäre der Cäsar Christ, dann könnten wir allerdings ruhiger leben. Aber dein wirklich sehr beredter Prophet aus Tarsus begreift nicht, wenn er mich zu überzeugen

sucht, daß in dieser Unsicherheit für mich gerade der Reiz des Lebens liegt. Und eine freudige Lehre ist die seine gewiß nicht. Du bist niedergedrückter als je von Rom zurückgekehrt. Wenn das die Folge der christlichen Art zu lieben ist, dann habe ich keine Lust, dein Beispiel nachzuahmen."

"Das will ich dir erklären," erwiderte Vinicius. „Ich schwöre dir, daß ich in früherer Zeit niemals auch nur einen Vorgesmack des Glücks empfunden habe, in dem ich jetzt lebe. Dennoch erfüllt mich ein unendliches Sehnen, und wenn ich fern von Ligia bin, habe ich ein Vorgefühl, daß ihr irgend eine Gefahr drohe."

"In zwei Tagen hoffe ich dir die Erlaubnis ausgewirkt zu haben, Antium zu verlassen, so lange du willst. Poppäa ist etwas weniger aufgereggt, und soviel ich sehe, droht dir und Ligia von dieser Seite keine Gefahr."

"Aber heute hat sie mich gefragt, was ich in Rom getan hätte, und ich bin doch ganz im geheimen dort gewesen."

"Vielleicht hat sie dir durch Spione nachspüren lassen. Aber auch sie wird in Zukunft mit mir rechnen müssen."

"Ich will dir sagen, was mich bedrückt. Ligia und ich saßen in einer Nacht, die so schön war wie diese, Seite an Seite, und machten Zukunftspläne; ich kann dir gar nicht beschreiben, wie glücklich wir uns fühlten. Da fingen plötzlich die Löwen an zu brüllen. Du weißt, ich bin nicht leicht in Angst zu jagen, aber seit jenem Augenblick habe ich keine Ruhe mehr. Ich habe das Brüllen immer noch in den Ohren und bin von einer ständigen Unruhe befallen und von dem Gefühl, Ligia bedürfe meines Schutzes gegen irgend etwas Entsetzliches, vielleicht sogar gerade gegen diese Löwen. Ich bin wie auf der Folter. Darum verschaffe mir die Erlaubnis zu gehen, sonst gehe ich ohne sie. Ich kann nicht länger bleiben, ich kann nicht!"

Petronius lachte. „So weit sind wir doch noch nicht, daß die Edeln und ihre Frauen den Löwen in der Arena vorgeworfen werden. Jeder andere Tod kann dir bevorstehen, aber der nicht. Es brauchen nicht einmal Löwen gewesen zu sein, die so gebrüllt haben; die germanischen Auerstiere brüllen auch nicht sanfter. Ich lache über Dmen und Vorgefühle. In der letzten Nacht habe ich Sterne fallen sehen wie ein Regen. Mander hätte sich durch diesen Anblick beunruhigt gefühlt, ich aber dachte nur: „Wenn mein Stern mit dabei ist, dann fehlt es mir wenigstens nicht an Gesellschaft.“ Er dachte einen Augenblick nach, dann fuhr er fort: „Wenn dein Christus wirklich von den Toten auferstanden ist, dann kann er euch beide auch vor dem Tod beschützen.“

"Das kann er," erwiderte Vinicius und schaute zu dem sternbesäten Himmelsgewölbe auf.

ACHTZEHNTE KAPITEL

Nero sang zu eigener Begleitung eine Hymne zu Ehren der Göttin von Zypern, die er selbst gedichtet und in Musik gesetzt hatte. Er war an diesem Tage sehr gut bei Stimme und fühlte, daß sein Gesang die Hörer entzückte. Dieses Gefühl riß ihn hin; er sah wie gottbegeistert aus und erblaste vor wahrer innerer Bewegung. Vielleicht zum erstenmal in seinem Leben war er taub für die Lobpreisungen seiner Umgebung und saß gesenkten Kopfes, auf seine Leier gestützt da. Plötzlich stand er auf und sagte: „Ich bin müde und brauche frische Luft. Reiche mir deinen Arm, Vinicius, und du, Petronius, komm mit. Wir wollen von Musik reden.“

Zusammen gingen sie auf die Terrasse hinaus, deren alabasterner Boden mit Safranblüten bestreut war.

„Hier ist leichter zu atmen,“ sagte Nero. „Ich bin erregt und ernst gestimmt, obwohl ich sehe, daß ich mit diesem Gesang, den ich euch zur Probe vorgesungen habe, überall öffentlich auftreten kann und einen Triumph feiern, wie noch kein Römer einen erlebt hat.“

„Du kannst hier und in Rom und in Achaia damit auftreten,“ erwiderte Petronius. „Aus tiefster Seele bewundere ich dich, du Göttlicher.“

„Das weiß ich. Du bist zu lässig, um dich bis zur Schmeichelei aufzuraffen. Du bist so aufrichtig wie Tullius Senecio, aber du hast mehr Kunstverständnis. Ich habe immer gesagt, daß in ganz Rom mich kein Mensch versteht als du allein. Wohl bin ich Cäsar, und die Welt ist mein. Aber wenn ich spiele und singe, erschließen sich mir neue Reiche und bisher unbekannte Genüsse, die ich nicht zu benennen weiß; ich fühle sie nur. Das Unendliche scheint mir nahe zu sein. Ich sage dir“ — hier bebte seine Stimme vor wahrer innerer Bewegung — „ich, ein Cäsar und ein Gott, komme mir vor wie ein Staubkorn. Kannst du das glauben?“

„Ja, aber nur ein wahrer Künstler kann so stark empfinden, wie unbedeutend er selbst ist, der Kunst gegenüber.“

„Heut ist die Nacht der Aufrichtigkeit, und ich enthülle dir meine Seele als einem Herzensfreund. Meinst du, ich sei blind und hätte keinen Verstand? Meinst du, ich wisse nicht, daß an allen Mauern Roms Schmähungen über mich angeschrieben stehen? Ich weiß, daß sie mich Muttermörder und Gattinnmörder nennen und daß sie mich für einen wilden Tyrannen halten, weil mir Tigellinus ein paar Todesurteile gegen meine Feinde abgerungen hat. Ach, niemand glaubt mir — selbst du glaubst es vielleicht nicht — aber ich fühle mich zuzeiten, wenn die Musik mein Herz bewegt,

so unschuldig wie ein Kind in der Wiege. Ich schwöre dir, ich spreche nur die Wahrheit. Kein Mensch ahnt, wie viel Güte in diesem Herzen wohnt, und welche Schätze es birgt, zu denen die Musik das Tor erschließt.“

Petronius zweifelte nicht, daß Nero in diesem Augenblick wirklich aufrichtig sprach, und daß die Musik die edleren Regungen seiner Seele, die unter Selbstsucht, Laster und Verbrechen verborgen lagen, ans Tageslicht brachte.

„Man muß dich so genau kennen, wie ich dich kenne, um dich richtig zu schätzen,“ sagte er. „Rom hat nie die Gelegenheit dazu gehabt.“

Der Cäsar stützte sich noch schwerer auf den Arm des Vinicius, als werde er von der Last dieser Ungerechtigkeit zu Boden gedrückt.

„Tigellinus hat mir gesagt, man flüstere im Senat einander zu, Diodorus und Trepnos spielten die Leier besser als ich. Nicht einmal das gönnen sie mir! Du, der du immer die Wahrheit sprichst, sage mir, spielen sie besser als ich oder vielleicht ebenso gut?“

„Keineswegs. Du spielst sicherer und mit größerer Kraft. In deinem Spiel kommt der wahre Künstler zum Ausdruck, das ihre zeugt nur von Fingerfertigkeit. Hat man sie gehört, so begreift man den Wert deines Spieles erst recht.“

„Wenn das so ist, dann sollen sie am Leben bleiben. Sie werden nie ahnen, welchen Dienst du ihnen soeben erwiesen hast. Ich bin Künstler vor allem andern, denn die Musik enthüllt mir das Außerordentliche, das ich mit allen mir von den Göttern verliehenen Kräften suche. Zuweilen meine ich, ich müßte, um die wahre Höhe zu erreichen, irgend etwas vollbringen, das noch kein Mensch vollbracht hat; im Guten und im Bösen müßte ich die ganze Menschheit übertreffen. Nur wenn ich größer sei als alle Menschen, könne ich auch der größte Künstler sein.“

Und nun flüsterte er Petronius in die Ohren: „Du mußt wissen, darum habe ich meine Mutter und meine Gattin zum Tode verurteilt; ich wollte vor dem Tor der unbekanntten Welt die größte Opfergabe niederlegen, die ein Mensch darbringen kann. Dann, dachte ich, werde sich die Pforte öffnen, und ich könnte das Unbekannte schauen. Aber dieses Opfer war ungenügend, die Pforte ging nicht auf. Ein noch größeres Opfer ist notwendig. Wie das Schicksal will!“

„Was beabsichtigst du?“

„Du wirst es schon sehen und eher, als du denkst. Wisse, es gibt zwei Nerone, einen, den die Welt kennt, und einen Künstler, den du allein kennst, und selbst du, Geliebter, ahnst noch nicht, welcher großer Künstler ich bin. Ach, wie fade wird einst die Welt sein, wenn ich nicht mehr da bin! Es ist schwer für einen Menschen, die höchste Gewalt und die höchste Künstlerchaft in sich zu vereinen.“

„Ich fühle die größte Teilnahme für dich, o Cäsar, und Vinicius ebenso, der dich in tiefster Seele vergöttert.“

„Ich habe ihn immer gut leiden mögen, obwohl er dem Mars dient und nicht den Musen,“ sagte Nero.

„Vor allen Dingen dient er der Venus,“ erwiderte Petronius. Dann entschloß er sich rasch, mit einem Schlag alle die Gefahren zu zerstreuen, die seinen Neffen bedrohten, und fuhr fort: „Er ist verliebt, wie Troilus in Cressida. Erlaube ihm, o Herr, nach Rom zurückzukehren, denn hier verzehrt er sich vor Sehnsucht. Weißt du, daß die ligische Geißel, die du ihm geschenkt hast, wieder aufgefunden ist? Vinicius hat sie, als er nach Antium ging, in die Hut eines gewissen Linus gestellt. Du warst eben mit deiner Hymne beschäftigt, und das war wichtiger als alles andere, darum habe ich dir nichts davon gesagt. Sie ist so tugendhaft wie Lucretia, und nun hat er sich in ihre Tugend verliebt und möchte sie gerne heiraten. Diese Ehe wäre für ihn keine Schande, denn sie ist die Tochter eines Königs. Er wartet nur auf deine Erlaubnis.“

„Die ist ihm gewin. Das Mädchen ist schön, aber zu schmal in den Hüften. Augusta Poppäa hat sich beklagt, sie habe unser Kind mit bösem Blick angesehen.“

„Und ich habe auf diesen Vorwurf schon einmal erwidert, daß auf Götter der böse Blick keinen Einfluß hat.“

Der Kaiser wandte sich an Vinicius. „Liebst du sie wirklich, wie Petronius behauptet?“

„Herr, ich liebe sie!“ erwiderte Vinicius.

„Dann befehle ich Dir, morgen nach Rom zu gehen und sie zu heiraten! Erscheine nicht wieder vor meinen Augen ohne den Trauring am Finger.“

„Ich danke dir aus tiefster Seele, o Herr!“

„Gewähre mir noch eine Bitte, du Göttlicher,“ sagte Petronius. „Verkündige diesen deinen Willen noch einmal in Anwesenheit der Augusta. Vinicius würde nicht wagen, ein Mädchen zu heiraten, dem die Augusta nicht wohl will; du, Herr, kannst mit einem Wort ihrem Vorurteil ein Ende machen, wenn du erklärst, daß dies dein Befehl ist.“

„Gut,“ erwiderte der Cäsar. „Dir und Vinicius kann ich nichts abschlagen.“

Nero wandte sich nun wieder dem Hause zu, und die beiden folgten ihm mit freudig klopfenden Herzen. Im Atrium trafen sie den jungen Nerva und Tullius Senecio im Gespräch mit der Augusta, und Diodoros und Trepnos, die ihre Instrumente stimmten. Nero setzte sich in einen mit Schildpatt eingelegten Sessel und flüsterte einem jungen Griechen, der daneben stand, etwas ins Ohr. Der Junge verschwand und kam gleich dar-

auf mit einem goldenen Kästchen wieder zurück. Nero öffnete es, nahm eine Halskette aus großen Opalen heraus und rief:

„Diese Steine sind des heutigen Abends würdig!“

„Die Morgenröthe glänzt in ihnen,“ sagte Poppäa, die meinte, der Schmuck sei für sie bestimmt.

Der Cäsar schwenkte die Kette ein paarmal hin und her, dann sagte er: „Vinicius, bringe dieses Halsband als mein Geschenk der jungen Ligierin; ich befehle dir, sie zu heiraten.“

Poppäas Augen glitzerten vor Wut und Erstaunen; sie schaute erst den Cäsar, dann Vinicius an, und schließlich blieben ihre Blicke an Petronius haften. Dieser saß nachlässig zurückgelehnt in einem Sessel und ließ seine Finger über den Griff einer Harfe gleiten, als wolle er sich ihre Form einprägen.

Nachdem Vinicius dem Cäsar gedankt hatte, trat er zu Petronius und sagte leise: „Wie kann ich dir für das danken, was du mir heute getan hast!“

„Laß dir den Schlaf nicht mehr durch brüllende Löwen noch andere schlimme Vorzeichen vertreiben und lobe des Cäsars Gefänge. Schon greift er wieder zur Leier. Halte den Atem an, lausche und vergieße Tränen der Rührung.“

Und wirklich, in diesem Augenblick nahm der Cäsar die Leier in die Hand. Jedes Gespräch stockte sofort. Trepnos und Dioborus, die Nero begleiteten sollten, schauten dem Cäsar auf den Mund und warteten auf den ersten Ton.

Plötzlich entstand draußen ein Lärm, und Lakon, ein Freigelassener des Cäsars, und der Konsul Lecanius stürzten herein. Argerlich runzelte Nero die Brauen.

„Vergib mir, göttlicher Cäsar!“ rief Lakon ganz außer Atem. „Rom brennt! Der größte Teil der Stadt steht in Flammen!“

Alles sprang auf; Nero warf die Leier weg und rief: „Ihr Götter! Ich soll eine brennende Stadt sehen und kann meine Trojade vollenden! Kann ich den Brand noch sehen, wenn ich sofort abreise?“ fragte er den Konsul.

„Herr!“ erwiderte der schreckensbleiche Konsul. „Die Stadt ist ein Feuermeer, der Rauch erstickt die Menschen. Sie fallen in Ohnmacht oder stürzen sich wie wahnsinnig selbst ins Feuer. Kom geht unter, o Herr!“

Einen Augenblick herrschte Stille, die durch Vinicius unterbrochen wurde. „Ich Unglücklicher! Wehe mir!“ rief er. Dann warf er seine Toga von sich und lief, nur mit der Tunica bekleidet, aus dem Palast.

Nero aber hob die Hände zum Himmel auf und rief:

„Wehe dir, Priamos' heilige Stadt!“

NEUNZEHNTE KAPITEL



Vinicius nahm sich kaum Zeit, einigen Sklaven zu befehlen, ihm nachzukommen; dann warf er sich auf sein Pferd und jagte durch die leeren Straßen Antiums auf Laurentum zu. „Rom brennt!“ gelte es ihm beständig in den Ohren, und er stachelte sein Pferd zu größtmöglicher Eile. Es war eine helle Mondnacht, und der idumäische Hengst schoß mit vorgestrecktem Hals wie ein Pfeil dahin, an den regungslosen Zypressen und den weißen Villen vorbei. Von dem Hufschlag erwachten die Hunde und bellten der gespensterhaften Erscheinung nach. Wie ein Sturmwind war Vinicius durch Laurentum gerast und hielt nun auf Ardea zu, wo er, wie auch in Aricia, Bovillä und Ustrinum immer frische Pferde bereitstehen hatte, damit er so schnell als möglich von Antium nach Rom kommen konnte.

Im Nordosten hinter Ardea stieg ein rosiger Schimmer am Himmel auf. Es konnte dies die dämmernde Morgenröte sein, aber Vinicius stieß einen Schrei der Wut und Verzweiflung aus, als ihm einfiel, dies sei vielleicht schon die Feuerlohe der brennenden Stadt, und er verlor alle Hoffnung, Livia zu retten oder überhaupt Rom zu erreichen, ehe die Stadt ein Aschenhaufen war. Er wußte nicht, in welchem Stadtteil das Feuer ausgebrochen war, aber er nahm mit Bestimmtheit an, der Stadtteil jenseits der Tiber mit seinen Lagerhäusern, Scheunen und Holzschuppen werde das erste Opfer der Flammen geworden sein.

Feuersbrünste waren in Rom keine seltene Erscheinung, und Plünderungen und allerlei Gewalttaten waren dabei an der Tagesordnung, besonders in den von den Armen und Halbbarbaren bewohnten Stadtteilen. Was mochte sich da alles in der Tibervorstadt zutragen, in dem Gebiet, wo aller Abschaum wohnte, der in Rom zusammenströmte. Selbst der Gedanke an Ursus war Vinicius nur ein schwacher Trost, denn was vermochte ein Einzelnr, und wäre er selbst ein Titane, gegen die Gewalt einer so riesigen Feuersbrunst.

Die Furcht vor einem Slavenaufstand lag seit Jahren wie ein schwarzer Schatten über Rom. Von Mund zu Mund flüsterete man sich zu, Hunderte und Tausende der Sklaven hegten immer noch die Träume aus der Zeit des Spartakus und warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, um die Waffen gegen ihre Unterdrücker und gegen Rom zu ergreifen. Und nun war der Augenblick gekommen! Vielleicht rasten in der Stadt jetzt schon neben dem Feuer auch noch Mord und Totschlag. Möglicherweise waren

sogar die Prätorianer selbst auf Befehl des Cäsars mordend über die Einwohner der Stadt hergefallen.

Bei diesem Gedanken standen dem Vinicius vor Entsetzen die Haare zu Berge. Er überdachte all die Reden von brennenden Städten, die in der letzten Zeit am Hofe des Kaisers gefallen waren, und Neros Klagen, daß er den Brand einer Stadt schildern solle, da er doch niemals eine Stadt habe brennen sehen, und sein verächtliches Ablehnen, als Tigellinus anbot, Antium oder eine für diesen Zweck erbaute hölzerne Stadt in Brand zu stecken, und endlich seine Schmähreden gegen Rom und die übelriechenden Gassen der Subura. Jawohl, der Cäsar hatte befohlen, Rom anzuzünden! Er allein war fähig, einen solchen Befehl zu geben, und Tigellinus allein war imstande, ihn auch wirklich auszuführen. Und wenn Rom auf des Cäsars Befehl verbrannt wurde, wer wollte dafür stehen, daß er nicht auch die Bevölkerung hinmorden ließ? Das Ungeheuer war auch dazu vollständig fähig. Feuersbrunst, Sklavenaufstand, Bürgermord! Und Livia mitten darin!

Die tiefen Seufzer des Vinicius gefellten sich zu dem Schnauben des Pferdes, das mit seinem letzten Atem den bergan führenden Weg nach Aricia hinanstürmte. Wer konnte sie retten aus der brennenden Stadt! In diesem Augenblick kam wie ein Sturmwind ein Reiter aus der entgegengesetzten Richtung daher und rief im Vorbeireiten: „Rom geht unter!“ Und mit neuem Eifer peitschte Vinicius sein Pferd, um so mehr, als jetzt im Mondschein die weißen Mauern Aricias — die Mitte seines Weges nach Rom — sichtbar wurden. Bald war er am Merkurtempel, der in einem Haine vor der Stadt stand, vorbeigesprengt. Die große Neuigkeit war schon bis hierher gedrungen, denn vor den Toren war Tumult, und von allen Seiten schrie es: „Rom brennt! Die Stadt steht in Flammen! Ihr Götter, rettet Rom!“ Das Pferd strauchelte und wäre gefallen, wenn es der Reiter nicht noch emporgerissen hätte, gerade vor dem Wirtshaus, worin Vinicius ein frisches Pferd stehen hatte. Seine Sklaven standen vor der Thür und eilten auf seinen Befehl, ihm ein frisches Pferd zu bringen.

Vinicius, der eine Abteilung von zehn berittenen Prätorianern erblickte, die augenscheinlich Nachricht vom Brande der Stadt nach Antium bringen sollten, lief diesen entgegen mit der eifrigen Frage: „Welcher Stadtteil brennt?“

„Wer bist du?“ fragte der Anführer.

„Vinicius, Kriegstribun und Augustianer. Gib Antwort, bei deinem Haupt!“

„Herr, das Feuer ist in der Nähe des Zirkus Maximus ausgebrochen. Als wir wegritten, stand die Mitte der Stadt bereits in Flammen.“

„Und die Tibervorstadt?“

„Dorthin war das Feuer noch nicht gedrungen, aber es fällt mit Wut über die neuen Stadttheile her. Die Menschen ersticken im Rauch und von der Hitze, und Hilfe ist unmöglich.“

Das frische Pferd wurde jetzt vorgeführt, und Vinicius schwang sich darauf und sprengte davon. Der Weg nach Albanum führte bergauf, und Vinicius wußte, daß er vom Gipfel des Hügels aus Rom sehen könne. Von Albanum bis Rom erstreckte sich auf beiden Seiten der Appischen Straße die Ebene der Campagna, durch die sich nur die Wasserleitungen mit ihren Bogen hinzogen und nichts die Aussicht hemmte.

„Sobald ich oben bin, werde ich die Flammen sehen,“ sagte sich Vinicius, und wieder peitschte er sein Pferd. Aber noch ehe er den Gipfel erreicht hatte, spürte er den Wind im Gesicht, und Brandgeruch kam ihm in die Nase. Als er endlich oben war, hatte er einen entsetzlichen Anblick. Die ganze Ebene war in Rauch gehüllt, gerade wie wenn eine riesige Wolke unten auf der Erde läge, und in diese Wolke waren Städte, Wasserleitungen, Häuser und Bäume eingehüllt. Aber jenseits dieser grauen Masse flammte die brennende Stadt!

Das Feuer glich jedoch nicht einer einzigen Flammensäule, wie es der Fall ist, wenn ein einzelnes Haus brennt, sondern eher einem roten Gürtel, gleich der beginnenden Morgenröthe. Und über diesem Gürtel wogte wieder der Rauch; an einzelnen Stellen war er ganz schwarz, an andern rötlich beleuchtet, wieder an andern blutrot. Zuweilen schien es, als wolle diese Riesenwoge sogar den roten Gürtel verschlingen, der schmaler und schmaler wurde, bis er nur noch eine Linie war. Dann wurde dieser Rauchwall wieder jäh von unten beleuchtet, daß seine unteren Schichten aufflammen wie Feuerwogen. Dieser rote Gürtel umsäumte den ganzen Horizont, und von den Sabiner Bergen war überhaupt nichts zu sehen.

Vinicius' erster Eindruck war, daß nicht nur die Stadt, sondern die ganze Welt in Flammen stehe, und daß aus diesem Flammenmeer und dieser Rauchwoge kein Mensch gerettet werden könne. Der Wind, der von der Brandstätte herwehte, wurde stärker und ebenso der Brandgeruch, und der mit hergeführte Dunst hüllte allmählich selbst die nächsten Gegenstände ein.

Der Tag war vollständig angebrochen, und die Sonne beleuchtete die Berge um den Albaner See; aber ihre Strahlen schimmerten in einem blassen und fahlen Rot durch den Dunst. Je näher Vinicius Albanum kam, desto dichter und undurchdringlicher wurde der Rauch. Die Stadt selbst war vollständig eingehüllt. In den Straßen drängten sich die entsetzten Einwohner. Es war schrecklich zu denken, wie es in Rom sein mußte,

wenn es schon in Albanum fast nicht möglich war zu atmen. Vinicius fühlte sich von neuer Verzweiflung erfaßt, und seine Haare sträubten sich. Er versuchte jedoch, sich so gut als möglich zu beruhigen. „Es ist unmöglich, daß die ganze Stadt in Flammen steht,“ dachte er. „Der Nordwind treibt den Rauch hierher; auf der andern Seite ist keiner. Die Tibervorstadt, durch den Fluß von dem Feuerherd getrennt, ist vielleicht ganz sicher. Ursus braucht sich nur mit Ligia durch das Janiculische Thor zu flüchten, dann sind beide gerettet. Es ist auch völlig unmöglich, daß die weltbeherrschende Stadt mit ihrer ganzen Bevölkerung untergeht. In allen erstürmten Städten, wo Mord und Brand wütheten, sind doch immer einige von den Einwohnern dem Untergang entronnen. Warum sollte Ligia umkommen? Gott schütze sie — er, der den Tod besiegt hat!“

Als er Albanum hinter sich gelassen hatte, dessen Einwohner vielfach auf den Dächern und Bäumen saßen, um die Feuersbrunst besser zu sehen, beruhigte er sich wirklich einigermaßen. Es fiel ihm plötzlich ein, daß Ligia nicht nur von Ursus und Linus beschützt sei, sondern auch von Petrus, der ihm fast ein übernatürliches Wesen zu sein schien und dem er jedes Wort glaubte. Petrus hatte seine Liebe gesegnet und ihm Ligia versprochen, also konnte sie nicht in den Flammen umkommen. Mochte auch die ganze Stadt niederbrennen, auf ihr Gewand konnte kein Funke fallen. In seiner Erregung durch die schlaflose Nacht und den wilden Ritt war er überreizt und alles schien ihm möglich. Petrus würde das Kreuzeszeichen über die Flammen machen und sie teilen, daß sie unverlezt hindurchschreiten konnten. Ihm war die Zukunft bekannt; sicherlich hatte er die Christen gewarnt und sie beizeiten aus der Stadt geführt. Ligia, die er liebte wie sein eigenes Kind, war sicherlich unter den Geretteten. Ja, Vinicius fing an zu hoffen, er könne sie, die aus der Stadt flohen, auf dem Wege treffen. Dies kam ihm um so möglicher vor, als er jetzt immer mehr Flüchtlinge aus der Stadt auf dem Wege fand, ja er mußte ihretwegen die Geschwindigkeit seines Rittes mäßigen. Fußgänger mit ihren Habseligkeiten, schwer beladene Maulthiere, Pferde und Wagen, auch Sänften, in denen sich reichere Bürger von ihren Sklaven aus der Stadt tragen ließen, kamen ihm entgegen. Ustrium war so voll von Flüchtlingen, daß er kaum durchkommen konnte. Auf dem Forum, unter den Säulengängen der Tempel und in den Straßen drängte sich der Schwarm. Hie und da erhoben sich Zelte, in denen ganze Familien Unterkunft gefunden hatten. Andere hatten sich unter freiem Himmel gelagert und riefen die Götter an oder verfluchten das Schicksal. In der allgemeinen Panik war es schwierig, irgendeine bestimmte Auskunft zu erhalten. Wen er anredete, der gab entweder keine Antwort oder schrie, die Stadt, ja die Welt gehe unter. Jeden Augenblick kamen

neue Scharen von Männern, Weibern und Kindern von Rom her und vermehrten die allgemeine Verwirrung. Viele suchten verzweiflungsvoll nach verloren gegangenen Angehörigen; andere kämpften um einen guten Lagerplatz. Scharen von wilden Campagnahirten liefen der Stadt zu, theils aus Neugierde, theils in der Hoffnung, in der allgemeinen Verwirrung plündern zu können. Sklaven und Gladiatoren hatten bereits mit der Plünderung begonnen und kämpften mit den Soldaten, die zum Schutz der Einwohner aufgeboten worden waren.

Durch den Senator Junius, den Vinicius vor der Herberge antraf, umgeben von einer Schar batavischer Sklaven, erhielt er die erste zusammenhängende Nachricht über den Brand. Das Feuer sei ausgebrochen, wo der Zirkus Maximus an den Palatin und den Cälius stößt, und habe sich mit rasender Schnelligkeit ausgebreitet, bis die ganze Stadtmitte ergriffen gewesen sei. Seit der Eroberung der Stadt durch Brennus sei sie von keinem so großen Unglück getroffen worden.

„Der ganze Zirkus und die ihn umgebenden Kaufläden und Häuser sind in Flammen aufgegangen,“ erzählte Junius. „Der Aventin und der Cälius stehen in Flammen. Vom Palatin her hat das Feuer die Carinā erreicht.“ Und Junius, der in der Carinā einen prächtigen Palast besaß, stöhnte laut. Vinicius ergriff ihn an der Schulter und schüttelte ihn. „Ich habe auch ein Haus in der Carinā,“ sagte er. „Aber wenn alles untergeht, dann soll es nur mit verderben.“

Plötzlich fiel ihm ein, daß er Ligia geraten hatte, zu Aulus zurückzukehren, und in der Angst, sie könnte diesen Rat befolgt haben, fragte er: „Wie steht's um den Vicus Patricius?“

„Der steht in Flammen.“

„Und die Tibervorstadt?“

Junius warf ihm einen verwunderten Blick zu. „Was kümmert dich die?“ fragte er erstaunt.

„Die ist mir wichtiger als ganz Rom!“ rief Vinicius heftig.

„Du kannst nur durch die Via Portuensis hingelangen, denn die Hitze auf dem Aventin würde dich ersticken. Als ich wegging, hat es jenseits der Tiber noch nicht gebrannt; ob das Feuer inzwischen auch bis dorthin gedrungen ist, das wissen die Götter.“ Junius zauderte eine Weile, dann fuhr er leise fort: „Ich weiß, du wirst mich nicht verraten, deshalb will ich dir sagen, daß dies keine gewöhnliche Feuersbrunst ist. Der Zirkus durfte nicht gelöscht werden, und als die Häuser rund herum zu brennen angingen, schrien Tausende von Stimmen: „Tod jedem, der zu löschen versucht!“ Männer liefen durch die Stadt und warfen brennende Fackeln in die Häuser. Das Volk wird aufrührerisch und schreit, die Stadt sei auf

Befehl des Cäsars in Brand gesteckt worden. Ich sage sonst nichts mehr. Wehe der Stadt, wehe uns allen, wehe mir! Keine Zunge vermag zu sagen, was dort alles vorgeht. Die Menschen kommen in den Flammen um oder schlagen einander tot. Das ist das Ende Roms!" Und wieder fing er an zu jammern: „Wehe der Stadt, wehe uns allen!"

Vinicius sprang auf sein frisches Pferd und eilte auf der Appischen Straße weiter. Aber nur mit großer Mühe konnte er sich durch den Menschenstrom, der sich von der Stadt herwälzte, hindurchdrängen. Die ganze, jetzt frei vor ihm liegende Stadt war von einem Riesenbrand umzingelt, und Rauch und Feuer hauchten eine entsetzliche Hitze aus. Selbst das immer lauter werdende Menschengeschrei konnte das Zischen und Prasseln der Flammen nicht übertönen.

ZWANZIGSTES KAPITEL

Je näher Vinicius der Stadt kam, desto schwieriger wurde es für ihn, sich durch das Gedränge auf der Appischen Straße einen Weg zu bahnen. An dem bei der Porta Appia gelegenen Tempel des Mars schlug die Menge die Tore ein, um sich für die Nacht ein Unterkommen zu verschaffen. In den Begräbnisstätten waren die größeren Grabmäler besetzt, oft erst nach heißen Kämpfen und Blutvergießen. Die Verwirrung in Ustrum hatte nur einen schwachen Vorschmack gegeben von dem, was sich innerhalb der Mauern zutrug. Alle Bande von Gesetz und Ordnung waren gelöst, kein Standesunterschied mehr wurde anerkannt. Sklaven schlugen mit Stöcken auf die Bürger ein, Gladiatoren, berauscht vom Wein, den sie sich im Emporium geholt hatten, rotteten sich zusammen, rannten mit wildem Geschrei durch die Straßen und raubten und mordeten. Barbaren, die zum Verlaufe standen, erkannten in der Feuersbrunst das Ende ihrer Gefangenschaft und die Gelegenheit zur Rache. Sie fielen über die flüchtenden Bürger her, rissen ihnen die Kleider vom Leib und schleppten die jungen Weiber weg. Asiaten, Afrikaner, Griechen, Thrazier, Germanen und Britonen schrien in allen Sprachen, rasten und tobten wie wahnsinnig und wollten sich rächen für Jahre des Elends und der Leiden. Zwischen dieser entsetzlichen Menge glänzten die Helme der Prätorianer im Feuerchein, und die Soldaten kamen häufig ins Handgemenge mit den vertierten Horden, wenn sie die friedlichen Bürger beschützen wollten. Vinicius hatte schon manche erstürmte Stadt gesehen, aber noch niemals war er Zeuge von so viel Verzweiflung, Furcht,

Schmerz, Stöhnen, wilder Freude, Wahnsinn, Wut und solcher Zügellosigkeit gewesen. Und über dieser wogenden, in Verzweiflung rasenden Menschenmenge prasselte das Feuer mit seinem heißen Atem und stiegen Flammensäulen auf von allen sieben Hügeln der größten Stadt der Welt und hüllten selbst das Blau des Himmels in dichten Rauch ein.

Unter fortgesetzter Lebensgefahr erreichte der junge Tribun endlich das Appische Thor, erkannte aber gleich, daß wegen des Gedränges und der entsetzlichen Hitze an ein Weiterkommen nicht zu denken war. Er mußte zurück und unterhalb der Stadt über den Fluß kommen und so die Via Portuensis erreichen, die zu der Tibervorstadt führte. Dies war keine leichte Sache, denn das Gedränge auf der Appischen Straße war noch größer geworden, und er hätte sich mit dem Schwerte Bahn brechen müssen; er hatte aber keine Waffen bei sich.

Am Brunnen des Merkur erblickte er einen ihm bekannten Centurio und befahl ihm, ihn mit seinen Leuten zu begleiten. Vinicius übernahm selbst das Kommando und setzte für den Augenblick die von Paulus gepredigte Nächstenliebe vollständig beiseite; mit Hauen und Stechen bahnte er sich seinen Weg durch die Menge, kam aber doch nur langsam vorwärts. Flüche und Steinwürfe folgten ihm, und überall hörte er Schmähsreden auf den Cäsar und die Prätorianer. Dem Cäsar und Poppäa wurde offen der Tod gedroht; „Hanswurst, Possenreißer, Muttermörder!“ scholl es von allen Seiten. Einige Stimmen schrien, man solle ihn in der Tiber ersäufen, andere riefen, Rom habe lange genug Geduld gehabt. Jeden Augenblick konnten diese Drohungen in offenen Aufruhr ausarten. Endlich erreichte Vinicius den Vicus Alexandri, wo er über die Tiber setzen konnte. Drüben war das Gedränge nicht so gewaltig, und auch der Rauch war geringer; von den Flüchtlingen vernahm er, daß nur einige Gassen der Tibervorstadt in Flammen stünden, aber die seien auch nicht mehr zu retten. Brennende Fackeln seien absichtlich in die Häuser geworfen worden, und die Fackelträger hätten jedes Löschen verhindert und gerufen, sie handelten nach Befehl. Der junge Tribun zweifelte nicht daran, daß Nero den Befehl zu der Brandstiftung gegeben hatte, und die ihm vom Pöbel angedrohte Rache erschien ihm nur gerecht. Sein Maß war mehr als voll, sein Wahnsinn war ungeheuerlich. Neros Stunde hatte geschlagen, so meinte Vinicius; in den Trümmern der Stadt mußte der Possenreißer und Verbrecher untergehen. Ein mutiger Mann, der sich an die Spitze der verzweifelten Menge stellte, konnte das zuwege bringen. Kühne Gedanken stiegen in Vinicius auf. Wenn er dieser Mann wäre! Er würde sich an Nero rächen für die Gefahr, in die Ligia gekommen war. Er würde an des Cäsars Stelle treten, Christi Reich der Gerechtigkeit und Wahrheit

auf Erden errichten, Ligia in Purpur kleiden und sie zur Herrin der Welt machen! Wie Funken stiegen solche Gedanken in ihm auf — und erloschen wie Funken.

Vor allen Dingen mußte Ligia gerettet werden. Jetzt sah er die Feuerbrunst aus der Nähe, und neues Entsetzen ergriff ihn. Vor der schrecklichen Wirklichkeit dieses Feuer- und Rauchmeers erstarb die Hoffnung in seinem Herzen, der Apostel Petrus könnte Ligia erretten. Verzweiflung erfaßte ihn, als er die Via Portuensis erreichte, die geradeaus in die Tibervorstadt führte. Obgleich der größte Teil dieser Vorstadt noch nicht vom Feuer ergriffen war, hüllte der Rauch doch schon alles ein, und die Gassen waren voll mit Flüchtlingen. Es war noch schwerer durchzukommen als anderwärts, denn da die Leute hier mehr Zeit hatten, suchten sie ihre Fahrnis zu retten, und so wurden die Straßen verstopft und ungangbar. Zuweilen prallten zwei Menschenwogen aufeinander, die von verschiedenen Seiten kamen, und traten zu Boden, was sich ihnen in den Weg stellte; Familienangehörige wurden auseinandergerissen, Mütter schrien verzweiflungsvoll nach ihren Kindern, und Vinicius schauderte, wenn er daran dachte, wie es wohl dicht beim Feuer zugehen müsse. Neue Rauchmassen wälzten sich über die Tiber, die Augen schmerzten von dem beißenden Qualm, und die Lungen vermochten kaum mehr zu atmen; die Hitze war unerträglich. Dichter und immer dichter wurde das Gedränge; die Soldaten blieben hinter Vinicius zurück. Sein Pferd wurde von einem Hammer Schlag getroffen; es warf den blutenden Kopf auf, bäumte sich und verweigerte den Gehorsam. Die reiche Tunica des Vinicius verriet den Augustianer, und Rufe ertönten: „Tod dem Nero und seinen Brandstiftern!“ Es war ein Augenblick äußerster Lebensgefahr, Hunderte von Fäusten erhoben sich wider Vinicius, aber sein erschrockenes Pferd jagte mit ihm davon und trat nieder, was ihm in den Weg kam. Immer neue schwarze Rauchwolken wälzten sich herüber, und es wurde ganz finster. Vinicius sah ein, daß er so nicht weiterkommen konnte; er sprang ab und setzte seine Flucht zu Fuß fort. Er drückte sich an die Wand, bis die ihn verfolgende Menge an ihm vorbei war. Nun sagte er sich, daß all seine Anstrengungen vergeblich seien. Vielleicht war Ligia schon draußen aus der Stadt, hatte sich schon durch die Flucht gerettet. Aber er wollte dennoch das Haus des Linus erreichen, und koste es auch sein Leben. Zuweilen blieb er stehen und rieb sich die Augen. Von seiner Tunica riß er ein Stück ab und hielt es vor Nase und Mund; dann lief er weiter. Die Hitze war kaum noch auszuhalten.

Als der junge Tribun das Judenviertel erreichte, wo das Haus des Linus stand, schlugen Flammen aus dem Rauch hervor. Die Tibervorstadt brannte, jedenfalls das Ende des Gäßchens, in dem Ligia wohnte. Und nun

erinnerte er sich, daß das Haus des Linus mitten in einem Garten stand, und dieser Gedanke war ihm ein Trost. Zwischen dem Garten und der Tiber war eine freie Stelle, durch die das Feuer aufgehalten werden konnte. Voll Hoffnung stürmte er weiter, wenn ihm auch jeder Windstoß nicht nur neuen Qualm, sondern auch einen Funkenregen entgegentrieb, der auch das andere Ende des Säfchens in Brand stecken und ihm so die Rückkehr abschneiden konnte. Endlich erblickte er durch den Rauchvorhang hindurch die Zypressen beim Hause des Linus. Die Häuser jenseits der freien Stelle brannten gleich Holzstößen, aber das Haus des Linus war noch nicht ergriffen. Dankbar schaute Vinicius zum Himmel auf und lief weiter, obschon die Luft selbst Feuer zu sein schien. Das Gartentor war geschlossen; er stieß es auf und stürmte hinein. Im Garten war keine Menschenseele zu erblicken, und auch das Haus schien verlassen zu sein. „Vielleicht sind sie ohnmächtig von dem Rauch und der Hitze,“ dachte Vinicius und rief laut: „Ligia! Ligia!“ Schweigen war seine einzige Antwort, und in dieser Stille war nichts zu vernehmen als das Prasseln und Drausen der Feuersbrunst.

„Ligia!“

Plötzlich drang jener furchtbare Ton wieder an seine Ohren, den er schon einmal in diesem Gärtchen vernommen hatte. Augenscheinlich war das in der Nähe auf der Tiberinsel beim Tempel des Askulap gelegene Vivarium in Brand geraten, und die dort untergebrachten wilden Tiere aller Art brüllten in ihrer Todesangst. Vinicius zitterte am ganzen Körper. Zum zweitenmal tönt diese entsetzlichen Stimmen an seine Ohren in einem Augenblick, wo seine ganze Seele von Ligia erfüllt war, und sie klangen wie eine Vorherverkündigung von kommendem Unheil, wie ein seltsames böses Omen einer grauenvollen Zukunft. Dieser Eindruck war rasch wieder verflogen, denn das Krachen des Feuers, schrecklicher noch als das Brüllen der wilden Tiere, zwang seine Gedanken in andere Richtung. Ligia hatte ihm allerdings keine Antwort gegeben, aber vielleicht lag sie irgendwo im Hause ohnmächtig vom Rauch. Vinicius eilte hinein. Das kleine Atrium war menschenleer, aber voll Rauch; während er nach dem Eingang zu den Schlafräumen tastete, bemerkte er den Schein eines Lämpchens, das auf dem Hausaltar brannte, auf dem statt der heidnischen Laren ein Kreuz stand. Rasch ergriff er das Lämpchen und suchte nach den Schlafräumen. Als er einen Eingang fand, schob er den Vorhang zur Seite und schaute hinein.

Das Gemach war leer; Vinicius war jedoch überzeugt, daß er Ligias Schlafzimmer getroffen habe, denn ihre Kleider hingen an Nägeln an der Wand, und auf dem Bette lag ein Untergewand, wie es die Frauen auf dem bloßen Körper zu tragen pflegten. Dies Kleidungsstück ergriff Vini-

cius und preßte es an seine Lippen. Dann warf er es sich über die Schulter und suchte weiter. Das Haus war klein, und in kurzer Zeit hatte er alle Räume und selbst den Keller durchsucht. Kein Mensch war zu finden. Offenbar hatten Ligia, Linus und Ursus längst ihr Heil in der Flucht gesucht. „Ich muß sie unter der Menge außerhalb der Stadttore suchen,“ dachte Vinicius.

Daß er sie auf der Via Portuensis nicht getroffen hatte, war ihm weiter nicht verwunderlich, denn sie konnten sich nach der andern Seite, dem Vatikanischen Hügel zu, entfernt haben. Jedenfalls waren sie dem Feuertod entgangen, und beim Gedanken an die Gefahren dieser Flucht war ihm die übermenschliche Kraft des Ursus ein großer Trost. „Ich muß eilen, daß ich von hier wegkomme,“ dachte er. „Ich nehme den Weg durch die Gärten des Domitius in die der Agripina. Sicherlich finde ich sie dort. Der Rauch kann dort nicht so furchtbar sein, denn von den Sabiner Bergen her weht der Wind.“

Es war höchste Zeit, an seine eigene Rettung zu denken, denn von der Tiberinsel her wälzte sich das Feuer immer näher, und dicke Rauchwolken erfüllten die ganze Gasse. Das Lämpchen, das ihm im Hause den Weg gezeigt hatte, erlosch im Windzug, als er auf die Straße trat. Eiligst lief er der Via Portuensis zu, von der er hergekommen war. Das Feuer mit seinem Gluthauch schien ihn zu verfolgen; bald hüllte es ihn in dichten Rauch ein, bald übersäte es ihn mit Feuerfunken. Seine Tunica fing an mehreren Stellen an zu glimmen, aber er achtete nicht darauf und stürmte weiter, damit ihn der Rauch nicht ersticke. Sein ganzer Mund war voll Ruß, der ihn auch in Kehle und Lunge wie Feuer brannte. Das Blut stieg ihm zu Kopf, und er sah alles rot, selbst den Rauch. Dann dachte er: „Alles ist ja fressendes Feuer; am besten ist's, ich werfe mich zu Boden und sterbe.“ Wie kochendes Wasser lief ihm der Schweiß an Kopf, Hals und Schultern herunter, und nur Ligias Name, den er unaufhörlich in Gedanken wiederholte, und ihr Gewand, mit dem er sich den Mund bedeckte, hielten ihn noch aufrecht. Nach kurzer Zeit erkannte er die Gasse nicht mehr, durch die er lief. Er hatte alles Bewußtsein verloren außer dem Gefühl, er müsse weiterrennen, denn im freien Felde warte Ligia auf ihn. Wie ein Betrunkener taumelte er von einer Seite des Gäßchens auf die andere.

Mit einem Male kam eine Veränderung in die entsetzliche Feuersbrunst, die die Riesenstadt umfaßte. Stellen, die seither nur geglimmen hatten, wurden plötzlich zu einem einzigen Flammenmeer, und der Wind führte keinen Rauch mehr mit sich, dafür aber einen solchen Funkenregen, daß Vinicius durch eine Feuerwolke zu laufen meinte. Er konnte aber nun besser sehen, und eben, als er vor Erschöpfung zusammenbrechen wollte, sah er, daß er am Ende des Gäßchens stand. Das gab ihm neuen Mut. Er

lief um die Ecke und war nun in der Straße, die zu der Via Portuensis führte. Der Funkenregen verfolgte ihn nicht länger, und er begriff, daß er in Sicherheit wäre, wenn er die Via Portuensis erreichen könnte, selbst wenn er dort in Ohnmacht fallen sollte. Am Ende der Straße erblickte er eine Wolke, die den Ausgang verhüllte. „Wenn das Rauch ist, so komme ich nicht hindurch,“ dachte er. Er nahm seine letzte Kraft zusammen und rannte weiter. Im Laufen warf er seine Tunica von sich, die Feuer gefangen hatte, und war nun ohne Kleider außer dem Gewande Ligias, das er sich um den Kopf und vor den Mund geschlungen hatte. Als er näher kam, erkannte er, daß das, was er für Rauch gehalten hatte, eine Staubwolke war, aus der menschliche Stimmen und Rufe ertönten. Hier waren Menschen, die ihm beistehen konnten, und mit letzter Kraft rief er laut um Hilfe; dann brach er zusammen.

Er war jedoch gehört worden, und zwei Männer eilten ihm mit Wasser-schläuchen zu Hilfe. Vinicius war zwar ganz erschöpft, hatte jedoch das Bewußtsein nicht verloren; mit beiden Händen griff er nach dem Schlauch und trank gierig. „Ich danke euch,“ sagte er. „Bitte, helft mir aufstehen, dann kann ich allein weiterkommen.“

Einer der Männer goß ihm noch Wasser über den Kopf, dann hoben sie ihn auf und trugen ihn zu ihren Genossen, die ihn umringten und besorgt fragten, ob er schwer verletzt sei. Ihr Mitgefühl setzte Vinicius sehr in Erstaunen. „Wer seid ihr, gute Leute?“ fragte er.

„Wir reißen hier die Häuser ein, damit das Feuer nicht bis zur Via Portuensis bringt,“ sagte einer der Männer.

„Ihr seid mir beigekommen, als ich niederfiel, ich danke euch.“

„Wir dürfen niemand unsere Hilfe verweigern,“ antworteten viele Stimmen.

Vinicius, der während des ganzen Morgens überall nur Mord und Plünderung gesehen hatte, schaute nun die Gesichter um ihn her aufmerk-samer an und sagte: „Christus wird es euch lohnen.“

„Sein Name sei gelobt!“ rief ein Chor von Stimmen.

„Wißt ihr etwas von Linus?“ fragte Vinicius.

Aber er hörte die Antwort nicht mehr, denn von der Erregung und der gewaltigen Anstrengung schwand ihm das Bewußtsein, und als er wieder zu sich kam, lag er in einem Garten, umgeben von einer Menge von Männern und Frauen.

„Wo ist Linus?“ waren seine ersten Worte.

Es entstand eine Pause, dann sagte eine ihm wohlbekannte Stimme: „Er hat vor zwei Tagen durch die Porta Nomentana Rom verlassen; Friede sei mit dir, König von Persien!“

Vinicius richtete sich auf und erblickte Chilon vor sich.

„Dein Haus, o Herr, muß verbrannt sein, denn die Carinä stehen in Flammen,“ sagte der Grieche. „Dennoch wirst du immer noch so reich sein wie Midas. O welch ein Unglück! Die Christen, o du Sohn des Serapis, haben schon längst prophezeit, Feuer werde die Stadt zerstören. Linus ist mit der Tochter Jovis im Ostrianum. O welch ein Unglück hat die Stadt getroffen!“

„Hast du sie gesehen?“ fragte Vinicius, dem es wieder schwindlig wurde.

„Ich habe sie gesehen, o Herr. Ich danke Christus und allen Göttern, daß ich dir deine Wohlthaten mit guten Nachrichten vergelten kann. Alle, alle werde ich dir noch vergelten, das schwöre ich bei diesem brennenden Rom.“

Der Abend war herangekommen, aber in dem Garten war es dennoch taghell, denn die Feuersbrunst hatte sich noch mehr ausgebreitet. Es brannten jetzt nicht nur mehr einzelne Stadtteile, sondern die ganze Stadt schien in Flammen zu stehen. So weit das Auge reichte, war der Himmel glutrot, und eine rote Nacht senkte sich über die römische Welt.

DRITTER TEIL

ERSTES KAPITEL



inicius war in das Haus des Webers Makrinos gebracht worden, der ihn wusch und ihn mit Kleidern und Nahrung versah. Bald fühlte sich der junge Tribun wieder kräftig und beschloß, noch in dieser Nacht sein Suchen nach Linus fortzusetzen. Makrinos, der ein Christ war, bestätigte Chilon's Behauptung, Linus sei mit dem Oberpriester Clemens ins Ostrianum gegangen; dort wollte der Apostel Petrus eine Reihe Neubekehrter taufen. Linus hatte sein Haus unter die Obhut eines gewissen Gaius gestellt, und dies war Vinicius ein Beweis, daß weder Ligia noch Ursus zurückgeblieben, sondern mit ins Ostrianum gegangen waren. Auf diese Weise waren sie dem Feuer entgangen, das den jenseitigen Abhang des Esquilin kaum gestreift hatte, und Vinicius erkannte darin eine besondere Gnade Christi, die er mit Liebe und Verehrung sein ganzes Leben hindurch bezahlen wollte.

Aber um so mehr trieb es ihn nun, das Ostrianum zu erreichen, und Linus, Ligia und Petrus aufzufinden; er wollte sie mitnehmen auf eines seiner Güter, wenn nötig nach Sizilien. In wenigen Tagen war Rom doch nur noch ein Haufen Asche, und weshalb sollten sie hierbleiben inmitten all dieses Unglücks und einer zum Äußersten gebrachten Bevölkerung!

Aber sie aufzufinden, war sicherlich keine leichte Sache; wenn Vinicius bedachte, mit wieviel Schwierigkeiten er hergekommen war. Makrinos wollte seines Hauses wegen zurückbleiben, aber er brachte zwei Maultiere herbei, auf deren eines Ligia gesetzt werden konnte, wenn sie gefunden war. Er hätte auch noch einen Sklaven mitgegeben, aber Vinicius verließ sich darauf, daß er das Kommando über die erste beste Abteilung Prätorianer, denen er begegnete, übernehmen könne.

Der junge Tribun machte sich mit Chilon auf den Weg, und zwar diesmal durch den Pagus Janiculensis und die Via Triumphalis. Trotz des auch hier überall aufgehäuften Hausgerätes war es nicht allzu schwierig, durchzukommen, denn die Einwohner waren längst nach dem Meer zu entflohen. Außerhalb der Porta Septimiana ritten die beiden eine Weile zwischen dem Fluß und den herrlichen Gärten des Domitian hin, deren riesige Zypressen im Feuerschein ausfahen wie von der untergehenden Sonne beleuchtet. Die Strafe wurde allmählich freier, und an manchen Stellen fanden sie kein Hindernis mehr, als der Stadt zuströmende Landleute. Vinicius trieb sein Maultier immer wieder zu größerer Eile an, und Chilon ritt hinter ihm her und murmelte unausgesetzt vor sich hin:

„Jetzt haben wir das Feuer hinter uns, und es brennt uns nur noch auf den Rücken! O Zeus, wenn du keinen Plazregen sendest, der das Feuer löscht, so hast du kein Herz für Rom! Menschenkraft ist da machtlos. Diese Stadt, vor der Griechenland und die ganze übrige Welt im Staube lagen! Wenn ihre Asche erkaltet ist, dann kann jeder, der will, darüber hinschreiten und ohne Gefahr auf Rom pfeifen! Jawohl, pfeifen auf die Stadt, die die Herrscherin der Welt gewesen ist! Das hätte kein Grieche und kein Barbar zu hoffen gewagt!“

Er wandte sich um und schaute in das Flammenmeer, und aus seinen Augen leuchtete eine boshafte Freude.

„Sie geht unter!“ rief er. „Sie verschwindet von der Erde! Wohin soll die Welt nun ihr Korn, ihr Öl und ihr Geld steuern? Welcher Tyrann wird ihr jetzt Gold und Tränen auspressen? Das Kapitol, der Palatin werden nur noch Ruinen sein. Wer besorgt jetzt das Norden? Vater der Götter, Wolkenschütterer, Rom brennt, als ob du es mit einem Blitzstrahl angezündet hättest!“

„Becile dich!“ rief Vinicius. „Was hältst du dich auf?“

„Herr, ich weine über Rom, die Stadt Jupiters.“

„Wo bist du gewesen, als das Feuer ausbrach?“

„Herr, ich war auf dem Weg zu meinem Freund Curicius, der in der Nähe des Zirkus Marimus einen Laden hatte. Ich dachte über die Lehre Christi nach, als der Ruf ‚Feuer!‘ ertönte. Alles lief dem Zirkus zu, teils um zu löschen, teils nur aus Neugierde; aber als der ganze Zirkus brannte und auch an andern Orten Feuer ausbrach, mußte jedermann an seine eigene Rettung denken.“

„Hast du gesehen, daß Leute brennende Fackeln in die Häuser warfen?“

„Was habe ich nicht alles gesehen, du Enkel des Aeneas! Ich habe gesehen, wie sich Leute mit gezücktem Schwert Bahn durch die Menge brachen. Wahre Schlachten habe ich mit angesehen, und die Eingeweide von Männern und Frauen ergossen sich über das Pflaster. Man hätte meinen können, Barbaren hätten die Stadt erobert und wollten alle Einwohner schlachten. Es wurde geschrien, das Ende der Welt sei gekommen; viele verloren den Kopf, dachten gar nicht mehr daran zu fliehen und warteten stumpfsinnig, bis das Feuer sie erfasste. Viele heulten vor Verzweiflung, andere vor wilder Freude. Herr, es gibt böse Menschen, die weder die Wohltat eures Regiments einsehen wollen, noch die Gerechtigkeit eurer Gesetze, die es euch gestatten, den andern das Ihre wegzunehmen und euch selbst anzueignen. Das sind Leute, die sich dem Willen Gottes nicht unterwerfen.“

Vinicius, der mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war, merkte nichts von dem Spott in Chilons Worten. Ein Schauer durchlief ihn beim

Gedanken, Ligia könnte inmitten von diesem Chaos gewesen sein, in diesen entsehllichen Straßen, wo menschliche Eingeweide auf dem Pflaster lagen. Und zum zehntenmal fragte er: „Hast du sie mit deinen eigenen Augen im Ostrianum gesehen?“

„Ja wahrhaftig, du Sohn der Venus! Ich sah die Jungfrau, die teuerwerte Ligia, Linus, den heiligen Mann und den Apostel Petrus.“

„Ehe das Feuer ausbrach?“

„Ja, ehe das Feuer ausbrach, o Mithras.“

Vinicius konnte sich des Verdachtes nicht erwehren, der alte Mann lüge. Er hielt sein Maultier an und fragte drohend: „Was hast du dort draussen zu tun gehabt?“

Diese Frage setzte Chilon in Verlegenheit, denn es fiel ihm ein, daß ihm der junge Tribun bei schrecklicher Strafe verboten hatte, den Christen und besonders Ligia und Linus nachzuspüren.

„Herr, ich war im Ostrianum, weil ich schon halb und halb ein Christ bin und mich immer mehr zu diesen gottesfürchtigen Leuten halte,“ sagte er. „Und ich bin arm und mußte hungern. Darum habe ich mich vor die Mauern des Ostrianums gesetzt, denn wenn die Christen auch selbst arm sind, so geben sie doch mehr Almosen als alle übrigen Römer.“

Vinicius wurde durch diese nicht unwahrscheinlich klingende Antwort milder gestimmt. „Weißt du, wo Linus jetzt wohnt?“ fragte er.

„Du hast mich schon einmal für meine Neugierde schwer gestraft.“

Schweigend ritt Vinicius weiter. „Herr!“ sagte Chilon nach einer Weile. „Ohne mich hättest du die Jungfrau niemals aufgefunden, und wenn wir sie jetzt wiederfinden, vergiß den bedürftigen Weisen nicht.“

„Ich will dir ein Haus mit einem Weinberg in Ameriola schenken.“

„Ich danke dir, o Herkules. Mit einem Weinberg! Ich danke dir! Ja, wahrhaftig, ein Haus mit einem Weinberg!“

Sie hatten den Vatikanischen Hügel erreicht, als plötzlich Chilon sein Maultier anhielt. „Herr, mir ist etwas eingefallen,“ sagte er.

„Sprich!“ befahl Vinicius.

„Zwischen dem Janiculus und dem Vatikan sind Steinbrüche, in denen die Steine für den Zirkus des Nero gebrochen worden sind. Dort halten die Christen aus der Tibervorstadt ihre Gebetsversammlungen, denn wenn auch kein Edikt gegen die Christen ergangen ist, so müssen sie sich doch vor den wilden Verfolgungen durch die Juden verstecken. Diese verleumden sie und beschuldigen sie beim Präsekten, sie mordeten Kinder, beteten einen Esel an und predigten eine vom Senat nicht genehmigte Religion. Sicherlich sind die Christen jetzt, während Rom brennt, in diesen Steinbrüchen zum Gebet versammelt; laß uns auch dort hingehen.“

„Aber du hast mir doch gesagt, Linus sei ins Ostrium gegangen!“ erwiderte Vinicius ungeduldig.

„Du hast mir ein Haus mit einem Weinberg in Ameriola versprochen, und darum will ich nach der Jungfrau suchen, wo immer eine kleine Möglichkeit ist, sie zu finden. Wer weiß, ob Linus nicht zurückkehren wollte, um nach seinem Hause zu sehen. Sollten sie wirklich zurückgekehrt sein, so schwöre ich bei Persephone, daß sie jetzt im Steinbruch sind. Wenn nicht, so können wir doch dort etwas von ihnen erfahren.“

„Du hast recht. Geh voran!“ erwiderte der Tribun.

Sofort wandte sich Chilon links dem Hügel zu, der ihnen eine Weile das brennende Rom verbarg. Dann gelangten sie in einen engen Durchgang, wo es ganz finster war, aber am Ende dieser Finsternis bemerkte Vinicius den Schein vieler Laternen.

„Da sind sie!“ rief Chilon. „Heute werden es mehr sein als jemals, denn ihre andern Gebethäuser sind entweder niedergebrannt oder doch voll Rauch, wie jedes Haus in der Tibervorstadt.“

„Horch!“ sagte Vinicius. „Ich höre singen.“

Und wirklich drangen singende Stimmen aus der finstern Öffnung am Ende des Durchgangs, in der eine Laterne nach der andern verschwand. Aus verschiedenen Seitenwegen kamen neue Gestalten herbei, und Vinicius und Chilon befanden sich bald inmitten einer ganzen Menschenmasse, die alle jener Öffnung zustrebten.

Chilon ließ sich von seinem Maultier gleiten und winkte einem Knaben. „Ich bin ein Bischof,“ sagte er. „Halte unsere Maultiere, dann gebe ich dir meinen Segen und du erhältst Vergebung für alle deine Sünden.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, warf er dem Knaben die Zügel zu und schloß sich mit Vinicius der Menschenmenge an. Sie gelangten beim Schein der Laternen in eine große Höhle, in der augenscheinlich vor nicht langer Zeit Steine gebrochen worden waren. Hier war es heller, denn es brannten Fackeln, bei deren Schein Vinicius eine mit erhobenen Händen kniende Gemeinde wahrnehmen konnte. Er sah aber weder Ligia noch Linus noch den Apostel Petrus. Überall sah er feierliche und erwartungsvolle Gesichter. Einige fangen Lieder, andere wiederholten fieberhaft den Namen Christi oder schlugen sich die Brust. Alle warteten augenscheinlich gespannt auf irgend etwas Bevorstehendes.

Das Singen hatte aufgehört, und in einer Nische über der Gemeinde erschien Crispus, blaß, mit begeistertem Gesicht. Erwartungsvoll schaute alles zu ihm auf. Erst segnete er die Versammlung und dann begann er laut, mit erhobener Stimme:

„Bereuet eure Sünden, denn die Stunde des Gerichts ist gekommen!“

Siehe, der Herr hat fressendes Feuer in Babylon geworfen, in die Stadt der Laster und Verbrechen. Die Stunde des Gerichtes hat geschlagen, die Stunde der Rache und der Vergeltung. Der Herr hat verheißen wiederzukommen, und bald werden wir ihn schauen. Er kommt als der schreckliche Richter, der die Sünder und die Ungläubigen in den Abgrund stoßen wird. Wehe dann der Welt, wehe den Sündern, sie werden keine Gnade finden. Ich sehe dich, Christus! Die Sterne fallen vom Himmel, die Sonne verliert ihren Schein, die Toten stehen auf, und du kommst unter Blis und Donner, mit Legionen von Engeln. Ich sehe dich, ich höre dich, Christus!"

Er schwieg, erhobenen Hauptes, und schien in der Ferne etwas Schreckliches zu schauen. In diesem Augenblick wurde ein dumpfes Getöse vernehmbar, einmal, zweimal, zehnmal. Es waren die brennenden Häuser, die reihenweise einstürzten. Aber die meisten der Christen nahmen dieses Getöse für ein Wahrzeichen, daß die schreckliche letzte Stunde gekommen sei, denn der Glaube an die nahe bevorstehende Wiederkunft Christi und das Ende der Welt war allgemein unter ihnen verbreitet. Der Brand Roms konnte diesen Glauben nur bestätigen, und Schrecken erfaßte die Versammlung.

„Christus, erbarme dich! Herr, erbarme dich!“ wurde gerufen. Viele bekannten laut ihre Sünden. Manche fielen einander in die Arme, um sich in der Stunde der Not ganz nahe zu sein. Aber es waren auch solche zu schauen, deren Angesicht vor Freude und überirdischem Glück glänzte, und die keine Furcht zeigten. In einer finstern Ecke rief einer: „Erwache, du, der du schläfst!“

Wieder ließ sich ein Getöse vernehmen, stärker als irgend eines, das bis jetzt den Steinbruch erschüttert hatte. Alle fielen zu Boden mit ausgebreiteten Armen, und es herrschte eine Weile tiefe Stille; nur schweres Atmen und ein scheues Geflüster: „Jesus, Jesus, Jesus!“ Dazu war das Weinen der kleinen Kinder zu vernehmen.

Da ertönte eine Stimme und rief: „Friede sei mit euch!“ Es war der Apostel Petrus, der soeben den Steinbruch betreten hatte. Die Versammelten erhoben sich und umringten ihn, als ob sie bei ihm Schutz suchen wollten. Er breitete seine Hände aus über sie und rief: „Was jagt ihr! Gott hat Babylon mit Feuer geschlagen, aber vergeßt nicht, daß ihr erlöst seid durch das Blut des Lammes.“ Bei diesen Worten kam Ruhe in alle Herzen, und die ganze Gemeinde fiel auf die Knie. Vinicius trat zu dem Apostel, nahm den Zipfel seines Mantels vom Gesicht, neigte sein Haupt und sagte: „Herr, rette mich. Ich habe sie in den Flammen gesucht und im Rauch und unter der Menschenmenge, und ich habe sie nirgends gefunden. Aber ich glaube, daß du sie mir wiedergeben kannst.“

„Sei getrost,“ erwiderte Petrus. „Komm mit mir.“

ZWEITES KAPITEL



nd die Stadt brannte weiter. Wohin das Auge blickte, war der Himmel in Blut getaucht. In der Farbe von glühendem Kupfer ging der volle Mond hinter den Bergen auf, und rötlich flimmerten die Sterne. Im Gegensatz zu anderen Nächten war die Erde hell und der Himmel darüber dunkel. Das brennende Rom erhellte gleich einem riesigen Scheiterhaufen die ganze Campagna. In blutroten Schein getaucht, waren die fernen Berge, Städte, Dörfer, Tempel, Denkmäler und die Bogen der Wasserleitungen zu schauen, die von den Bergen nach der Stadt führten. Diese Wasserleitungen waren dicht mit Menschen besetzt, die sich dahin gerettet hatten und nun müßig dem Brande der Stadt zuschauten.

Der Zirkus Marimus war zusammengestürzt und ebenso die umliegenden Straßen und Gassen, wo das Feuer zuerst ausgebrochen war. Bei jedem Einsturz lohten Feuerfäulen gen Himmel. Jetzt blies plötzlich der Wind vom Meere her und jagte die Flammen und die glühende Asche dem Cälius, dem Esquilin und dem Viminal zu. Immer neue Stadtteile wurden von dem furchtbaren Element ergriffen. Längst war nicht mehr daran zu zweifeln, daß verbrecherische Hände stets wieder neue Brände anlegten, denn an vielen, vom Hauptherd weit entfernten Stellen brach Feuer aus. Jeder Gedanke, löschen zu wollen, erschien als der reine Wahnsinn. Das Durcheinander wurde immer größer, denn einerseits flüchtete die Bevölkerung aus der Stadt hinaus und andererseits drängten sich die Bewohner der umliegenden Dörfer, die Bauern und die halbwilden Hirten der Campagna in die Stadt herein, in der Hoffnung, plündern zu können.

Ungezählte Menschen kamen im Feuer um. Viele, die Hab und Gut und ihre Angehörigen verloren hatten, stürzten sich freiwillig in die Flammen; andere erstickten im Rauch. In dem allgemeinen Entsetzen wußte niemand mehr, wohin er fliehen sollte. Viele Straßen waren mit allerlei Hausrat verstopft, und in den engen Gassen war kein Durchkommen mehr. In der Mitte der Stadt war das Feuer an so vielen Stellen zugleich ausgebrochen, daß eine Menge Menschen, die nach der einen Seite flohen, auch hier plötzlich vor einem Flammenherd standen und zwischen zwei Feuern einen schrecklichen Tod fanden.

Immer heller wurde die Nacht. Feuerfäulen schossen zum Himmel auf, die sich in Büschel und Garben teilten, und der Wind trug die roten und goldenen Funken weithin über die Campagna bis zu den Albaner Bergen. Die Tiber war ein Feuerstrom und die Stadt eine einzige gewaltige Höhle.

Immer weiter fraß der Brand, nahm im Sturm die Hügel, floss in die Täler hinunter und tobte, prasselte, zischte und krachte.

Plünderungen und Gewalttaten wurden immer häufiger; Hunderttausende von Sklaven schienen nur noch durch den schrecklichen Anblick der brennenden Stadt gefesselt zu sein und bloß auf einen Führer zu warten, um loszubrechen. Von allen Seiten ertönte der Namen Spartakus, aber kein Spartakus war vorhanden, dagegen sängen die Bürger an, sich zu sammeln und zu bewaffnen. Mit der Zeit wurden auch von den Behörden Lösversuche gemacht. Auf Befehl des Tigellinus, der von Antium nach Rom geeilt war, wurden auf dem Esquilin Häuser eingerissen, damit das Feuer an der freien Stelle in sich selbst erlösche. Auf diese Weise konnte jedoch nur ein kleiner Teil der Stadt gerettet werden; was vom Feuer einmal ergriffen war, das war rettungslos verloren. Unendliche Reichthümer und Kunstschätze gingen zugrunde, und die meisten Einwohner hatten all ihr Hab und Gut verloren. Hunderttausende irrten, von allem entblößt, um die Mauern, und schon am zweiten Tage quälte sie der Hunger. Alle die reichen Vorräte in der Stadt waren verbrannt. Tigellinus sandte entsprechende Befehle nach Ostia, aber inzwischen nahm die hungernde Menge bereits eine drohende Haltung an.

Das Haus an der Aqua Appia, wo Tigellinus wohnte, war vom frühen Morgen bis zum späten Abend von Frauen umlagert, die nach Brot und einem Obdach schrien. Die Prätorianer, die von dem großen Lager zwischen der Via Salaria und der Via Nomentana hergekommen waren, mühten sich vergebens, die Ordnung aufrecht zu erhalten; sie stießen gelegentlich sogar auf bewaffneten Widerstand. Die unbewaffnete Menge fluchte dem Cäsar, seinen Höflingen und den Prätorianern. Auf Befehl des Tigellinus wurde nicht nur aus Ostia, sondern auch aus den umliegenden Städten und Dörfern Mehl und gebackenes Brot herbeigebracht; aber die Menge stürzte darüber her, und man schlug sich um die Laibe. Viele Menschen wurden dabei zertreten, und es entstand ein schrecklicher Aufruhr. Die Straßen waren von Mehl wie mit Schnee bedeckt, und der Tumult währte, bis die Soldaten die Menge mit Pfeilen und Wurfspeeren auseinanderjagten. Nur die ungeheure Größe des Unglücks, das jedes Herz mit Entsetzen füllte, hielt die Menge noch einigermaßen im Zaum. Nach der Feuersnot waren auch noch Seuchen und Hungersnot zu erwarten. Dazu hatte jetzt die schreckliche Hitze des Juli eingeseht, und die sowohl von der Sonne wie vom Feuer glühende Luft war nicht mehr zu atmen.

Allmählich liefen die ungeheuerlichsten Gerüchte um, gute und schlimme. Von Anfang an und am häufigsten wurde behauptet, der Cäsar habe befohlen, Rom zu verbrennen, um die schlechten Gerüche aus der Subura

loszuwerden; er wolle eine neue Stadt mit Namen Neronia erbauen. Dieser Gedanke versetzte die Leute in wilde Wut, und hätte sich ein Anführer an ihre Spitze gestellt, so hätte Neros letzte Stunde geschlagen. Nach andern sollte es Vulkan sein, der auf Befehl Jupiters die Stadt verheere. Weiter wurde behauptet, der Cäsar sei wahnsinnig geworden und wolle auch jetzt noch den Prätorianern und den Gladiatoren befehlen, sich auf die Bevölkerung zu stürzen und ein großes Blutbad anzurichten. Auch seien auf Befehl des Korkopfs die wilden Tiere losgelassen worden; Löwen mit brennenden Mähnen seien durch die Strafen gerannt, und wild gewordene Elefanten und Auerstiere hätten die Menschen scharenweise zerstampft. Daran war ein Körnchen Wahrheit, denn an verschiedenen Stellen hatten die Elefanten beim Herannahen des Feuers ihre Ställe zertrümmert und auf ihrer Flucht alles niedergetreten.

Andererseits wurde behauptet, es seien unendliche Mengen von Nahrungsmitteln und Kleidern unterwegs und würden umsonst verteilt werden. Auf Befehl des Kaisers würde ganzen Provinzen in Asien und Afrika ihr Reichthum genommen und den Römern gegeben, so daß sich jedermann sein eigenes Haus bauen könne. Aber dann wurde auch wieder verbreitet, das Wasser in den Wasserleitungen sei vergiftet, Nero wolle die Stadt zerstören und alle ihre Einwohner vernichten, damit er nach Griechenland oder Aegypten gehen und von dort aus die Welt regieren könne. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich jedes solche Gerücht und wurde sofort als Tatsache hingenommen, und Hoffnung, Empörung, Schrecken und Wut erfaßte das Volk. Die Überzeugung der Christen, die Welt gehe durch Feuer unter, fand immer mehr Gläubige auch unter den Anhängern der alten Götter. Viele versanken in Stumpfsinn, andere wurden wahnsinnig.

Von den Bürgern unterstützt, führen die Soldaten fort, auf dem Esquilin und auf dem Cälius Häuser einzureißen, aber nun verbreitete sich das Gerücht, die Soldaten wollten damit keineswegs das Feuer aufhalten, sondern nur dafür sorgen, daß gar nichts von der Stadt stehen bleibe.

In einem Brief um den andern flehte Tigellinus den Cäsar an, zurückzukehren und durch seine Anwesenheit die verzweifelte Menge zu beruhigen. Aber der Cäsar wollte sich nicht eher in Bewegung setzen, als bis auch sein eigener Palast brannte. Dann erst eilte er herbei, um den Augenblick nicht zu verpassen, wo der Brand am schrecklichsten wütete.

DRITTES KAPITEL



Nero hatte sich entschlossen, erst bei Nacht in Rom einzutreffen, um sich desto besser am Anblick der untergehenden Stadt ergötzen zu können. Darum machte er unterwegs halt und ließ den Schauspieler Aliturus in sein Zelt kommen. Mit diesem beriet er über die wirkungsvollste Haltung, die er annehmen könnte, über sein Minenspiel und das, was er sagen sollte. Er übte sich passende Bewegungen ein und überlegte mit dem Schauspieler, ob er bei den Worten: „O heilige Stadt, die bestimmt schien, länger zu dauern als selbst der Ida!“ beide Hände zum Himmel erheben, oder die eine mit der Leier sinken lassen sollte. Dies erschien ihm in diesem Augenblick wichtiger als alles andere. Mit anbrechender Nacht setzte er sich wieder in Bewegung und fragte Petronius um Rat wegen der Verse, die er der brennenden Stadt weihen wollte. Sollte er Lasterungen gegen die Götter einfügen? War es nicht vom künstlerischen Standpunkt aus ganz richtig, einem Menschen angesichts des Untergangs seiner Vaterstadt solche Ausdrücke in den Mund zu legen?

Gegen Mitternacht näherte er sich der Stadt mit seinem glänzenden Gefolge von Senatoren, Offizieren, Freigelassenen, Sklaven, Frauen und Kindern. Sechzehntausend Prätorianer waren in Schlachtordnung an der Landstraße aufgestellt, um seinen Einzug zu schützen und die erregte Menge fernzuhalten. Die Leute fluchten, schrien und zischten, wenn der Aufzug in ihre Nähe kam, wagten aber doch nicht, ihn anzugreifen. An manchen Orten ertönte sogar ein Beifallsgeschrei. Das waren diejenigen, die nichts zu verlieren gehabt hatten und jetzt auf eine reichliche Verteilung von Getreide, Oliven, Kleidern und Geld hofften. Bald aber wurden sowohl das Schreien und Pfeifen wie die Beifallsrufe durch das Schmettern von Hörnern und Trompeten übertönt, die Tigellinus zu blasen befohlen hatte. Als Nero am Ostiensischen Thor angekommen war, hielt er an und rief:

„Ach, ich obdachloser Herrscher eines obdachlosen Volkes! Wo werde ich heute mein unglückliches Haupt niederlegen!“

Dann bestieg er auf eigens für ihn hergerichteten Stufen die Bogen der Appischen Wasserleitung, und hinter ihm stiegen die Augustianer und ein Chor von Sängern mit allerlei Musikinstrumenten hinauf.

Alle hielten den Atem an in der Erwartung irgend eines bedeutsamen Wortes, das keiner um seiner Sicherheit willen wieder vergessen durfte. Aber Nero blieb schweigend stehen, in feierlicher Haltung, in einen Purpurmantel gehüllt und einen goldenen Lorbeerkranz auf dem Kopf, und schaute

in das tobende Flammenmeer. Als ihm Trepnos die goldene Leier reichte, erhob er seine Blicke zu dem vom Feuerschein geröteten Himmel, als er warte er von dort eine Eingebung.

Mit Fingern deuteten die Leute auf ihn, wie er in dem blutroten Schein dort oben stand. In der Ferne zischten die feurigen Flammen gen Himmel. Die ältesten Heiligtümer der Stadt brannten; der von Evander errichtete heilige Tempel des Hercules, der Tempel des Jupiter Stator, der Tempel der Luna, den noch Servius Tullius erbaut hatte, das Haus des Numa Pompilius und das Heiligtum der Vesta mit den Penaten des römischen Volkes, alles stand in Flammen. Zuweilen wurde in dem lodernden Feuer das Kapitol sichtbar. Die Vergangenheit, die Seele Roms verbrannte. Aber er, der Cäsar, stand da, mit der Leier in der Hand, ein Schauspieler, dem der Untergang seiner Vaterstadt gleichgültig war, nur ängstlich bemüht um eine wirkungsvolle Haltung und um die hohen Worte, mit denen er das große Unglück schildern und die höchste Bewunderung, den größten Beifall erringen wollte.

Er haßte die Stadt und ihre Bewohner. Nichts liebte er als seinen Gesang und seine Verse. Von ganzem Herzen freute er sich, jetzt endlich ein Trauerspiel mit anzusehen, ähnlich dem, das er in seinen Versen schilderte. Der Verseschmied war selig, der Redekünstler war begeistert, der nach Aufregung Lüsterne jauchzte bei dem furchtbaren Anblick und dachte mit Entzücken, daß die Zerstörung Trojas nichts gewesen war im Vergleich mit dem Brände dieser Riesengstadt. Unter ihm ging Rom in Flammen auf, und hier stand er oben auf den Bogen der Wasserleitung mit einer goldenen Leier in der Hand, prächtig in Purpur gehüllt, von allen bewundert, herrlich und poetisch. Dort unten in der Dunkelheit murrte zwar das Volk. Es sollte nur murren! Geschlechter würden verschwinden, Jahrtausende vergehen, und immer noch würde die Menschheit des Dichters gedenken und ihn bewundern, der in einer solchen Nacht den Untergang von Troja zu besingen vermochte. Was war Homer, was war selbst Apollo mit ihm verglichen! Er erhob die Hände, griff in die Saiten und begann mit den Worten des Priamus: „Heim meiner Väter, teure Wiege du!“

Seine Stimme klang im Freien bei dem Brausen der Feuersbrunst und dem Lärm der Menge schwach und leise, und die Begleitung der Instrumente hörte sich an wie Mückengesumm. Aber die Senatoren und Augustianer drängten sich herzu, streckten die Köpfe vor und lauschten in entzücktem Schweigen. Er sang lange, und sein Gesang wurde immer trauriger. Wenn er aufhörte, um Atem zu schöpfen, fiel der Chor der Sänger ein und wiederholte seine letzten Worte, und dann warf Nero mit einer von Miturus erlernten Gebärde seinen Mantel zurück und sang weiter. Als er

mit seinem im voraus verfaßten Gedichte zu Ende war, sang er aus dem Stegreif weiter und suchte nach erhabenen Vergleichen für das Schauspiel vor seinen Augen. Sein Gesichtsausdruck zeigte Bewegung, allein es war nicht der Untergang des Kapitols, sondern das Entzücken über seine eigenen Worte, was seine Augen mit Tränen füllte. Mit Gepolter ließ er die Leier fallen, zog sich den Mantel übers Gesicht und blieb wie versteinert stehen, gleich einem der Standbilder der Niobiden, die den Hof des Palatins schmückten.

Nach kurzem Schweigen brach ein Beifallssturm los, den die Menge mit wildem Geschrei beantwortete. Jetzt war kein Zweifel mehr möglich, der Cäsar selbst hatte befohlen, die Stadt zu verbrennen, um sich ein Schauspiel zu verschaffen, das ihn zu einem Gesang begeistern konnte. Als Nero dieses Geschrei aus Hunderttausenden von Kehlen vernahm, wandte er sich an die Augustianer mit einem trüben Lächeln, wie man es aufseht, wenn man eine große Ungerechtigkeit zu erdulden hat, und sagte:

„Seht, so würdigen die Quiriten mich und die Poesie!“

„Die Schurken!“ rief Vatianus. „Herr, befiehl den Prätorianern, über sie herzufallen.“

Nero wandte sich an Tigellinus mit der Frage: „Kann ich auf die Treue der Soldaten zählen?“

„Ja, Göttlicher,“ erwiderte der Präsekt.

Aber Petronius zuckte die Achseln. „Auf ihre Treue kannst du dich verlassen, aber nicht auf ihre Anzahl. Bleibe vorerst, wo du bist, das ist der sicherste Ort. Das Volk muß erst beruhigt werden.“

Seneca und der Konsul Licinius waren derselben Meinung. Die Erregung der Menge nahm zu, die Leute bewaffneten sich mit Steinen, Zeltstangen, Brettern von den Wagen und Karren und eisernen Geräten. Führer der Prätorianer kamen mit der Meldung, die Kohorten könnten ihre Schlachtordnung vor dem Zubringen des Volkes nicht länger aufrecht erhalten, und da sie keinen Befehl hätten, anzugreifen, wüßten sie nicht, was tun.

„Ihr Götter!“ rief Nero. „Welch eine Nacht!“

Auf der einen Seite war die Feuersbrunst, auf der andern die erregte Menge. Nero besann sich auf neue poetische Ausdrücke, die Gefahr des Augenblicks damit zu schildern. Aber da er nur blasse und verstörte Gesichter um sich sah, wurde auch ihm bange. „Reicht mir einen dunkeln Mantel mit einer Kapuze!“ rief er.

„Müssen wir wirklich zum Kampf schreiten, Herr?“ fragte Tigellinus zögernd. „Ich habe getan, was ich konnte, aber die Gefahr wird drohend. Sprich du, Herr, zu dem Volke und mache ihm große Versprechungen.“

Sienkiewicz, Quo vadis. 15

„Jemand anders soll in meinem Namen reden. Wer unternimmt das?“

„Ich,“ sagte Petronius gelassen.

„Geh, mein Freund. Du bist wahrlich mein treuester Freund in der Not! Geh, und sei freigebig mit deinen Versprechungen.“

Mit spöttischem Blick wandte sich Petronius zu dem Gefolge um. „Die anwesenden Senatoren, dazu Piso, Nerva und Senecio kommen mit mir!“ rief er.

Dann stieg er gelassen die Stufen hinunter, und alle, die er aufgerufen hatte, folgten ihm nach einigem Zögern, denn seine Gelassenheit machte ihnen wieder etwas Hoffnung. Unten blieb Petronius stehen und befahl, ihm ein weißes Pferd zu bringen. Er stieg auf und ritt, gefolgt von seinen Genossen, zwischen den dichten Reihen der Soldaten hindurch auf die wogende Volksmasse hinzu. Er trug keine Waffen und hatte nur ein Stöckchen von Elfenbein in der Hand, das er immer bei sich trug.

Mitten ins Gedränge hinein trieb er sein Pferd. Im Feuerschein waren ringsum erhobene Hände zu schauen mit allerlei Dingen bewaffnet, und glühende Augen, schweißstriefende Gesichter. Wogengleich umgab ihn und sein Gefolge die tobende, brüllende Menge. Stangen, Heugabeln, selbst Schwerter wurden von allen Seiten nach Petronius gezückt. Er aber ritt kühl und gelassen immer tiefer in die Menge hinein und schlug nur gelegentlich die allzukühn Herandrängenden mit seinem Stöckchen auf den Kopf. Seine Ruhe und Selbstbeherrschung bannte die tobende Menge. Endlich wurde er erkannt, und viele Stimmen begrüßten ihn.

„Petronius! Petronius!“ rief es von allen Seiten. Die Menge wurde ruhiger, und die Gesichter erschienen weniger aufgereg. Der glänzende, vornehme Patrizier, obwohl er sich keine Mühe um die Volksgunst gab, war dennoch allgemein beliebt und galt für einen freigebigen Freund des Volkes. Außerdem war alles begierig, die Botschaft des Kaisers zu vernehmen, denn niemand zweifelte daran, daß er als dessen Botschafter kam.

Petronius nahm seine weiße, mit Rot gesäumte Toga ab und schwenkte sie über seinem Kopf zum Zeichen, daß er zu sprechen wünsche.

„Still, still!“ rief es von allen Seiten, und in einem Augenblick war die Menge ruhig. Petronius hob sich in den Steigbügeln und sprach mit ruhiger, gelassener Stimme:

„Bürger! Wer von euch meine Worte hört, soll sie denen wiederholen, die ferner stehen. Aber benehmt euch wie Menschen und nicht wie wilde Tiere in der Arena.“

„Wir hören! Wir hören!“

„Also hört mich! Die Stadt wird wieder aufgebaut werden, und die Gärten des Lullus, Mäenas, des Cäsars und der Agrippina werden euch

geöffnet. Von morgen an werden Getreide, Wein und Öl verteilt, so daß sich jeder den Wanst bis zum Hals heraus anfüllen kann. Später wird euch der Cäsar Spiele darbieten, wie die Welt noch nichts gesehen hat, und Gastmahl und Geschenke wird er euch geben. Ihr alle werdet reicher sein als zuvor.“

Ein Gemurmel antwortete ihm, das sich nach allen Seiten verbreitete, denn die in der Nähe wiederholten die Worte den Fernerstehenden; auch Ausrufe des Zorns und Beifallgeschrei ließ sich vernehmen. Zuletzt ging alles in den allgemeinen Ruf über: „Panem et circenses!“ „Brot und Spiele!“

Petronius hüllte sich wieder in seine Toga und horchte eine Weile regungslos zu. Augenscheinlich hatte er noch etwas zu sagen, denn er wartete. Endlich befahl er mit erhobenen Händen wieder Stille und rief: „Ich verspreche euch Brot und Spiele! So, und jetzt bringt einen Heilruf aus auf den Cäsar, der euch nährt und kleidet. Und dann legt euch endlich schlafen, ihr Gesindel, der Tag bricht an!“

Mit diesen Worten wandte er sein Pferd, schlug denen, die im Wege standen, mit seinem Stöckchen leicht auf den Kopf und kam schließlich wieder zu der Wasserleitung zurück. Droben herrschte kein kleiner Schrecken. Das Geschrei nach Brot und Spielen war bis zum Cäsar gedrungen, und er meinte, es sei ein neuer Aufruhr ausgebrochen, und erwartete nicht, Petronius lebendig wiederzusehen. Er eilte ihm darum sehr begierig entgegen und fragte mit schreckensbleichem Gesicht:

„Wie steht es? Was tun sie? Hat der Kampf schon begonnen?“

Petronius schöpfte tief Atem und rief: „Beim Pollux, sie schwitzen und stinken! Ich bin einer Ohnmacht nahe.“ Dann wandte er sich an den Cäsar und sprach: „Ich habe ihnen Getreide, Wein und Öl, freien Besuch der Gärten und prächtige Spiele versprochen. Sie sind schon wieder bereit, dich anzubeten und brüllen sich dir zu Ehren heiser. Ihr Götter, was riechen diese Plebejer abscheulich!“

„Meine Prätorianer standen bereit!“ rief Tigellinus. „Wenn du die Schreier nicht beruhigt hättest, so hätten sie ihnen für immer den Mund gestopft. Es ist schade, Cäsar, daß du mich nicht Gewalt gebrauchen liehest.“

Petronius schaute den Sprecher an und zuckte die Achseln. „Die Gelegenheit dazu ist noch nicht ganz verpaßt“, sagte er. „Sie kann sich schon morgen wieder bieten.“

„Nein, nein!“ rief der Cäsar. „Ich will Befehl geben, daß die Gärten geöffnet werden und will Getreide verteilen lassen. Ich danke dir, Petronius. Ich will Spiele vorbereiten und den Gesang, den ich heute gesungen habe, will ich öffentlich vorsingen.“

Nachdem er dies gesagt hatte, legte er seine Hand Petronius auf die Schulter und schwieg eine Weile. Dann fragte er: „Sag mir ehrlich, wie bin ich dir vorgekommen, während ich sang?“

„Du warst des Schauspiels vor dir so würdig, wie das Schauspiel deiner würdig war,“ antwortete Petronius.

Nun wandte sich Nero wieder dem Feuer zu. „So laßt es uns noch einmal betrachten,“ sagt er. „Wir wollen dem alten Rom unser Lebewohl zurufen.“

VIERTES KAPITEL



Die Worte des Apostels hatten die Christen mit neuer Hoffnung erfüllt. Sie hielten das Ende der Welt für nahe bevorstehend, meinten nun aber doch, das schreckliche letzte Gericht sei noch aufgeschoben und zuerst komme das Ende Neros, dessen Herrschaft sie für die des Antichrists hielten, und dessen Verbrechen zu Gott um Rache schrien. Damit stärkten sie ihre Herzen und suchten nach dem Gebet ihre zeitweiligen Zufluchtsorte wieder auf, ja manche lehrten in die Tibervorstadt zurück, denn es wurde gesagt, der Brand, der dort an zwanzig verschiedenen Stellen entfacht worden war, sei nach dem Fluss zu gejagt worden, als sich der Wind drehte, und habe sich nicht weiter verbreitet.

Auch der Apostel hatte den Steinbruch verlassen, und Vinicius und Chilon folgten ihm nach. Vinicius wagte nicht, ihn in seinem Gebet mit einer Frage zu unterbrechen, und schaute ihn nur flehend an. Als sie ins Freie hinaus kamen, wo die brennende Stadt zu sehen war, wandte sich der Apostel zu Vinicius und sagte: „Fürchte dich nicht. Die Hütte des Steinbrechers, in der wir Linus und Ligia und deren getreuen Diener zurückgelassen haben, ist ganz in der Nähe. Christus, der sie dir bestimmt hat, hat sie dir auch erhalten.“ Sprachlos warf sich Vinicius dem Apostel zu Füßen und umfaßte seine Knie. Doch Petrus wehrte jeden Dank ab und sagte: „Nicht mir danke, sondern Christus. Steh auf und komm mit mir.“ Dabei faßte er den jungen Mann bei der Hand und hob ihn auf.

Da rief Chilon von hinten: „Herr, was soll mit den Maultieren geschehen, die auf uns warten? Dieser würdige Prophet wird wohl auch lieber reiten als zu Fuß gehen.“

Da Vinicius von Petrus gehört hatte, daß die Hütte des Steinbrechers ganz in der Nähe sei, rief er Chilon zu: „Führe die Maultiere zu Matrianos zurück.“

„Entschuldige mich, Herr, wenn ich dich an das Haus in Ameriola erinnere. Dieser entsetzlichen Feuersbrunst gegenüber wäre es ganz begreiflich, wenn solche Kleinigkeiten in Vergessenheit gerieten.“

„Du sollst es erhalten.“

„O du Abkömmling des Numa Pompilius! Ich war dessen immer gewiß, und da ich dein Versprechen noch einmal bekommen habe und weiß, daß auch dieser herrliche Apostel es gehört hat, so will ich davon absehen, dich daran zu erinnern, daß du mir auch einen Weinberg dazu versprochen hast. Friede sei mit euch!“

Petrus und Vinicius erwiderten: „Und auch mit dir.“

Die beiden wandten sich nach rechts dem Hügel zu. Unterwegs sagte Vinicius: „Herr, wasche mich rein mit dem Wasser der Taufe, daß ich ein wahrer Bekenner Christi sei, denn ich liebe ihn mit ganzer Seele. Wasche mich rein, denn mein Herz ist bereit, und was du mir befehlst, das will ich tun.“

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, denn nur durch Liebe kannst du Ihm dienen,“ erwiderte der Apostel. „Und Er wird dich segnen und die Deinen.“

In der Ferne wurde ein schwacher Lichtschein sichtbar, und Petrus deutete darauf hin und sagte: „Dort ist die Hütte des Steinbrechers, der uns Obdach gewährt hat, als wir mit dem erkrankten Linus vom Ostrianum zurückkehrten. Wir konnten die andere Seite der Tiber nicht mehr erreichen.“

In wenigen Minuten waren sie angekommen. Die Hütte war mehr eine Höhle am Abhang des Berges, vorne mit einer Wand aus Rohr und Lehm abgeschlossen. Die Tür war verschlossen, aber durch eine Öffnung darin, die als Fenster diente, konnte man ins Innere sehen, das durch ein Feuer erleuchtet war. Eine Riesengestalt kam ihnen entgegen und fragte: „Wer seid ihr?“

„Diener Christi,“ erwiderte Petrus. „Friede sei mit dir, Ursus.“

Ursus verneigte sich tief vor dem Apostel, und als er Vinicius erkannte, ergriff er dessen Hand und führte sie an seine Lippen. „Du bist es, Herr!“ sagte er. „Gefegnet sei der Name des Lammes, für die Freude, die du Kallina bringen wirst.“

Er öffnete die Tür und ließ sie eintreten. Linus lag auf einem Bündel Stroh; sein Gesicht war gelb und abgemagert. Beim Feuer saß Ligia und hielt kleine Fische auf eine Schnur gereiht in der Hand, die augenscheinlich für die Abendmahlzeit bestimmt waren. Sie war damit beschäftigt, die Fische von der Schnur zu ziehen, und da sie meinte, es sei Ursus gewesen, der eingetreten war, so schaute sie nicht einmal auf. Aber Vinicius trat zu ihr, rief ihren Namen und streckte ihr die Hand entgegen. Voll Erstaunen und Freude fuhr sie wortlos auf, und wie ein Kind, das nach Tagen des

Leides und des Kammers seine Eltern wiederfindet, warf sie sich in seine geöffneten Arme. Er drückte sie an sein Herz, als wäre sie ihm nur durch ein Wunder wiedergeschenkt. Dann nahm er ihr Köpfchen zwischen seine Hände und küßte ihre Stirne und ihre Augen. Sein Entzücken war so grenzenlos wie sein Glück und seine Liebe. Er erzählte ihr, wie er von Antium herbeigeeilt sei und sie vor den Stadtmauern und im Rauch im Hause des Linus gesucht habe, und wie viel er habe durchmachen müssen, bis ihm der Apostel ihren Zufluchtsort gezeigt habe.

„Aber jetzt habe ich dich gefunden und werde dich angesichts dieser Feuersbrunst und dieser tobenden Menge nicht mehr verlassen. Vor den Mauern morden die Leute einander. Die Sklaven sind in vollem Aufruhr und plündern. Nur Gott allein weiß, wie viel Jammer und Elend noch auf Rom fallen wird. Aber ich will dich und die Deinen schützen, du meine Geliebte! Komm mit mir nach Antium; dort schiffen wir uns ein und fahren nach Sizilien. Meine Güter sind auch die deinigen, mein Haus ist dein Haus. In Sizilien finden wir auch Aulus. Ich will dich zu Pomponia zurückbringen und dich dann aus ihren Händen empfangen. Habe Vertrauen zu mir, Geliebteste. Noch bin ich nicht getauft, aber frage nur Petrus, ob ich ihm nicht meinen Wunsch geoffenbart habe, ein wahrer Bekenner Christi zu werden und die Taufe zu empfangen, und sollte es in der Höhle eines Steinbrechers sein. Vertraue mir, vertraut mir alle!“

Ligia's Gesicht strahlte, als sie diese Worte vernahm.

Die Christen konnten zuerst wegen der Verfolgung durch die Juden und jetzt wegen des Brandes und der davon herrührenden Verwirrung nur in Angst und Sorgen leben. Eine Übersiedlung nach dem friedlichen Sizilien würde dem allem ein Ende machen und ihnen ein glückliches Leben versprechen. Hätte Vinicius Ligia allein dorthin mitnehmen wollen, würde sie gewiß der Versuchung widerstanden haben, denn sie wollte Petrus und Linus nicht verlassen. Aber Vinicius sagte auch zu ihnen: „Kommt mit mir. Meine Güter sind auch die eueren, mein Haus ist euer Haus.“

Als Ligia das hörte, neigte sie sich über seine Hand, küßte sie als Zeichen des Gehorsams und sagte dazu: „Dein Herd ist mein Herd!“

Dann aber errötete sie heftig und stand mit gesenktem Kopfe im Scheine des Herdfeuers da, denn sie hatte die Worte gesagt, die nach römischem Brauch die Frau bei der Trauung zu sprechen hatte, und war nun nicht sicher, ob Vinicius nicht denke, sie habe es an mädchenhafter Zurückhaltung fehlen lassen. Aber aus seinem Gesicht sprach nur unbegrenzte Bewunderung. Er wandte sich an Petrus.

„Rom brennt auf den Befehl des Cäsars,“ sagte er. „Er hat sich in Antium mehrfach beklagt, daß er noch nie einen großen Brand gesehen habe.“

Wenn er vor einem solchen Verbrechen nicht zurückgeschreckt ist, was mag dann noch alles kommen! Wer weiß, ob er nicht noch ein allgemeines Blutbad anrichten lassen wird, wer weiß, ob nicht noch Bürgerkrieg, Mord und Hungersnot folgen werden. Verbergt euch und Ligia. In Sizilien könnt ihr in Frieden abwarten, bis hier der Sturm ausgetobt hat, und dann zurückkehren, um euern guten Samen zu säen."

Wie um den Worten des Vinicius Nachdruck zu geben, erschollen jetzt von den Vatikanischen Feldern her Wut- und Schreckensrufe. In diesem Augenblick stürzte der Eigentümer der Hütte herein und schloß eiligst die Thür hinter sich zu.

"Beim Zirkus des Nero morden sie einander!" berichtete er. "Skaven und Gladiatoren fallen über die Bürger her."

"Hört ihr!" rief Vinicius.

"Das Maß ist voll!" sprach der Apostel. "Das Unheil, das kommt, wird unerschöpflich sein wie das Meer." Dann wandte er sich an Vinicius und deutete auf Ligia. "Nimm die Jungfrau und rette sie, zusammen mit Linus und Ursus. Sie sollen mit dir gehen."

Vinicius, der den Apostel von ganzem Herzen liebte, rief: "Ich schwöre dir, Meister, daß ich dich nicht hier zurücklassen und dem Untergang preisgeben werde!"

"Der Herr segne dich für deinen guten Willen," erwiderte der Apostel. "Aber hast du nicht gehört, daß Christus dreimal zu mir gesagt hat: 'Weide meine Schafe!' Wie kannst du, der du nicht verantwortlich für mich bist und doch erklärst, daß du mich nicht zurücklassen und dem Untergang preisgeben wollest, von mir verlangen, daß ich meine Herde in der Stunde der Not verlasse?"

Da erhob Linus sein abgezehrttes Gesicht und sagte: "Und warum sollte ich deinem Beispiel nicht folgen, Meister!"

Vinicius strich sich mit der Hand übers Gesicht als ob er mit schweren Gedanken kämpfe. Dann ergriff er Ligia bei der Hand und sprach mit fester Stimme: "Hört mich an, Petrus, Linus und auch du, Ligia. Ich spreche, wie es mir der reine Menschenverstand eingibt, ihr aber denkt nicht an die eigene Gefahr, sondern nur an die Gebote des Heilands. Das habe ich nicht verstanden, und darum habe ich geirrt, denn mir sind die Schuppen noch nicht von den Augen gefallen, und der alte Adam ist noch nicht tot in mir. Hier knie ich vor dir und schwöre, daß auch ich die Gebote der Liebe erfüllen und meine Brüder in der Stunde der Not nicht verlassen will."

Er war bei diesen Worten vor Petrus niedergekniet und verfiel nun in einen Zustand der Verzückung. Augen und Hände zum Himmel erhoben, rief er: "Verstehe ich dich jetzt, o Christus! Bin ich so deiner würdig!"

Seine Hände zitterten, in seinen Augen glänzten die Tränen, und Glaube und Liebe durchbebten seinen ganzen Körper. Petrus ergriff ein irdenes Gefäß voll Wasser, trat auf ihn zu und sagte feierlich: „Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!“

Alle Anwesenden waren voll Begeisterung. Die Hütte schien ihnen voll himmlischen Lichtes zu sein, sie meinten, überirdische Musik zu hören, die Felsen der Höhle schienen sich über ihren Häuptern zu öffnen und Engelscharen ihnen entgegenzuschweben und darüber der Gekreuzigte, der sie mit seinen durchbohrten Händen segnete.

Und von draußen herein erscholl das Aufruhrgeschrei der rasenden Menge und das Brausen und Zischen der Feuerflammen.

FÜNFTES KAPITEL

In den herrlichen Gärten des Kaisers, in denen des Domitian und der Agrippina auf dem Marsfeld, in den Gärten des Pompejus, des Callust und des Mäcenas lagerte das Volk und hatte die Säulenhallen, die für das Ballspiel bestimmten Gebäude, die behaglichen Gartenhäuser und auch die für die wilden Tiere erbauten Baracken in Besitz genommen. Die Pfauen, Flamingos, Schwäne und Strauße, die Gazellen und Antilopen aus Afrika, die Hirsche und Rehe in den Gärten fielen dem Schlachtmesser des Volkes zum Opfer. Von Ostia kamen Lebensmittel in reicher Menge, und das Getreide wurde zu dem unerhört niedrigen Preise von drei Sesterzen verkauft und an die Armen umsonst verteilt. Wein, Öl und Kastanien wurden herbeigeschafft. Aus den Bergen wurden Herden von Schafen und Schlachtvieh in die Stadt getrieben. Das Bettelvolk, das sich vor dem Feuer in den Gäßchen der Subura herumgedrückt hatte, lebte in Saus und Braus. Die Furcht vor einer Hungersnot war vollständig geschwunden, dagegen war es viel schwieriger, dem Morden, Plündern und anderen Untaten Einhalt zu tun. Bei der Unsicherheit aller Verhältnisse gingen die Missetäter straflos aus, um so mehr, als sie sich stets als Bewunderer des Kaisers aufspielten, wo er sich auch sehen ließ. Die Behörden hatten keine Macht mehr, und es wurden in der Stadt, die den Abschäum der ganzen Welt beherbergte, Verbrechen verübt, die jeder menschlichen Vorstellungskraft spotteten. Jeden Morgen waren die Ufer der Tiber mit Leichen bedeckt, die niemand beiseite schaffte und die in der Sommerhitze, die durch das Feuer noch sehr gesteigert war, rasch in Verwesung übergingen und die Luft verpesteten. In allen Lagerplätzen

brachen Krankheiten aus, und die Angstlichen sahen schon verheerende Seuchen kommen.

Die Stadt brannte immer noch. Am sechsten Tage erreichte das Feuer die freie Stelle auf dem Esquilin, wo viele Häuser eingerissen worden waren, und erst jetzt fing es an nachzulassen. Aber die noch brennenden Überreste verbreiteten eine solche Helle, daß niemand an das Aufhören des Unheils glauben wollte. Und wirklich, am siebenten Tag brach das Feuer in den dem Tigellinus gehörenden Gebäuden mit neuer Kraft aus, währte aber aus Mangel an Nahrung nicht lange. Überall stürzten die brennenden Häuser ein, und dann stiegen hohe Feuersäulen zum Himmel auf, und Funkenregen fielen nieder. Langsam fing die Glut an zu erlöschen, und der nächtliche Himmel war nicht mehr blutrot beleuchtet. Aus den Trümmerhaufen züngelten bläuliche Flämmchen hervor.

Von den vierzehn Regionen Roms waren nur vier noch übriggeblieben, die Tibervorstadt mit eingerechnet. Als die Glut zu Asche geworden war, erblickte man von der Tiber bis zum Esquilin nichts als eine riesige trübselige graue Oede, aus der Reihen von Säulen und Schornsteinen wie die Grabsteine auf einem Kirchhof aufragten. Dazwischen irrten den Tag über trübe Gestalten umher, die nach wertvollen Überresten oder den Gebeinen teurer Angehöriger suchten. Bei Nacht heulten die Hunde auf den Trümmern.

Alle Freigebigkeit des Kaisers hielt die Menge jedoch durchaus nicht ab, ihrer Wut in Lasterreden Ausdruck zu verleihen. Nur der Abscham der Menschheit war befriedigt, die Diebe und heimatlosen Bettler, die sich jetzt nach Belieben satt essen und rauben und plündern konnten. Aber wer Hab und Gut und teure Angehörige verloren hatte, war mit dem Eröffnen der Gärten, mit der Verteilung von Getreide und den Versprechungen von Spielen und Geschenken nicht zufriedenzustellen. Das Unglück war zu unerhört und allgewaltig. Andere, die noch einen Funken von Vaterlandsliebe hegten, waren in Verzweiflung, daß der alte Name Rom vom Erdboden verschwinden sollte, weil der Kaiser auf den Trümmern eine neue Stadt mit Namen Neropolis gründen wolle. Die Wut des Volkes wurde immer drohender, und trotz der Schmeicheleien der Augustianer und der Lügen des Tigellinus erkannte Nero mit großem Schrecken, daß ihm der Halt der Volksgunst in seinem stillschweigenden, bis aufs Messer geführten Kampf gegen die Patrizier und den Senat fehlen könnte. Die Augustianer waren nicht weniger beunruhigt, denn jeder nächste Morgen konnte ihnen Verderben bringen, und Tigellinus dachte daran, mehrere Legionen aus Kleinasien heranzuziehen. Selbst dem Vatinius, der noch fröhlich grinste, wenn man ihn auch ins Gesicht schlug, verging das Lachen, und Vitellinus verlor sogar seine Ekstase.

Manche ratschlugten miteinander, wie die Gefahr abgewendet werden könnte, denn es war ein offenes Geheimnis, daß mit Ausnahme vielleicht des Petronius kein Augustianer dem Tod entgehen würde, falls durch irgend einen Ausbruch der Volkswut der Cäsar beseitigt war. Neros Wahnsinn wurde ihrem Einfluß zugeschrieben, und alle seine Schandtaten galten als von ihnen eingeblasen. Sie wurden fast noch mehr gehaßt als Nero selbst.

Jetzt suchten die Augustianer nach einem Mittel, den Verdacht, sie seien schuld am Brande Roms, von sich abzuwälzen; aber zugleich mußte auch der Kaiser von diesem Verdacht reingewaschen werden, sonst glaubte niemand an ihre Unschuld. Tigellinus beriet sich darüber mit Domitius Afer und selbst mit Seneca, den er verabscheute.

Poppäa begriff wohl, daß der Untergang des Kaisers auch den ihrigen bedeutete, und wandte sich an ihre Vertrauten, die jüdischen Priester. Seit Jahren schon ging die Rede, sie bekenne sich zum Glauben an Jahve. Nero selbst verfiel auf die furchtbarsten und dann wieder auf die lächerlichsten Auskunftsmittel. Einmal wußte er sich nicht zu lassen vor Angst und Schrecken, und dann belustigte er sich wieder mit kindischen Spielen. Aber unaufhörlich klagte und jammerte er.

Eines Tages wurde im Hause des Tiberius, das dem Feuer entgangen war, großer Rat gehalten. Petronius schlug vor, sich um nichts weiter zu kümmern, sondern nach Griechenland und nachher nach Agypten und Kleinasien zu gehen, wie schon längst geplant sei. Warum die Reise aufschieben, wenn hier Gefahr drohe?

Dieser Anregung stimmte der Kaiser eifrig zu, aber Seneca widersprach nach einem Augenblick der Überlegung.

„Das Gehen ist leicht, aber das Wiederkommen könnte schwierig werden,“ sagte er.

„Beim Herkules!“ erwiderte Petronius. „Wir kehren an der Spitze der asiatischen Legionen zurück.“

„Ja, das will ich tun,“ sagte Nero.

Tigellinus widersprach. Hätte er den Einfall gehabt, so hätte er dies unzweifelhaft für den sichersten Ausweg erklärt. Aber seine vornehmste Absicht war, Petronius nicht als den Mann erscheinen zu lassen, der in der Not zu raten wußte.

„Höre mich an, Götlicher!“ sagte er. „Dieser Rat ist verderblich. Ehe du Ostia erreicht hast, ist der Bürgerkrieg ausgebrochen. Wer weiß, ob sich dann nicht einer der noch lebenden Nachkommen des göttlichen Augustus zum Cäsar erklärt, und wenn sich die Legionen für ihn entscheiden, was dann?“

„Nun, wir können wenigstens dafür sorgen, daß es keine Nachkommen

des Augustus mehr gibt. Es sind so wie so nur noch wenige da, darum wird es nicht schwer sein, sie los zu werden."

„Das kann geschehen. Aber sind sie die einzigen? Erst gestern haben meine Leute ein Gemurmel in der Menge vernommen, daß Thrasea Kaiser sein sollte."

Nero biß sich auf die Lippen. Dann erhob er die Augen gen Himmel und rief: „Die Unerfättlichen und Undankbaren! Sie haben reichlich Getreide und Kohlen, sich Brot daraus zu backen, was wollen sie noch mehr?"

„Rache!" rief Tigellinus.

Wieder herrschte Stille; da erhob sich plötzlich der Cäsar, streckte die Hand nach oben und fing an vorzutragen:

„Hergen sie schreien nach Rache, die Rache sie schreit um ein Opfer!"

Und mit strahlendem Gesicht, alles andere vergessend, rief er aus: „Schreibtafel und Griffel her, diesen Hexameter muß ich niederschreiben! Einen so guten hätte Lucan niemals fertig gebracht. Habt ihr bemerkt, daß ich ihn im Handumdrehen fertig hatte?"

„O du Unvergleichlicher!" riefen verschiedene Stimmen.

Nero schrieb seinen Vers auf und sagte dann: „Ja, die Rache will ein Opfer haben."

Er ließ seine Blicke über seine Umgebung hingleiten und sagte dann: „Wie wär's, wenn wir das Gerücht verbreiteten, Vatinius habe befohlen, Rom anzuzünden, und ihn der Wut des Volkes preisgäben?"

„Göttlicher! Wer bin denn ich?" rief Vatinius.

„Sehr richtig. Das Opfer muß ein bedeutenderer Mann sein. Was sagt Vitellius?"

Vitellius wurde blaß, fing aber an zu lachen. „Mein Fett würde dem Brand nur neue Nahrung geben," rief er.

Nero hatte andere Gedanken, er suchte nach einem Opfer, durch das wirklich die Wut des Volkes gedämpft werden konnte, und er fand es. „Tigellinus!" rief er. „Du hast Rom angezündet!"

Ein Schauder erfaßte die Anwesenden. Sie merkten, daß diesmal der Kaiser nicht mehr scherze und daß ein schicksalschwerer Augenblick gekommen sei.

Das Gesicht des Tigellinus verzerrte sich wie das eines Hundes, der beißen will. „Auf deinen Befehl hin habe ich Rom angezündet," knurrte er.

Wie zwei böse Geister starrten die beiden einander in die Augen.

Es folgte eine solche Stille, daß man die Fliegen summen hören konnte.

„Tigellinus, liebst du mich?" fragte Nero.

„Du weißt es, Herr," lautete die Antwort.

„Dann opfere dich für mich."

„Göttlicher Cäsar, warum bietest du mir den göttlichen Trank, den ich doch nicht trinken kann? Das Volk murrst und lehnt sich auf, willst du, daß sich auch noch die Prätorianer erheben?“

Den Anwesenden lief es kalt über den Rücken.

Tigellinus war Präfekt der Prätorianer, und seine Worte waren eine Drohung. Auch Nero begriff das und wurde blaß.

In diesem Augenblick trat ein Bote ein und meldete, die göttliche Augusta wünsche den Tigellinus zu sprechen. Es seien Leute bei ihr, und der Präfekt müsse hören, was sie zu sagen hätten.

Tigellinus verneigte sich vor dem Cäsar und schritt mit gelassenem, aber verächtlichem Gesichtsausdruck hinaus. Man hatte versucht, ihn zu schlagen, und er hatte die Zähne gezeigt. Da er Neros Feigheit kannte, wußte er, daß der Herrscher der Welt nie mehr wagen würde, die Hand gegen ihn zu erheben.

Schweigend saß Nero eine Weile da, dann, da er merkte, daß irgend ein Ausspruch von ihm erwartet werde, sagte er: „Ich habe eine Schlange an meinem Busen genährt.“

Petronius zuckte die Achseln, was so viel heißen sollte, als es sei leicht, dieser Schlange den Kopf abzuschneiden.

„Was sagst du? Sprich! Gib einen guten Rat!“ rief Nero, „Dir allein vertraue ich, du hast mehr Verstand als alle andern zusammen, und du liebst mich.“

Petronius hatte schon auf den Lippen, zu sagen: „Ernenne mich zum Präfekten, dann gebe ich Tigellinus dem Volke preis und beruhige es an einem Tage.“ Aber seine angeborene Lässigkeit siegte. Auf den Schultern des Präfekten lag die Sorge für die Person des Kaisers und noch die um tausend andere öffentliche Angelegenheiten. Warum sollte er dies alles auf sich nehmen?

„Ich rate zu der Reise nach Achaja,“ sagte er.

„Von dir hätte ich einen besseren Vorschlag erwartet,“ erwiderte Nero. „Der Senat verabscheut mich, und wer bürgt mir dafür, daß er sich nicht gegen mich erhebt und jemand anders zum Kaiser ausruft? Das Volk hing sonst an mir, aber jetzt werden sie dem Senat gehorchen. Beim Hades! Ich wollte, das ganze Volk und der Senat hätten nur einen einzigen Kopf.“

„Erlaube mir die Bemerkung, Göttlicher, daß du, wenn du Rom erhalten willst, auch einige Römer übriglassen mußt,“ erwiderte Petronius lächelnd.

Aber Nero erneute seine Klagen. „Was gehen mich Rom und die Römer an,“ rief er. „In Achaja würde man mir gehorchen, und hier umgibt mich nur Verrat! Alle verlassen mich. Auch ihr seid bereit, mich zu verraten. Ich weiß es, ich weiß es. Und ihr bedenkt nicht einmal, was die

kommenden Zeiten über euch sagen werden, wenn ihr einen solchen Künstler, wie ich es bin, im Stiche laßt."

Er schlug sich mit der Hand vor die Stirne und rief: „Es ist nur allzu wahr! Bei all diesen Sorgen habe selbst ich vergessen, wer ich bin!“

Strahlenden Auges wandte er sich an Petronius. „Das Volk murrst,“ sagte er. „Aber meinst du nicht, Petronius, wenn ich die Leier nehme, aufs Marsfeld gehe und den Gesang vortrage, den ich euch während der Feuersbrunst vorgesungen habe, daß ich sie damit bändigen könnte, wie Orpheus die wilden Tiere?“

„Zweifellos, Cäsar, wenn sie dich anfangen lassen,“ rief Tullius Senecio, der gerne nach Hause gegangen wäre.

„Wir gehen nach Griechenland,“ rief Nero sehr mißvergnügt.

In diesem Augenblick trat Poppäa mit Tigellinus ein. Die Blicke aller Anwesenden richteten sich auf ihn, denn noch niemals hatte ein siegreicher Feldherr mit solchem Stolz das Kapitol betreten, wie er ihn zur Schau trug, als er jetzt vor dem Cäsar stand. Langsam und eindringlich hob er an zu sprechen, und seine Stimme klang eisern.

„Höre mich, o Cäsar. Ich will dir sagen, was ich gefunden habe. Das Volk will Rache und Opfer haben — nicht eines, nein, Hunderte, Tausende! Hast du, o Herr, je von Christus gehört, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt worden ist? Weißt du etwas von den Christen? Habe ich dir nicht von ihren Verbrechen, ihren abscheulichen Gebräuchen und davon erzählt, daß sie längst schon vorhergesagt haben, die Welt werde im Feuer untergehen? Das Volk haßt sie und traut ihnen nichts Gutes zu. Niemand hat sie je in den Tempeln gesehen, denn unsere Götter sind ihnen nur böse Geister. Man sieht sie niemals im Zirkus, denn sie verabscheuen Spiele und Wettrennen. Noch niemals haben ihre Hände dir Beifall geklatscht. Niemand hat dich einer von ihnen als Gott anerkannt. Sie sind die Feinde der Menschheit, die Feinde der Stadt und deine Feinde. Das Volk murrst gegen dich. Du hast befohlen. Rom anzuzünden, nicht ich. Das Volk brütet Rache. Gewähre sie ihm. Das Volk dürstet nach Blut und Spielen. Gib ihnen beides. Das Volk verdächtigt dich. Wende seinen Verdacht nach anderer Seite.“

Zuerst hörte Nero mit Erstaunen zu, aber als Tigellinus fortfuhr, änderte sich sein Schauspielergesicht und drückte abwechselnd Zorn, Kummer, Teilnahme und Empörung aus. Plötzlich erhob er sich, warf seine Toga von sich, daß sie ihm vor die Füße fiel, erhob die Hände zum Himmel und blieb in dieser Stellung eine Weile stehen. Endlich rief er wie der Held auf der Bühne:

„Zeus, Apollo, Hera, Athene, Persephone und all ihr unsterblichen

Götter! Warum seid ihr nicht uns zur Hilfe herbeigeeilt! Was hat unsere unglückselige Stadt diesen grausamen Christen getan, daß sie sie so un-menschlich niedergebrannt haben!"

„Sie sind die Feinde der Menschheit und deine Feinde,“ erklärte Poppäa.

Andere fingen an zu rufen: „Verurteile sie! Strafe die Mordbrenner. Selbst die Götter schreien dafür nach Rache!“

Nero setzte sich und ließ den Kopf auf die Brust sinken, als habe ihn die Schlechtigkeit, die er vernommen, ganz überwältigt. Nach einer Weile schüttelte er den Kopf und sprach: „Welche Strafen, welche Martern vermögen ein solches Verbrechen zu sühnen? Aber die Götter werden mir eingeben, welche Strafe ich verhängen soll, und die Mächte des Tartarus werden mir beistehen, meinem armen Volke Schauspiele zu bieten, daß es meiner noch nach Jahrhunderten mit Dankbarkeit gedenkt.“

Die Stirne des Petronius umwölkte sich plötzlich, denn er dachte an die Gefahr, die Ligia und Vinicius drohte, die ihm wichtiger waren als all die andern seltsamen Menschen, deren Lehren er abwies, von deren Schuldlosigkeit er aber überzeugt war. Er dachte auch an das blutige Gemekel, das jetzt beginnen würde, wogegen sich sein Schönheitsfuss empörte. Aber vor allen Dingen sagte er sich: „Ich muß Vinicius retten, der mir wahnsinnig wird, wenn jenes Mädchen sterben muß.“ Dieser Gedanke überwog alle andern. Er machte sich zwar klar, daß er hiemit etwas unternahm, das viel gefährlicher war als alles, was er je getan hatte.

Dennoch sprach er in dem sorglosen Ton, in dem er immer zu reden pflegte, wenn er einen unkünstlerischen Einfall des Cäsars oder der Augustianer beurteilte oder ins Lächerliche zog.

„So habt ihr also eure Opfer gefunden! Gut, schickt sie in die Arena oder auf die Folterbank, ihr habt die Macht dazu. Täuscht das Volk, aber gesteht euch wenigstens selber ein, daß die Christen Rom nicht angezündet haben. Ihr nennt mich den arbiter elegantiarum, und als solcher sage ich euch, daß ich euer schlechtes Theaterspielen nicht verdauen kann. O Cäsar! Warnend hast du uns eben das Urteil der Nachwelt vor die Augen gestellt, aber bedenke, daß sie auch über dich ihr Urteil fällen wird. Bei der Göttin Klio! Nero, der Herr der Welt, ja ein Gott, verbrennt Rom, denn er ist so mächtig auf der Erde wie Zeus im Olympos. Der Dichter Nero liebt die Dichtkunst so heiß, daß er ihr seine Vaterstadt zum Opfer bringt! Seit Anfang der Welt hat niemand Ähnliches getan, Ähnliches gewagt! Ich beschwöre dich bei allen neun Musen, verzichte nicht auf diesen, deinen hohen Ruhm, denn deine Gesänge werden bis ans Ende aller Zeiten widerklingen. Was ist Priamus, was Agamemnon, was Achilles, ja was sind selbst die Götter verglichen mit dir! Einerlei ob Rom anzuzünden eine gute Tat war

oder nicht, es war jedenfalls groß und außergewöhnlich! Darum wird auch die Menge ihre Hände nicht wider dich erheben. Habe den Mut deiner Tat und tue nichts, was deiner Größe nicht würdig wäre! Nichts hast du zu fürchten, als daß die Nachwelt sagen könnte, Nero hat zwar Rom verbrannt, aber er war ein feiger Herrscher und ein engherziger Dichter! Aus Furcht hat er seine große Tat verleugnet und die Schuld daran auf Unschuldige gewälzt."

Die Worte des Petronius machten den gewohnten mächtigen Eindruck auf Nero. Dennoch machte sich Petronius klar, daß seine Rede sehr gewagt sei. „Der Würfel ist gefallen," sagte er sich. „Jetzt wollen wir sehen, was in dem Affen mächtiger ist, seine Ruhmsucht oder seine Todesfurcht." Und in der Tiefe seiner Seele zweifelte er nicht daran, daß die Todesfurcht den Sieg davontragen werde.

Nach seinen Worten herrschte Schweigen. Poppäa, Tigellinus und alle Anwesenden schauten gespannt Nero ins Gesicht. Er zog den Mund bis zur Nase hinauf, wie er zu tun pflegte, wenn er nicht wußte, was er sagen sollte, und schaute ganz unglücklich drein.

„Herr, erlaube mir, mich zu entfernen!" rief Tigellinus, als er dies erblickte. „Wenn jemand deine Person dem Untergang preisgibt und dich einen feigen Cäsar und einen engherzigen Dichter nennt, einen Mordbrenner und schlechten Schauspieler, so weigern sich meine Ohren, das mit anzuhören."

„Ach habe verspielt!" dachte Petronius; aber er wandte sich zu Tigellinus und schaute verächtlich an ihm hinunter. Dann sagte er: „Dich, Tigellinus, habe ich einen schlechten Schauspieler genannt, und auch jetzt wieder zeigst du dich als ein solcher."

„Warum? Weil ich deine Vorwürfe nicht hören will?"

„Nein, weil du grenzenlose Liebe für den Cäsar heuchelst, und vor wenigen Augenblicken hast du ihm mit den Prätorianern gedroht. Wir alle haben dies so gut verstanden wie er selbst."

Tigellinus hatte nicht erwartet, daß Petronius einen solchen Trumpf ausspielen werde. Er erblaßte, verlor den Kopf und wußte nichts mehr zu sagen. Aber dies war der letzte Sieg des arbiter elegantiarum über seinen Gegner.

In diesem Augenblick fiel Poppäa ein: „Herr, wie kannst du dulden, daß solches überhaupt gedacht und noch dazu in deiner Gegenwart ausgesprochen wird!" rief sie.

„Bestrafe den Unverschämten!" rief Vitellius.

Wieder zog Nero die Lippen hinauf, und Petronius mit seinen kurzschichtigen Augen anschauend, sagte er: „Belohnst du mir so meine Freundschaft?"

„Wenn ich unrecht gehabt habe, so zeige mir, wo,“ erwiderte Petronius.
„Doch wisse, daß ich nur gesagt habe, was mir die Freundschaft für dich gebot.“

„Bestrafe den Unverschämten!“ wiederholte Vitellius.

„Ja, bestrafe ihn!“ riefen mehrere andere Stimmen.

Durch den ganzen Saal ging eine Bewegung, und alles fing an, sich von Petronius zurückzuziehen. Selbst Tullius Senecio, sein getreuester Freund, und der junge Nerva, der ihm stets die größte Liebe gezeigt hatte, entfernten sich von ihm, und bald stand Petronius ganz allein. Mit lächelndem Gesicht zog er die Falten seiner Toga zurecht und wartete, was der Cäsar sagen werde.

Und Nero sprach: „Ihr wollt, daß ich ihn bestrafe; allein er ist mein Freund und Gefährte; er hat mein Herz verwundet, aber dieses Herz kennt für seine Freunde nur Vergebung.“

„Ich bin verloren!“ dachte Petronius.

Der Cäsar stand auf, und die Beratung war zu Ende.

SECHSTES KAPITEL

Petronius kehrte nach Hause zurück. Tigellinus begleitete Nero in die Gemächer der Poppäa, wo Chilon mit zwei Rabbinern aus der Tibervorstadt in langen Gewändern und mit der Mitra auf dem Kopf ihrer warteten.

„Wir grüßen dich, Herrscher aller Reiche und König aller Könige!“ rief der ältere der beiden Rabbiner. „Wir grüßen den Herrn der Welt, den Beschützer des Volkes, ihn, dessen Herrschaft ist wie das Licht der Sonne und wie die Federn des Libanon.“

„Ihr beschuldigt die Christen, Rom angezündet zu haben?“

„Herr, wir beschuldigen sie nur, Feinde der Menschheit, Feinde Roms und deine Feinde zu sein. Schon lange haben sie der Stadt und der Welt den Untergang im Feuer gedroht. Alles andere wird dir dieser Mann sagen. Er ist wahrhaftig, denn in den Adern seiner Mutter floss das Blut des auserwählten Volkes.“

„Wer bist du?“ wandte sich Nero an Chilon.

„Dein Bewunderer, o Osiris! Und außerdem ein armer Stoiker.“

„Ich verabscheue die Stoiker!“ rief Nero. „Ich hasse Thrasea, Musonius und Cornutus. Ihre Lehren kann ich nicht ausstehen, ihre Verachtung der Kunst, ihre freiwillige Armut und ihren Schmutz.“

„Herr, ich bin Stoiker aus Not. Strahlender! Umwinde meinen Stoicismus mit Rosen, stelle einen Krug mit Wein daneben, und ich will Lieder des Anakreon singen, daß alle Epikuräer schweigen müssen.“

Nero, den die Anrede „Strahlender!“ gefreut hatte, sagte: „Du gefällst mir.“

„Dieser Mann ist sein Gewicht in Gold wert!“ rief Tigellinus.

„Erzähle uns von den Christen,“ befahl Poppäa.

„Seit meiner Jugend, o Isis, habe ich mich der Weltweisheit gewidmet und in allen Schulen die Wahrheit zu erforschen gesucht. Als ich von den Christen hörte, meinte ich, das sei eine neue Schule, in der ich vielleicht ein Körnchen Wahrheit finden könnte, und so machte ich leider ihre Bekanntschaft. Der erste Christ, den ich kennen lernte, war ein Arzt aus Neapel, Glaukus mit Namen. Von ihm erfuhr ich, daß sie einen gewissen Christus anbeten, der ihnen versprochen hat, die ganze Menschheit zu vernichten und alle Städte der Welt zu zerstören, sie aber zu verschonen, wenn sie ihm bei seinem Vernichtungswerk beistünden. Darum, Herrin, hassen sie die Menschen und häufen bei ihren Zusammenkünften Flüche auf Rom und alle Heiligtümer, in denen unsere Götter verehrt werden. Christus ist gekreuzigt worden, aber er hat ihnen versprochen wiederzukommen, wenn Rom zerstört sei, und ihnen die Herrschaft über die ganze Welt zu verleihen.“

„Nun wird jeder begreifen, warum Rom mit Feuer zerstört worden ist.“

„Das begreifen schon viele, o Herr!“ antwortete Chilon. „Ich besuche die Gärten und das Marsfeld und belehre sie. Wenn ihr meine Geschichte hört, werdet ihr verstehen, warum ich nach Rache schreie. Zuerst teilte mir der Arzt Glaukus nicht mit, daß seine Religion den Menschenhaß predigt. Nein, er sagte mir, Christus sei ein gütiger Gott, und seine Lehre sei die Liebe. Ich liebte ihn und vertraute ihm. Aber auf dem Wege von Neapel nach Rom stieß er mir hinterrücks ein Messer in den Leib, und mein Weib, die schöne, junge Bereniks, verkaufte er an einen Sklavenhändler.“

„Armer Mann!“ sagte Poppäa.

„Herrin, wer das Gesicht Aphrodites gesehen hat, ist nicht mehr arm, und ich sehe es in diesem Augenblick. Als ich nach Rom kam, suchte ich die Ältesten der Christen auf, um von ihnen Gerechtigkeit gegen Glaukus zu erlangen. Ich kenne ihre Apostel Petrus und Paulus und ihre Ältesten Linus und Klitos und viele andere. Ich weiß, wo sie vor dem Brande gewohnt haben und wo sie ihre Zusammenkünfte halten. Ich habe gesehen, wie Glaukus Kinder tötete, mit deren Blut der Apostel Petrus die Häupter der Anwesenden besprengte. Ich habe Ligia gesehen, die Pflugechter der Pomponia Gracina, und habe gehört, wie sie sich rühmte, wenn sie auch

kein Kinderblut zu bringen habe, so habe sie doch durch Zauberei ein Kind getötet, die kleine Augusta, deine Tochter, o Osiris, und deine, o Isis."

„Hast du gehört, Cäsar?“ fragte Poppäa.

„Kann dies wahr sein!“ rief Nero.

„Das mir angetane Unrecht könnte ich vergeben, als ich aber hörte, was sie dir getan hat, wollte ich sie erstechen. Leider ist mir der edle Vinicius, den ich liebe, in den Arm gefallen.“

„Vinicius!“ Wie ist das möglich? Sie ist ihm doch davongelaufen?“

„Sie ist allerdings geflohen, aber er suchte sie überall, denn er konnte nicht ohne sie leben. Für ein Geringes half ich ihm suchen und zeigte ihm das Haus in der Tibervorstadt, wo sie unter den Christen lebte. Wir gingen zusammen hin, und den Faustkämpfer Kroton nahm Vinicius zu unserem Schutze mit. Aber Ursus, Ligias Sklave, hat ihn umgebracht. Er hat Riesenkräfte, o Herr, und könnte mit Leichtigkeit einem Stier den Hals umdrehen.“

„Beim Herkules!“ rief Nero. „Ein Mann, der den Kroton getötet hat, verdient ein Standbild auf dem Forum! Aber du schwindelst, denn Kroton ist vom Messer des Vinicius gefallen.“

„So lügen die Menschen angesichts der Götter, o Herr! Ich habe mit eigenen Augen mit angesehen, wie Ursus dem Kroton die Rippen im Leib zerdrückte und wie er dann über Vinicius herfiel. Wenn Ligia nicht gewesen wäre, hätte er auch ihn getötet. Vinicius war nachher lange krank, und sie pflegten ihn, denn sie hofften, ihn zum Christen machen zu können.“

„Vinicius?“

„Ja.“

„Vielleicht auch Petronius?“ fragte Tigellinus.

Chilon drehte und wendete sich, rieb seine Hände und sagte endlich: „Ich bewundere deinen Scharfblick, Herr. Das kann wohl sein.“

Aber Nero lachte laut auf. „Petronius ein Christ! Petronius ein Feind des Lebens und seiner Schönheit und seines Behagens! Versucht doch nicht, mir das weiß zu machen! Alles andere will ich eher glauben.“

„Aber der edle Vinicius ist Christ geworden, o Herr, ich schwöre es. Pomponia ist Christin, und Ligia und Vinicius sind Christen. Ich habe ihnen treu gedient, aber Glaukus hat sie überredet, mich peitschen zu lassen, obgleich ich alt bin und krank und hungrig war. Ich habe beim Hades geschworen, ihnen das zu vergelten. O Herr, räche mich, und ich will dir den Apostel Petrus, die Ältesten Linus, Klitos, Glaukus und Crispus, dazu Ligia und Ursus überantworten. Ich will euch die Orte ihrer Zusammenkünfte zeigen. Deine Gefängnisse alle zusammen können die Zahl der Christen nicht fassen. Ohne mich werdet ihr sie niemals finden. Bisher bin ich

arm gewesen und habe Trost in der Weisheit gesucht. Jetzt laß mich meinen Trost in den Gunstbezeugungen finden, mit denen du mich überschütten wirst. Ich bin alt und habe das Leben noch nicht genossen. Laß diesen Genuß jetzt für mich beginnen.“

„Du willst also ein Stoiker bei vollen Schüsseln sein.“

„Wer dir dient, dem füllen sie sich.“

„Du sollst dich nicht geirrt haben, weiser Mann.“

Poppäa vergaß niemals einen Feind. Ihre Neigung für Vinicius war nur eine rasch verlodernde Leidenschaft gewesen, aber die Kühle des jungen Patriziers hatte sie tief beleidigt. Daß er ihr eine andere vorzog, war ein Verbrechen, das nach Rache schrie. Ligia hatte sie vom ersten Augenblick an gehaßt, denn die wissende Poppäa begriff beim ersten Blick, daß in ganz Rom nur Ligia sich mit ihr an Schönheit messen, ja sie sogar überstrahlen könne, und sofort hatte sie ihr den Untergang geschworen.

„Herr, räche unser Kind,“ rief sie.

„Eilt, eilt!“ rief Chilon. „Sonst versteckt sie Vinicius! Ich will euch das Haus zeigen, wohin sie sich nach dem Feuer begeben hat.“

„Gehe sofort hin. Ich gebe dir zehn Mann mit,“ sagte Tigellinus.

„Herr, du hast Kroton in den Armen des Ursus nicht gesehen. Gib mir fünfzig Mann, und ich zeige ihnen das Haus von weitem. Wenn er aber nicht gefangen genommen wird, bin ich verloren.“

Tigellinus schaute Nero an. „Wäre es nicht besser, Göttlicher, dich mit einem Male sowohl des Oheims wie des Neffen zu entledigen?“

Nero dachte einen Augenblick nach und antwortete dann: „Nein, jetzt noch nicht. Das würde doch niemand glauben, daß Petronius, Vinicius oder Pomponia Gräcina Rom angezündet hätten. Sie besaßen ja selbst prachtvolle Häuser. Heute haben wir andere Opfer nötig. Sie kommen später an die Reihe.“

„Dann gib mir die Soldaten zum Schutze mit, hoher Herr.“

„Mach das, Tigellinus.“

„Einstweilen sollst du bei mir in meinem Hause leben,“ sagte der Präfekt.

Der Grieche strahlte vor Freude. „Ich will sie euch alle ausliefern, nur eilt, eilt! Macht rasch!“ schrie er mit heiserer Stimme.

SIEBTES KAPITEL



Als Petronius den Kaiser verließ, befahl er, ihn in sein Haus zu tragen. Dieses war dem Brand entgangen, denn es war von drei Seiten von einem großen Garten umgeben und hatte vor sich das kleine Forum der Cäcilia. Darin hatte er wieder einmal sein berühmtes Glück gehabt; aber jetzt hatte er alle Veranlassung, über die Launenhaftigkeit der Glücksgöttin nachzudenken.

„Wäre mein Haus mit all seinen Schätzen mitverbrannt, würde Nero vielleicht seinen Zorn wieder vergessen,“ dachte er. „Beim Pollux, und ich könnte jetzt Präfekt der Prätorianer sein, es hing nur von mir ab. Dann hätte ich jetzt die Macht, Tigellinus als den Brandstifter anzuklagen, der er tatsächlich ja auch ist. Ich hätte ihn foltern und der Menge ausliefern können, und die Christen retten und Rom wieder aufbauen. Vielleicht hätte es dann eine glücklichere Zeit für ehrliche Menschen gegeben. Ich hätte es tun sollen, wenn auch nur des Vinicius wegen. Wäre mir die Arbeit zu viel geworden, hätte ich ihn zum Präfekten machen können. Nero hätte sich schwerlich gesträubt. Dann hätte Vinicius alle Prätorianer und selbst den Cäsar taufen können. Was hätte das mir geschadet? Nero fromm und tugendhaft und barmherzig, das wäre sogar ein vergnüglicher Anblick gewesen!“ Petronius war leichttherzig genug, bei diesem Gedanken laut aufzulachen. „Vielleicht bilden sie sich ein, daß mir jetzt vor Angst die Haare zu Berg stehen und die Knie schlottern. Aber wenn ich heimkomme, nehme ich ein Bad in Weizenwasser, und meine goldhaarige Geliebte soll mich selbst salben, und nach dem Mahle lassen wir uns die Hymne auf Apollo vorsingen, die Anthemius in Musik gesetzt hat. Ich habe es immer gesagt, es ist unnötig, an den Tod zu denken, er denkt schon an uns. Und seltsam wäre es doch, wenn es wirklich Elysische Felder gäbe, wo die Schatten der Geschiedenen sind. Dann käme Eunike sofort zu mir, und wir könnten gemeinsam über die Asphodeloswiesen wandeln.“

Mit Erstaunen bemerkte er, daß er bereits innerlich von der Welt geschieden war. Er hatte sie genau gekannt und wußte, was von ihr zu halten sei, aber jetzt war seine Verachtung für sie größer als je. Er hatte wahrhaftig mehr als genug von dem allem.

Dann überlegte er sich die Sachlage. Er sah ein, daß ihm nicht auf der Stelle Vernichtung drohe. Nero hatte einige schöne, eindrucksvolle Worte über Vergebung gesprochen, die ihn für den Augenblick banden. Er mußte nach einem neuen Vorwand suchen, und das dauerte immerhin eine Weile.

„Zuerst wird er die Christen in die Arena schicken,“ dachte Petronius. „Dann erst wird er an mich denken. Also brauche ich mir vorerst noch keine grauen Haare wachsen zu lassen noch meine Lebensweise zu ändern. Vinicius ist viel mehr als ich in augenblicklicher Gefahr.“ Von nun an dachte er nur noch an Vinicius, den er durchaus retten wollte.

Er befahl seinen Sklaven, die ihn durch die Ruinen der Carinā trugen, zu eilen, denn er wollte so rasch als möglich heimkommen. Vinicius, dessen Haus verbrannt war, lebte jetzt bei ihm und war glücklicherweise zu Hause.

„Hast du heute Ligia gesehen?“ fragte Petronius, als er eintrat.

„Eben komme ich von ihr zurück.“

„Hör zu und vergeude keine Zeit mit Fragen. Heute wurde beim Cäsar beschlossen, die Schuld am Brande Roms auf die Christen zu schieben. Ihnen drohen schreckliche Martern und Verfolgungen. Die Verhaftungen können jeden Augenblick beginnen. Nimm Ligia und fliehe auf der Stelle mit ihr, womöglich über die Alpen oder nach Afrika. Eile, denn es ist von hier aus weiter in die Tibervorstadt als vom Palatin.“

Vinicius war zu sehr Soldat, um mit Fragen Zeit zu verlieren. Mit gerunzelten Brauen hörte er zu und sah fest entschlossen aus. Augenscheinlich wollte er kämpfen und sich verteidigen. „Ich gehe!“ sagte er.

„Noch ein Wort! Nimm einen Beutel mit Gold mit und Waffen, auch einige von deinen christlichen Leuten. Im Notfall befreie sie mit Gewalt.“

Vinicius war schon an der Tür. „Schicke mir Nachricht durch einen Sklaven!“ rief ihm Petronius noch nach.

Er war allein und schritt nachdenklich zwischen den Säulen des Atriums auf und ab. Er wußte, Linus und Ligia waren in ihr altes Haus zurückgekehrt, das gleich dem größten Teil der Tibervorstadt stehen geblieben war. Das war unheilvoll; es wäre sonst schwierig gewesen, die beiden in der Menge aufzufinden. Petronius glaubte übrigens, es wisse niemand auf dem Palatin, wo sie wohnten, und dann konnte Vinicius den Prätorianern zuvorkommen. Es fiel ihm auch ein, daß Tigellinus, wenn er viele Christen auf einmal fangen wollte, sein Netz über ganz Rom ausbreiten und seine Soldaten in kleinen Abteilungen ausschicken müsse. „Und wenn er nur ein paar Mann schickt, um Ligia zu holen, dann bricht ihnen Urfus die Knochen.“ Dieser Gedanke beruhigte ihn einigermassen. Übrigens war er entschlossen, weder Geld noch Leute zu sparen, um Vinicius beizustehen. Paulus hatte in Antium einen großen Teil seiner Sklaven zum Christentum bekehrt, und er war überzeugt, bei der Verteidigung der Christen auf ihre Treue und Bereitwilligkeit bauen zu können.

Der Eintritt Eunikes unterbrach seine Gedanken, und all seine Sorgen verschwanden spurlos. Er vergaß den Cäsar, die Ungnade, in die er gefallen

war, die Verfolgung der Christen und auch Vinicius und Ligia. „Was hast du mir zu sagen, Charis?“ fragte er und streckte ihr seine Hand entgegen.

Sie neigte ihr goldgelocktes Haupt und antwortete: „Anthemius mit seinen Sängern ist da und fragt, ob du ihn heute hören magst.“

„Er soll warten. Nach Tisch soll er uns vorsingen. Komm her, Eunike, reiche mir deine Lippen. Liebst du mich?“

„Ich könnte Zeus nicht heißer lieben,“ antwortete sie und preßte ihre Lippen auf die seinen. Sie bebte vor Glück in seinen Armen.

Nach einer Weile sagte Petronius langsam: „Und wenn die Stunde gekommen wäre, wo wir uns trennen müssen?“

Ängstlich schaute ihm Eunike in die Augen. „Wieso denn, Herr?“

„Nur nicht ängstlich! Aber wer weiß, ob ich nicht eine lange Reise antreten muß.“

„Nimm mich mit!“

Petronius sprach rasch von etwas anderem. „Sage mir, wachsen Asphodelen im Nasen des Gartens?“

„Die Zypressen und die Nasenflächen sind von der Hitze verbrannt, und vom Myrtengebüsch fallen die Blätter ab. Der ganze Garten sieht aus wie tot.“

„Ganz Rom sieht aus wie tot und wird bald ein richtiges Leichenfeld sein. Weißt du, daß ein Edikt gegen die Christen erlassen werden soll? Dann wird eine wilde Verfolgung beginnen, und Tausende werden umkommen.“

„Weshalb werden sie gestraft, Herr? Es sind doch gute und ruhige Leute.“

„Eben deswegen.“

„Dann wollen wir ans Meer gehen. Deine göttlichen Augen mögen kein Blut sehen.“

„Gut, aber vorerst muß ich baden. Komm mit in den Salbraun und salbe mir die Arme. Beim Gürtel der Kypris, so schön habe ich dich noch nie gesehen. Ich will dir ein Badegefäß in der Form einer Muschel machen lassen, und du bist die köstliche Perle darin. Komm, Goldgelockte!“

Sie gingen, und eine Stunde später ruhten beide mit Rosen bekränzt an der mit goldenem Geschirr gedeckten Tafel. Sie tranken Wein aus eisenbekränzten Schalen und lauschten auf die Hymne zu Ehren des Apollo. Was kümmerte sie die Asche Roms, die draußen der Wind verwehte? Sie waren glücklich und dachten an nichts als ihre Liebe, die ihr Leben zu einem himmlischen Traume machte.

Allein noch ehe die Hymne zu Ende gesungen war, stürzte ein Sklave in den Speisesaal. „Herr!“ rief er, mit vor Schrecken zitternder Stimme, „ein Centurio mit einer Abteilung Prätorianer steht draußen und wünscht dich auf Befehl des Kaisers zu sprechen.“

Die Musik verstummte, und alle waren sehr beunruhigt, denn wenn der Cäsar Prätorianer schickte, so hatte das meistens nichts Gutes zu bedeuten. Petronius war der einzige, der nicht die mindeste Furcht zeigte. Er sagte wie jemand, der durch allzu viele Besuche belästigt wird: „Wenn man nur wenigstens ungestört essen dürste!“ Dann wandte er sich an den Sklaven und sagte: „Eintreten lassen!“

Der Sklave verschwand hinter dem Vorhang, und im nächsten Augenblick wurden schwere Tritte vernehmbar. Ein Bekannter des Petronius, der Centurio Aper, bewaffnet und mit dem Helm auf dem Kopf, trat ein.

„Edler Herr!“ sagte er. „Hier ist ein Schreiben des Kaisers.“

Nachlässig streckte Petronius seine weiße Hand danach aus, las das Schreiben und reichte es mit der größten Gelassenheit Eunike hin. „Er liest heute abend einen neuen Gesang des Brandes von Troja vor und befiehlt mir, dabei anwesend zu sein.“

„Ich habe sonst keinen Befehl, als das Schreiben zu überreichen,“ sagte der Centurio.

„Gut; es bedarf keiner Antwort. Aber setz dich ein wenig zu uns, Centurio, und leere einen Becher Weins.“

„Ich danke dir, edler Herr. Gern will ich einen Becher Weins auf dein Wohl trinken, aber verweilen darf ich mich nicht, ich bin im Dienst.“

„Warum hat mir der Cäsar durch dich den Brief geschickt und nicht durch einen Sklaven?“

„Ich weiß es nicht, Herr. Vielleicht weil ich doch mit einem andern Auftrag in dieser Richtung ging.“

„Ich weiß,“ sagte Petronius. „Es geht gegen die Christen.“

„Ja, Herr.“

„Hat die Verfolgung schon lange begonnen?“

„Einige Abteilungen sind schon am Vormittag in die Tibervorstadt geschickt worden.“

Bei diesen Worten goß der Centurio zu Ehren des Mars einige Tropfen Wein aus, trank dann den Becher leer und sagte: „Mögen dir die Götter alle deine Wünsche erfüllen!“

„Behalte den Becher,“ sagte Petronius und gab dem Anthemis ein Zeichen, mit dem Hymnus an Apollo fortzufahren.

„Der Rottkopf will mit mir und Vinicius spielen,“ sagte er sich, während von neuem die Musik ertönte. „Er wollte mir Schrecken einjagen, darum hat er mir die Einladung durch den Centurio geschickt. Heut abend wird er ihn ausfragen, wie ich es aufgenommen habe. Nein, nein, du wirst nicht allzuviel Vergnügen davon haben, du boshafter und grausamer Possenreißer! Ich weiß, daß du die Beleidigung nicht vergessen wirst und daß mein

Untergang gewiß ist. Aber wenn du meinst, ich werde dir flehend in die Augen schauen und du könntest Angst und Schrecken in meinen Zügen lesen, dann irrst du dich gewaltig."

"Der Cäsar schreibt: 'Komm, wenn du willst.' Wirfst du gehen, Herr?" fragte Eunike.

"Ich fühle mich so wohl, daß ich sogar seine Verse aushalten kann. Ich werde um so mehr gehen, als Vinicius nicht kommen kann."

Nachdem Petronius gegessen und seinen gewohnten Spaziergang gemacht hatte, ließ er sich von seinen Sklaven sorgfältig ankleiden und dann, schön wie ein Gott, auf den Palatin tragen. Es war schon spät, und auf den Straßen tanzte das Volk im Mondschein. Reichliche Gaben an Getreide und die in Aussicht gestellten Spiele hatten die Herzen mit Freude erfüllt. Zuweilen mußten die Sklaven für die Sänfte des „edlen Petronius“ erst einen Weg bahnen; aber das Volk machte Platz und begrüßte seinen Liebling mit Zurufen.

Petronius dachte an Vinicius und wunderte sich, daß er keine Nachricht von ihm erhalten hatte. Er war ein Epikuräer und ein Selbstüchtling, aber durch den Verkehr mit Paulus war ein Samentorn in seine Seele gefallen, und nun kümmerte ihn auch das Wohl anderer, nicht nur sein eigenes, und Vinicius hatte er immer lieb gehabt. Er ließ die Hoffnung nicht fahren, daß Vinicius den Prätorianern zuvor gekommen und mit Ligia geflohen sei, aber er hätte es doch gerne gewußt. Er sah voraus, daß er allerlei gefragt werden könnte, wofür es gut wäre, eine Antwort bereit zu haben.

Als er den Saal betrat, war dieser schon mit Höflingen gefüllt. Seine Freunde von gestern, wohl etwas erstaunt, daß er eingeladen war, wichen vor ihm zurück; er aber mischte sich unter sie, schön, sorglos und unbekümmert und so selbstbewußt, als sei er es, der Gnaden auszuteilen habe. Dabei wurden einige bedenklich, ob ihr kühles Benehmen gegen ihn nicht etwas vorzeitig gewesen sei.

Der Cäsar indessen tat, als ob er seine Verbeugung nicht sehe und fuhr in seiner Unterhaltung fort. Nur Tigellinus trat auf ihn zu und sagte: „Guten Abend, du Hüter des guten Geschmacks. Behauptest du immer noch, die Christen hätten Rom nicht angezündet?"

Petronius zuckte die Achseln, klopfte Tigellinus auf die Schultern, wie er etwa einen Freigelassenen behandelt hätte, und sagte: „Du kennst die Wahrheit so gut wie ich.“

Tigellinus biß sich auf die Lippen. Er war sehr wenig erfreut darüber, daß der Cäsar heute einen neuen Gesang vortragen wollte, denn das war ein Gebiet, auf dem er sich mit Petronius nicht messen konnte. Und Nero

schaute auch unwillkürlich aus alter Gewohnheit während seines Vortrags nach Petronius hin, um den Eindruck, den er machte, von seinem Gesicht zu lesen. Petronius zog einmal die Brauen in die Höhe, nickte dann wieder beifällig oder schien mit gespannter Aufmerksamkeit zu lauschen, damit ihm ja kein Wort entgehe. Nachher lobte er einige Stellen, tadelte andere und schlug Änderungen und Verbesserungen vor. Nero konnte nicht umhin zu erkennen, daß die andern mit ihren übertriebenen Lobeserhebungen nur an ihren eigenen Vorteil dachten, während Petronius der Dichtkunst um ihrer selbst willen seine Aufmerksamkeit schenkte. Er allein verstand etwas davon. Wenn er lobte, so konnte man sicher sein, daß der Vers gut war. So geriet er allmählich immer tiefer in ein Gespräch mit Petronius hinein, und als dieser schließlich bezweifelte, ob ein gewisser Ausdruck an seiner Stelle richtig angebracht sei, erwiderte Nero:

„Du wirst im letzten Gesang merken, warum ich ihn benützt habe.“

„Aha!“ dachte Petronius. „Er will also noch seinen letzten Gesang abwarten!“

Viele unter den Zuhörern dachten: „Wehe, wehe! Wenn Petronius noch so viel Zeit hat, kann er sich auch wieder in Gunst setzen und selbst Tigellinus aus dem Sattel heben.“

Sie fingen wieder an, sich um ihn zu scharen. Aber der Schluß des Abends war für Petronius nicht so glücklich. Als er sich verabschiedete, fragte ihn Nero mit funkelnden Augen und einem Gesicht voll boshafter Freude:

„Warum ist Vinicius nicht gekommen?“

Wäre Petronius sicher gewesen, daß Vinicius mit Ligia schon jenseits der Mauern angekommen sei, so hätte er antworten können: „Er hat sich mit deiner Erlaubnis verheiratet und ist abgereist.“ Aber als er den seltsamen Ausdruck auf Neros Gesicht wahrnahm, sagte er: „Deine Einladung, Göttlicher, hat ihn nicht zu Hause angetroffen.“

„Sage ihm, ich werde mich freuen, ihn zu sehen,“ antwortete Nero. „Und sage ihm ganz besonders, er soll ja die Spiele nicht versäumen, in denen die Christen auftreten!“

Diese Worte beunruhigten Petronius sehr. Sie schienen ihm eine direkte Beziehung auf Ligia zu haben. Als er in seine Sänfte stieg, befahl er darum, ihn in größter Eile nach Hause zu tragen. Das war aber jetzt noch schwieriger als am Vormittag, denn vor dem Hause des Liberius stand ein dichter aufgeregter Volkshaufen, und es ertönten Rufe, die Petronius zuerst nicht verstand. Bald aber wurden sie lauter und endlich zu einem wilden Gebrüll.

„Die Christen vor die Löwen!“

Immer neue Scharen strömten herbei, die das Geschrei wiederholten.

Das Gerücht flog von Mund zu Mund, die Jagd habe bereits begonnen, und schon seien viele Nordbrenner festgenommen. Durch die neu abgesteckten und die alten Straßen, durch alle Gassen in der Nähe des Palatins, auf allen Hügeln und in den Gärten, durch ganz Rom, so lang und breit es war, erscholl mit immer wachsender Wut der Ruf:

„Die Christen vor die Löwen!“

„Die Esel!“ dachte Petronius verächtlich. „Sie sind ihres Cäsars würdig.“

Und es ward ihm klar, daß eine solche, auf Gewalttat und mehr als barbarische Grausamkeit gestellte Welt mit ihren Schandtaten und Ausschweifungen nicht lange mehr Bestand haben könne. Rom war die Herrin der Welt, aber auch ihre Pestbeule, die einen tödlichen Geruch ausströmte. Das Leben der weltbeherrschenden Stadt erschien ihm wie ein wahnsinniger Tanz, eine wilde Orgie, die bald ihr Ende finden mußte. Und er sah ein, daß nur die Christen allein eine neue Grundlage für das Leben hatten. Aber ach, bald würde keine Spur mehr von ihnen zu finden sein! Und was dann? Der wilde Tanz würde unter Neros Peitschenhieben weitergehen, und wenn Nero verschwunden war, würde ein anderer kommen, vielleicht noch schlimmer als er, denn bei einem solchen Volk und solchen Patriziern war die Hoffnung auf einen besseren Kaiser eitel. Aber ewig konnte diese Orgie nicht dauern, wenn nicht anders, mußte sie an Erschöpfung zu Ende gehen.

Endlich hielt die Sänfte vor der Haustür des Petronius, die von dem stets wachsamem Türhüter sofort geöffnet wurde.

„Ist der edle Vinicius zurückgekehrt?“ fragte Petronius.

„Jetzt eben,“ antwortete der Sklave.

„Also hat er sie nicht retten können,“ dachte Petronius.

Er warf seine Toga ab und eilte ins Atrium. Da saß Vinicius auf einem Dreifuß, den Kopf fast bis auf die Knie heruntergesenkt und mit den Händen seinen Kopf haltend. Als er Tritte hörte, hob er ein ganz versteinertes Gesicht, in dem nur die Augen fieberhaft brannten.

„Du bist zu spät gekommen?“ fragte Petronius.

„Ja; sie war schon am Vormittag verhaftet worden.“

„Hast du sie gesehen?“

„Ja.“

„Wo ist sie?“

„Im mammertinischen Kerker.“

Petronius schauderte und warf Vinicius einen fragenden Blick zu.

„Nein,“ sagte dieser, der die Meinung wohl verstand. „Sie ist nicht im Tullianum, dem untersten, und auch nicht im mittleren Kerker. Ich habe

dem Gefängniswärter Geld gegeben, und er hat ihr sein eigenes Zimmer abgetreten. Ursus liegt auf ihrer Schwelle und wacht über sie."

"Warum hat Ursus sie nicht verteidigt?"

"Fünfzig Prätorianer waren nach ihr gesandt worden, und Linus hat es ihm zudem verboten."

"Und Linus selbst?"

"Er liegt im Sterben. Darum haben sie ihn nicht mitgenommen."

"Was willst du tun?"

"Sie befreien oder mit ihr sterben. Auch ich glaube an Christus."

Ogleich Vinicius anscheinend gelassen sprach, verriet doch seine Stimme die Verzweiflung, in der er sich befand, und das Herz des Petronius war voll Mitleid. „Ich verstehe dich,“ sagte er. „Wie willst du es anstellen, sie zu befreien?“

„Ich habe die Wächter mit großen Summen bestochen, damit sie sie vor allen Dingen vor jeder Kränkung schützen und später ihrer Flucht nichts in den Weg legen.“

„Wann soll die vor sich gehen?“

„Sie sagten, sie könnten mir Ligia nicht sofort ausliefern, sie fürchten, zur Verantwortung gezogen zu werden. Wenn aber die Gefängnisse überfüllt und keine genauen Listen der Gefangenen mehr geführt sind, dann wollen sie sie mir ausliefern. Aber dies ist der letzte Nothelf. Rette du sie mir! Du bist der Freund des Cäsars, und er selbst hat sie mir geschenkt. Geh zu ihm und rette uns.“

Statt jeder Antwort rief Petronius einen Sklaven herbei und befahl ihm, zwei dunkle Mäntel und kurze Schwerter zu bringen. Dann wandte er sich an Vinicius. „Unterwegs will ich dir antworten,“ sagte er. „Nimm einen Mantel und ein Schwert, wir wollen sofort zum Gefängnis gehen. Gib den Wächtern hunderttausend Sesterzien, gib ihnen zweimal, fünfmal soviel, wenn sie Ligia sofort freilassen. Sonst ist es zu spät.“

„Lass uns gehen!“ rief Vinicius.

„Höre mich an,“ sagte Petronius, als sie auf der StraÙe waren. „Wir dürfen keine Zeit verlieren. Ich bin in Ungnade gefallen, und mein eigenes Leben hängt an einem Haar, darum kann ich beim Cäsar nichts ausrichten. Schlimmer noch, er würde jetzt gerade mir zum Pöffen das Gegentheil von dem tun, um was ich ihn bitte. Wenn das nicht wäre, hätte ich dir dann geraten, mit Ligia zu fliehen oder sie im Notfall mit Gewalt zu befreien? Gelingt es euch zu entinnen, so wird die Wut des Cäsars auf mich fallen. Das braucht dich aber nicht zu kümmern. Hole sie aus dem Gefängnis und fliehe mit ihr; es bleibt dir vorerst nichts anderes zu tun übrig. Gelingt das nicht, so müssen andere Mittel versucht werden. Du mußt aber wissen, daß

Ligia nicht nur um ihres Glaubens an Christus willen gefangen ist, sondern weil Poppäas Zorn euch beide verfolgt. Hast du vergessen, daß du die Augusta zurückgewiesen und damit schwer beleidigt hast? Sie weiß, daß Ligia die Ursache der Abweisung war und hat sie vom ersten Augenblick an gehaßt. Jetzt weißt du, warum Ligia als erste eingekerkert worden ist. Wer kann auf das Haus des Linus hingewiesen haben? Ich sage dir, es muß ihr schon lange nachgespürt worden sein. Ich weiß wohl, daß ich dir das Herz im Leib umdrehe und die letzte Hoffnung raube; aber ich sage dir dies alles absichtlich, denn wenn es dir nicht gelingt, sie zu befreien, ehe man den wahren Zweck ahnt, dann seid ihr beide verloren.“

„Das ist wahr. Ich verstehe alles,“ antwortete Vinicius mit hohler Stimme.

„Der Cäsar hat mir heute aufgetragen: ‚Fordere Vinicius in meinem Namen auf, die Spiele nicht zu versäumen, in denen die Christen auftreten.‘ Weißt du, was das bedeutet? Sie wollen sich an deinem Jammer ergözen. Vielleicht ist das der Grund, warum wir beide noch nicht eingekerkert sind. Wenn du sie jetzt nicht aus dem Gefängnis holen kannst, dann weiß ich nicht — Vielleicht kann Akte etwas für dich tun. Deine Güter in Sizilien könnten einen Reiz für Tigellinus haben — mache einmal einen Versuch.“

„Ich will ihm alles geben, was ich habe,“ antwortete Vinicius.

Von den Carinā bis zum Forum war es nicht weit, und sie waren bald angelangt. Als sie sich dem mammertinischen Kerker näherten, blieb Petronius plötzlich stehen und sagte: „Prätorianer! Es ist zu spät.“

Petronius hatte ein außerordentlich gutes Gedächtnis und kannte nicht nur die Führer, sondern selbst viele Soldaten mit Namen. Bald entdeckte er einen alten Bekannten, den Führer einer Kohorte. Er nickte ihm zu.

„Was soll das heißen, Niger?“ fragte er. „Habt ihr Befehl, den Kerker zu bewachen?“

„Ja, edler Petronius. Der Präsekt fürchtet, es könnten Versuche gemacht werden, die Brandstifter zu befreien.“

„Habt ihr Befehl, niemand hineinzulassen?“ fragte Vinicius.

„Nein, Herr. Die Gefangenen dürfen von ihren Angehörigen besucht werden. Wir können so noch mehr Christen fangen.“

„Dann laßt mich hinein,“ sagte Vinicius.

Er drückte Petronius die Hand und flüsterte ihm zu: „Geht zu Akte. Ich komme zu dir und hole mir ihre Antwort.“

In diesem Augenblick ertönte unter der Erde und hinter den dicken Mauern hervor Gesang. Schwach und leise fing er an und wurde allmählich stärker. Stimmen von Männern, Frauen und Kindern sangen im Chor.

Aus dem ganzen Gefängnis klang es wie Harfentöne in die Stille des graublen Morgens hinein, und zwar waren es nicht Klänge der Angst und der Verzweiflung, sondern im Gegenteil, es war ein Freude- und Siegesgesang. Erstaunt blickten die Soldaten einander an. Am Himmel erschien der erste Schimmer der Morgenröthe.

ACHTES KAPITEL



Der Ruf: „Die Christen vor die Löwen!“ erscholl beständig in allen Theilen der Stadt. Von Anfang an zweifelte niemand daran, daß sie die Brandstifter seien, denn niemand wollte daran zweifeln, weil ihre Bestrafung allen viel Unterhaltung versprach. Immerhin war die Meinung die, das Unglück wäre ohne den Zorn der Götter nicht so groß geworden, und darum wurden nach Befragung der sibyllinischen Bücher vom Senat in den Tempeln reinigende Opfer angeordnet. Ganz Rom reinigte sich von seinen Sünden, brachte Opfer dar und suchte sich mit den Göttern zu versöhnen.

Inzwischen wurden auf der Brandstätte neue Straßen abgesteckt, und die und da ragten schon die Grundmauern von Riesengebäuden, Palästen und Tempeln aus dem Boden. Aber vor allen Dingen wurde in größter Eile ein gewaltiges hölzernes Amphitheater errichtet, in dem die Christen gemartert werden sollten. Gleich nach der Beratung im Hause des Tiberius wurden den Prokonsuln Befehle geschickt, wilde Tiere herbeizuschaffen. Aus allen italienischen Städten, die kleinsten nicht ausgenommen, holte sie Tigellinus zusammen. Auf seinen Befehl wurden in Afrika Riesenjagden an gestellt, an denen die Eingeborenen teilnehmen mußten. Elefanten und Tiger wurden aus Asien geholt, Krokodile und Nilpferde aus Agypten, Löwen aus dem Atlas, Wölfe und Bären aus den Pyrenäen, wilde Hunde aus Irland, Molosserhunde aus Epirus, Auerstiere und fürchterliche Wisente aus Germanien. Vermöge der großen Zahl der Gefangenen würden die Spiele an Großartigkeit alles je Dagewesene weit übertreffen. Der Cäsar wollte die Erinnerung an den Brand darin ertränken, ganz Rom damit trunken machen.

Das Volk entwickelte großen Eifer, der Schutzwache und den Prätorianern bei ihrer Jagd nach den Christen zu helfen. Das war keine schwierige Aufgabe, denn Scharen von ihnen lagerten unter dem andern Volk in den Gärten und bekannten öffentlich ihren Glauben. Wenn sie umzingelt

wurden, knieten sie nieder und ließen sich, ihre Lieder singend, ohne Widerstand abführen. Ihre Geduld steigerte die Wut des Volkes nur noch mehr, das deren Grund nicht begriff und die Christen gerade darum für ganz verhärtete Verbrecher hielt. Eine wahre Raserei der Verfolgung herrschte. Oft wurden verhaftete Christen den Prätorianern einfach von einem Volkshaufen weggenommen und in Stücke gerissen. Frauen wurden an ihren Haaren ins Gefängnis geschleift, Kindern die Köpfe an den Pflastersteinen zerschmettert. Brüllend rannten Tausende Tag und Nacht durch die Straßen und suchten überall nach Opfern. Vor den Gefängnissen um die Wachtfeuer her betrank sich das Volk, tanzte und feierte wilde Orgien. Tag und Nacht schleppten die Menge und die Prätorianer neue Opfer herbei. Alles Mitleid war ausgelöscht. Die Bürger Roms schienen alles vergessen zu haben außer dem einen Ruf: „Die Christen vor die Löwen!“ Die Tage und Nächte waren von einer nie erhörten Schwüle, und selbst die Luft war wie mit Raserei, Blut und Verbrechen geschwängert.

Dieser unerhörten Gier nach Blut und Grausamkeit entsprach bei den Christen eine ebenso große Gier nach dem Martyrium. Die Befenner Christi gingen willig in den Tod, ja sie suchten ihn sogar, bis sie durch die Befehle ihrer Ältesten davon abgehalten wurden. Sie durften sich nur noch in den Katakomben bei der Via Appia und in den den christlichen Patriziern gehörigen Weingärten vor der Stadt versammeln. Es war auf dem Palatin ganz wohl bekannt, daß Flavius, Domitilla, Pomponia Gräcina, Cornelius Pudens und Marcus Vinicius Christen waren, aber diese waren der Verhaftung bis jetzt noch entgangen, denn der Cäsar fürchtete, das Volk werde doch nicht glauben, daß unter Bürgern dieser Art sich ebenfalls Brandstifter befänden. Vor allen Dingen sollte das Volk von der Schuld der Christen wirklich überzeugt werden, und darum wurde die Rache an diesen Vornehmen auf später verschoben. Wer meinte, daß diese Sicherheit der Patrizier Alles Einfluß zu verdanken sei, irrte sich. Nachdem sich Petronius von Vinicius getrennt hatte, war er sofort zu ihr geeilt, aber sie hatte nichts für ihn als Tränen, denn sie wurde selbst nur noch geduldet, wenn sie sich sorgfältig hütete, Nero oder Poppäa vor die Augen zu kommen.

Immerhin aber besuchte sie Ligia im Gefängnis und brachte ihr Nahrung und Kleidung und schützte sie durch ihr Kommen vor Roheiten der Wächter, zumal diese von Vinicius schon bestochen waren.

Petronius konnte nicht vergessen, daß ohne seinen Vorschlag, Ligia aus dem Hause des Aulus fortzunehmen, das Mädchen wahrscheinlich gar nicht im Gefängnis wäre; daneben war er sehr darauf aus, das Spiel gegen Tigellinus zu gewinnen. Darum sparte er weder Geld noch Zeit. Im Lauf weniger Tage besuchte er Seneca, Domitius Afer, Crispinella, durch die

er Poppäa zu beeinflussen hoffte, Trepnos, Dioborus und den schönen Pythagoras, und schließlich Aliturus und Paris, denen der Cäsar selten eine Bitte abschlug. Mit Hilfe von Chrysothemis, die jetzt die Geliebte des Vatinius war, versuchte er sogar dessen Hilfe zu gewinnen. In allen Fällen sparte er weder Versprechungen noch Geld.

Aber alle seine Anstrengungen waren erfolglos. Seneca, der selbst des morgigen Tages nicht sicher war, vertrat die Ansicht, die Christen müßten zum Wohl der Stadt ausgerottet werden, selbst wenn sie Rom nicht angezündet hätten. Er verteidigte das bevorstehende Blutbad vom logischen Standpunkt aus. Trepnos und Dioborus nahmen zwar sein Geld, taten aber nichts; Vatinius meldete dem Cäsar, es sei ein Versuch gemacht worden, ihn zu bestechen. Aliturus allein, der zu Anfang den Christen feindlich gesinnt gewesen war, faßte Mitleid mit ihnen und wagte es, den Cäsar an die eingekerkerte Jungfrau zu erinnern und zu ihren Gunsten zu sprechen. Aber er erhielt die Antwort:

„Meinst du, meine Seele sei weniger groß als die des Brutus, der für das Wohl von Rom seine eigenen Söhne nicht geschont hat?“

Als Aliturus diesen Ausspruch wiederholte, sagte Petronius: „Wenn sich Nero einmal mit Brutus verglichen hat, dann ist keine Rettung mehr.“

Vinicius tat ihm leid, und er befürchtete, dieser könnte Selbstmord begehen. „Für den Augenblick wird er durch seine Bemühungen, sie zu retten, aufrecht gehalten,“ sagte er sich. „Wenn aber alle seine Pläne fehlschlagen und der letzte Hoffnungspunkt erlischt, so wird er das nicht überleben, sondern sich in sein Schwert stürzen.“ Ein solches Ende war Petronius begreiflicher als die Liebe und das Leiden des Vinicius.

Vinicius tat inzwischen sein Bestes, um Ligia zu retten. Er besuchte die Augustianer und bezwang seinen Stolz so weit, sie um Beistand zu bitten. Durch Vitelius ließ er dem Tigellinus seine Besitzungen in Sizilien und alles, was er sonst verlange, anbieten. Tigellinus, der offenbar die Augusta nicht beleidigen wollte, lehnte ab. Zum Cäsar selbst zu gehen, seine Knie zu umfassen und ihn anzuflehen, hätte auch keinen Erfolg gehabt. Vinicius wollte das zwar versuchen, aber Petronius fragte ihn: „Und wenn er dich mit einem schlechten Wiß oder einer schamlosen Drohung abweist, was dann?“

Bei dieser Frage verzerrte sich das Gesicht des Vinicius vor Schmerz und Wut, und er knirschte mit den Zähnen.

„Ja, ja,“ sagte Petronius. „Ich rate ab von diesem Schritt, wenn du dir nicht jeden Ausweg abschneiden willst.“

Vinicius riß sich zusammen, wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne und rief: „Nein, nein! Ich bin ein Christ!“

„Und du würdest das vergessen, wie du es jetzt eben vergessen hattest.“

NEUNTES KAPITEL



Alle Pläne für Ligias Befreiung waren fehlgeschlagen. Vinicius hatte sich sogar so weit erniedrigt, selbst Freigelassene und Sklaven Neros um Hilfe zu bitten. Er bezahlte Riesensummen für leere Versprechungen. Auch Poppäas ersten Gatten suchte er auf und ließ sich von diesem einen Brief an sie geben. Dem Rufius, ihrem Sohne erster Ehe, schenkte er eine Villa in Antium und erzürnte damit nur den Cäsar, der seinen Stieffohn nicht leiden konnte. Er schickte einen Boten zu Ditho, Poppäas zweitem Gatten in Spanien, und bot ihm sein ganzes Vermögen an. Endlich aber machte er sich klar, daß er nichts als das Spielzeug aller dieser Leute war und daß er mit weniger offen gezeigtem Eifer Ligia vielleicht rascher hätte befreien können.

Auch Petronius sah dies ein. Inzwischen verging ein Tag nach dem andern; das Amphitheater war endlich fertig, und die Einlaßkarten zu den Morgenspielen wurden bereits ausgegeben. Aber diese Morgenspiele sollten sich, der ungeheuren Zahl der Opfer wegen, durch Tage, Wochen, ja Monate hinziehen. Man wußte nicht, wo man die Menge der Christen unterbringen sollte; alle Gefängnisse waren überfüllt, und in ihnen wüthete das Fieber. Der Ausbruch von Seuchen, die sich leicht über die ganze Stadt verbreiten konnten, wurde befürchtet, und man entschloß sich zu größter Eile.

Diese Absichten blieben auch Vinicius nicht verborgen und raubten ihm den letzten Hoffnungsstrahl. Jeden Tag konnte Ligia in einen der Zirkusse gebracht werden, von wo der Weg nur noch in die Arena führte. Er lief von Zirkus zu Zirkus, bestach die Wächter und die Tierwärter und machte ihnen die unmöglichsten Vorschläge. Schließlich mußte er sich sagen, es bleibe ihm nur noch übrig, nach Möglichkeit die Schrecken ihres Todesweges zu mildern. Wenn er daran dachte, war ihm, als hätte er statt des Gehirns Feuer im Kopf.

Die Geliebte überleben, wollte er nicht; er wollte mit ihr untergehen. Aber zuweilen packte ihn die Angst, er selbst werde das schreckliche Ende nicht erleben, seine Seelenqualen könnten vorher mit ihm ein Ende machen. Auch Petronius und seine andern Freunde waren der Ansicht, er könne jeden Tag ins Reich der Schatten eingehen, so übel sah er aus. Richtete jemand das Wort an ihn, so schaute er ihn nur verwundert an. Die Nächte verbrachte er mit Ursus zusammen vor Ligias Kerkerthür. Wenn sie ihm befahl, heimzugehen und sich Ruhe zu gönnen, kehrte er in das Haus des Petronius zurück und lief bis zum Morgen im Atrium auf und ab. Häufig fanden ihn

die Sklaven im Gebet auf den Knien liegen; Christus war seine letzte Hoffnung. Nur noch durch ein Wunder konnte Ligia befreit werden. So schlug er sich denn die Stirne gegen den steinernen Fußboden wund und flehte um ein Wunder.

Petrus hatte ihm Ligia zugefagt, Petrus hatte ihn getauft, Petrus konnte Wunder tun; er entschloß sich, Petrus aufzusuchen. Die wenigen Christen, die noch auf freiem Fuße waren, hielten den Apostel sorgfältig versteckt, und die seinen Aufenthalt kannten, verhehlten ihn selbst den übrigen Christen, damit er nicht von schwachen Seelen vielleicht unabsichtlich verraten werde. In dieser letzten Schreckenszeit hatte Vinicius den Apostel aus den Augen verloren und ihn seit seiner Taufe nur ein einzigesmal noch vor dem Beginn der Verfolgung wiedergesehen. Jetzt begab er sich bei Nacht zu dem Steinbrecher, in dessen Hütte er getauft worden war, und erfuhr von diesem, daß sich Petrus in der Hütte des Nereus, eines Dieners des Pudens, versteckt halte. Zusammen begaben sie sich dorthin und trafen vor der Hütte mit Petrus zusammen, den Nereus eben auf geheimen Pfaden zurückgeleitete von einer Christenversammlung, bei der er seine verstreute Herde zu trösten und aufzurichten versucht hatte.

Sofort warf sich Vinicius dem Apostel zu Füßen. Dieser erkannte ihn und fragte: „Was wünschst du, mein Sohn?“

Vinicius umfaßte die Füße des Apostels mit beiden Händen und preßte seine Stirne dagegen. Auf diese stumme Weise flehte er um Barmherzigkeit.

„Ich weiß!“ sagte Petrus milde. „Sie haben dir die Jungfrau weggenommen, die du liebst. Bete für sie.“

„Herr, ich bin unwürdig. Aber du hast Christus von Angesicht gesehen, bitte du ihn, daß er ihr beistehe,“ erwiderte Vinicius, der vor Jammer bebte, wie ein Laub im Winde, und seine Stirne gegen die harte Erde schlug.

Petrus war von diesem großen Jammer bewegt und hob Vinicius liebevoll auf. „Mein lieber Sohn, ich will für sie beten,“ sagte er. „Aber bedenke, daß Christus selbst die Marter des Kreuzestodes erduldet hat, und daß nach diesem Leben ein anderes beginnt — das ewige Leben.“

„Ich weiß es wohl,“ erwiderte Vinicius, schwer atmend. „Aber siehe, vergebens kämpfe ich mit mir. Wenn Blut fließen muß, so flehe du Christus an, daß er das meine nehme. Ich bin Soldat. Doppelt, dreifach will ich gerne dulden, was ihr bestimmt ist. Ich glaube, daß Christus mächtiger ist als der Cäsar. Sie ist noch ein Kind, und du selbst hast sie geliebt, hast sie gesegnet. Sie ist noch ein unschuldigtes Kind.“

Wieder beugte er sich tief hernieder und preßte sein Gesicht gegen die Knie des Apostels. „Du bist ein Jünger Christi gewesen, deine Bitte wird er hören. Tritt du für sie ein!“

Petrus schloß die Augen und stand da in ernstem Gebet. Endlich sagte er: „Vinicius, glaubst du an Jhn?“

„Herr, wäre ich sonst hier?“ antwortete Vinicius.

„Dann glaube bis zum letzten Ende, denn der Glaube kann Berge versetzen. Und ob du die Jungfrau schon unter dem Schwert des Henkers oder im Rachen des Löwen erblicktest, glaube dennoch, denn Christus kann auch dann noch erretten. Glaube und bete zu ihm, und ich will mit dir beten.“

Dann erhob er die Augen zum Himmel.

„Barmherziger Christus, siehe herab auf dieses zerschlagene Herz und tröste es,“ betete er laut. „Barmherziger Christus, der du selbst den Vater gebeten hast, den bitteren Kelch an dir vorübergehen zu lassen, laß ihn vorübergehen am Munde dieses deines Knechtes. Amen.“

Und Vinicius hob seine Hände auf zu den Sternen und stöhnte: „O Christus, dein bin ich. Nimm mich statt ihrer!“

Im Osten graute der Tag.

ZEHNTES KAPITEL



it neugestärktem Glauben und Vertrauen verließ Vinicius den Apostel und begab sich zu Ligias Kerker. Schrecken und Verzweiflung regten sich immer noch in seinem Herzen, aber er gebot ihren Stimmen Schweigen. Es schien ihm unmöglich, daß das Gebet des Apostels unwirksam sein könnte. Er fürchtete sich nicht mehr zu hoffen, er fürchtete nur den Zweifel. „Ich will an seine Liebe und Güte glauben, selbst wenn ich sie im Rachen des Löwen erblicke,“ sagte er sich immer wieder. Und ob ihm auch das Herz bebte und kalter Schweiß auf seiner Stirne stand bei diesem Gedanken, so glaubte er dennoch. Jeder einzelne Schlag seines Herzens war ein Gebet. Er erkannte, daß der Glaube wirklich Berge versetzt, denn er fühlte in sich eine lebendige Kraft, die er früher nie gekannt hatte und mit der er meinte, Dinge vollbringen zu können, die ihm gestern noch unmöglich erschienen wären. Zuweilen meinte er sogar, alle Gefahr sei bereits vorüber. „Mein, Christus wird das Gebet des ersten Jüngers nicht unerhört lassen, und ich zweifle nicht!“ sagte er sich und lief dem Gefängnis zu wie ein Bote, der eine gute Nachricht zu bringen hat.

Aber was er hier traf, kam ihm völlig unerwartet. Alle Prätorianer, die abwechselnd im Mammertinschen Kerker die Wache hatten, kannten ihn und machten ihm für gewöhnlich nie die geringste Schwierigkeit. Diesmal

jedoch öffnete sich die Postenkette für ihn nicht, und der Centurio trat zu ihm und sagte: „Verzeihung, edler Tribun. Wir haben Befehl, heute keinen Menschen durchzulassen.“

„Befehl?“ fragte Vinicius und wurde totenblau.

Mitleidig schaute der Soldat ihn an und antwortete: „Ja, Herr, einen Befehl des Kaisers. Von den Gefangenen sind viele krank, und vielleicht wird befürchtet, die Besucher könnten die Ansteckung durch die Stadt verbreiten.“

„Aber du hast gesagt, der Befehl sei nur für heute gegeben?“

„Um Mittag wechselt die Wache.“

Vinicius nahm seine Kopfbedeckung ab; sie drückte ihn, als wäre sie von Blei. Der Soldat trat näher zu ihm und flüsterte: „Beruhige dich, Herr. Die Wachen und Ursus behüten sie.“

Er beugte sich vor und zeichnete rasch mit der Spitze seines langen galischen Schwertes den Umriß eines Fisches auf die Steinfliesen.

Vinicius sah ihn scharf an. „Und du bist Prätorianer?“ fragte er.

„Bis ich auch dort drinnen bin,“ erwiderte der Soldat, auf das Gefängnis deutend.

„Auch ich bete Christus an.“

„Gesegnet sei sein Name. Ich kann dich unmöglich ins Gefängnis einlassen, aber wenn du einen Brief schreibst, will ich ihn dem Wärter geben.“

„Ich danke dir, Bruder.“

Er drückte dem Soldaten die Hand und ging. Über den Mauern des Gefängnisses war die Morgensonne aufgegangen, und mit ihren Strahlen kehrte auch die Hoffnung wieder in das Herz des Vinicius zurück. Dieser christliche Soldat war ihm ein neuer Zeuge von der Macht Christi. „Ich habe sie heute nicht gesehen, o Herr, allein ich glaube an deine Barmherzigkeit!“ rief er in seinem Innern.

Zu Hause erwartete ihn Petronius. Dieser hatte wieder die Nacht zum Tage gemacht und war erst vor kurzem heimgekehrt. „Ich habe Neuigkeiten für dich,“ sagte er. „Ich war bei Tullius Senecio, und der Cäsar war auch da. Was der Augusta eingefallen ist, den kleinen Rufius mitzubringen, weiß ich wirklich nicht. Vielleicht hat sie gehofft, das Herz Neros durch seine Schönheit zu rühren. Unglücklicherweise schlief das Kind während des Lebens ein, wie damals Vespasian. Als der Rotkopf das sah, warf er ihm einen Becher an den Kopf und verwundete es schwer. Poppäa fiel in Ohnmacht. Alle hatten gehört, wie der Cäsar rief: „Jetzt hab' ich genug von dieser Brut!“ und du weißt, daß dies ein Todesurteil ist.“

„Die Strafe Gottes hing über ihrem Haupte,“ sagte Vinicius. „Aber warum erzählst du mir dies?“

„Ich sage es dir, weil Poppäas Zorn dich und Ligia unablässig verfolgt. Vielleicht läßt sie jetzt in ihrem eigenen Jammer die Rachegeanken fahren und ist eher zu beeinflussen. Ich sehe sie heut abend und will mit ihr reden.“

„Ich danke dir. Du hast mir gute Kunde gebracht.“

„Bade jetzt und ruhe dich aus. Deine Lippen sind ganz blau, und du bist nur noch ein Schatten deiner selbst.“

Statt dessen fragte Vinicius: „Ist schon verkündet worden, wann das erste Morgenspiel stattfinden soll?“

„In zehn Tagen; aber andere Gefängnisse sollen zuerst geleert werden. Je mehr Zeit wir gewinnen, desto besser. Noch ist nicht alles verloren.“

Aber Petronius glaubte an seine eigenen Worte nicht. Er wußte wohl, daß des Cäsars hochtönende Antwort an Aliturus, in der er sich mit Brutus verglich, alle Hoffnung, Ligia zu retten, abgeschnitten hatte. Mitleidsvoll verschwieg er, was er sonst noch bei Senecio vernommen hatte, nämlich daß der Cäsar und Tigellinus entschlossen waren, für sich selbst und ihre Freunde die schönsten Christenmädchen auszusuchen und sie zu entehren, ehe sie der Marter überantwortet wurden. Die übrigen sollten am Tage der Spiele den Prätorianern und den Tierwärttern ausgeliefert werden.

„Heute noch will ich mit der Augusta reden und ihr etwa sagen: „Rette Ligia für Vinicius, und ich rette dir deinen Rufius. Ich will mir einen Plan ausdenken, wie das geschehen könnte. Ein zur rechten Zeit gesagtcs Wort, und der Kopfschmerz rettet oder tötet, wen man will.“

„Ich danke dir!“ wiederholte Vinicius.

„Du dankst mir am besten, wenn du ordentlich issest und dich ausruhest. Selbst Odysseus in all seinem Elend hat das Essen und Schlafen nicht vergessen. Du mußt wieder die ganze Nacht im Kerker zugebracht haben.“

„Nein,“ erwiderte Vinicius. „Jetzt eben wollte ich hinein, aber es lag ein Befehl vor, keinen Menschen einzulassen. Erkundige dich doch, lieber Petronius, ob dieser Befehl nur für heute gilt oder für alle Tage bis zu den Spielen.“

„Das werde ich heut abend erfahren, und morgen früh sag ich dir, für wie lange dieser Befehl gilt. Jetzt aber muß ich schlafen, und sollte sich der Sonnengott darüber vor Trauer in die Hölle stürzen. Und du, folge meinem Beispiel.“

Sie trennten sich, und Vinicius ging, um einen Brief an Ligia zu schreiben. Als er damit fertig war, brachte er ihn selbst dem christlichen Centurio, der sofort damit in den Kerker ging. Bald kam er wieder zurück mit einem Gruß von Ligia und dem Versprechen, heute noch eine Antwort zu schicken. Vinicius mochte in der Zwischenzeit nicht nach Hause gehen; er setzte sich auf

einen Stein und wartete auf den Brief Ligias. Von dem blendenden Tageslicht, dem Getriebe auf der Straße und der großen Hitze wurde er mit der Zeit müde, und die Augen fielen ihm zu. Aus tiefem Traum fuhr er plötzlich auf, geweckt durch laute Rufe, die in seiner Nähe erkollten. Vinicius rieb sich die Augen. Um ihn her war ein dichtes Menschengedränge, und zwei Läufer in gelber Tunica teilten die Menge mit langen Stäben und lauten Rufen, um einer prächtigen Sänfte Platz zu schaffen, die von vier gewaltigen ägyptischen Sklaven getragen wurde. In dieser Sänfte saß ein Mann, in weiße Gewänder gehüllt, dessen Gesicht nicht recht gesehen werden konnte, denn er hielt sich eine Papyrusrolle vor die Augen, in deren Inhalt er vertieft zu sein schien.

„Platz für den edeln Augustianer!“ riefen die Läufer.

Das Gedränge war so groß, daß die Sänfte einen Augenblick anhalten mußte. Da ließ der Augustianer seinen Papyrus sinken, streckte die Hand aus und rief: „Jagt die Bande weg, rasch!“ Plötzlich erblickte er Vinicius. Da zog er eiligst den Kopf zurück und hielt sich geschwind wieder den Papyrus vors Gesicht.

Vinicius beschattete sich die Augen mit der Hand und meinte, er träume immer noch. In der Sänfte saß Chilon.

Inzwischen hatten die Läufer einen Weg durch die Menge gebahnt, und die Ägypter waren im Begriff, ihren Weg fortzusetzen. Da trat plötzlich der junge Tribun, der in diesem Augenblick vieles erriet, was ihm seither unverständlich gewesen war, an die Sänfte. „Ich grüße dich, o Chilon,“ sagte er.

„Ich grüße dich, junger Mann,“ erwiderte Chilon mit Stolz und Hochmut, und mühte sich, eine Gelassenheit zur Schau zu tragen, die er keineswegs empfand; „doch halte mich nicht auf; ich muß eilen, zu meinem Freund zu kommen, dem edeln Tigellinus.“

Vinicius faßte den Rand der Sänfte mit kräftiger Faust und beugte sich hinein. Chilon fest in die Augen schauend, fragte er: „Hast du Ligia verraten?“

„Kolos des Memnon!“ rief Chilon, von Angst geschüttelt.

Aber in den Blicken des Vinicius lag keine Drohung, und so legte sich die Furcht des alten Griechen gleich wieder. Er dachte daran, daß er unter dem Schutze des Tigellinus und unter dem persönlichen Schutze des Cäsars stehe, ein Schutz, vor dem alles zittern mußte, daß er von kräftigen Sklaven umgeben war, und sah, daß Vinicius vor ihm stand, unbewaffnet, gramgebeugt und mit verstörtem Gesicht.

Sofort lehrte ihm seine ganze Unverfrorenheit zurück. Er schaute mit seinen rotgeränderten Augen Vinicius fest ins Gesicht und flüsterte: „Und

du hast befohlen, mich zu peitschen, als ich sterbend vor Hunger vor dir lag.“

Beide schwiegen einen Augenblick. Dann sagte Vinicius mit heiserer Stimme: „Ich habe dir Unrecht getan, Chilon.“

Der Grieche erhob den Kopf und schnalzte mit den Fingern, was in Rom ein Zeichen der Verachtung war. Dann rief er laut, so daß jedermann ihn hören konnte: „Guter Freund, wenn du eine Bitte an mich hast, so komme morgens früh in mein Haus auf dem Esquilin. Dort empfangen ich nach dem Bade Gäste und Bittsteller.“ Und er winkte mit der Hand. Auf dieses Zeichen hin setzten sich die ägyptischen Sklaven wieder in Bewegung, und die Läufer in den gelben Tuniken schwenkten ihre Stäbe und riefen:

„Plas für die Sänfte des edeln Chilon Chilonides. Plas! – Plas!“

ELFTES KAPITEL

In einem langen, aber in großer Eile geschriebenen Brief nahm Ligia von Vinicius auf ewig Abschied. Es war ihr bekannt, daß niemand mehr den Kerker betreten durfte und daß sie Vinicius erst von der Arena aus wiedersehen konnte. Sie bat ihn darum, ausfindig zu machen, wann sie an die Reihe komme, und dann bei den Spielen anwesend zu sein, denn sie möchte ihn gern im Leben noch einmal sehen. Keine Spur von Furcht war in dem Briefe zu erkennen. Sie schrieb, sie und die andern Christen sehnten sich nach der Arena, um aus der Gefangenschaft erlöst zu werden. Sie hoffte, auch Pomponia und Aulus würden kommen und bat, auch diese möchten anwesend sein. Jede Silbe atmete die begeisterte Lebensverachtung, in der alle diese Gefangenen lebten, und zugleich den unerschütterlichen Glauben, daß sich jenseits des Grabes alle Verheißungen erfüllen würden.

„Ob mich Christus jetzt frei macht oder erst nach dem Tode, er hat mich Dir versprochen durch den Mund seines Apostels, darum bin ich Dein,“ schrieb sie. Sie beschwor ihn, ihr nicht nachzutruern und seinen Schmerz zu bekämpfen. Der ganze Brief atmete Glück und Hoffnungsfreudigkeit. Nur eine einzige aufs Irdische gerichtete Bitte enthielt er: Vinicius möchte ihren Leichnam aus dem Amphitheater abholen und ihn als den seiner Gattin beerdigen lassen in demselben Grabe, in dem er selbst einst ruhen wolle.

Mit zerrissenem Herzen las Vinicius diesen Brief. Es kam ihm ganz unmöglich vor, daß Ligia unter den Klauen der wilden Tiere umkommen könne, und daß Christus nicht Erbarmen mit ihr haben werde. In diesem

Glauben lagen Hoffnung und Vertrauen. Er ging nach Haus und schrieb ihr eine Antwort. Er versprach, jeden Tag vor den Mauern des Kerkers zu sein und zu warten, ob Christus diese nicht einreißen und Ligia ihm zurückgeben werde. Er befahl ihr zu glauben, daß Christus sie selbst noch im Zirkus befreien könne. Der Apostel habe ihn in diesem Glauben bekräftigt, und der Augenblick der Befreiung sei nahe. Der bekehrte Centurio sollte ihr die Antwort bringen.

Als Vinicius am nächsten Morgen zum Kerker kam, trat der Centurio auf ihn zu und sagte: „Höre mich, Herr. Christus, der dich erleuchtet hat, bat dir auch jetzt seine Gnade bewiesen. Gestern nacht kamen die Freigelassenen des Cäsars und die des Präfecten, um die christlichen Jungfrauen auszufuchen, die sie zu schänden gedachten. Sie fragten auch nach deiner Verlobten, aber Gott hatte ihr ein Fieber gesandt, an dem viele der Gefangenen sterben, und sie wurde darum zurückgelassen. Gestern abend war sie bewußtlos. Gesegnet sei der Name des Erlösers, denn dieselbe Krankheit, die sie vor der Schande bewahrt hat, kann sie auch vom Tod erretten.“

Vinicius mußte sich schwer auf die Schulter des Soldaten stützen, um nicht zu fallen. Dieser fuhr fort: „Dank sei der Gnade Gottes! Sie haben Vinus gemartert, aber als sie sahen, daß er am Sterben war, haben sie ihn den Seinen zurückgegeben. Vielleicht wird auch sie dir jetzt wiedergegeben, und Christus läßt sie genesen.“

Der junge Tribun stand eine Weile mit gesenktem Kopf da; dann schaute er auf und sagte: „Ja, es ist so, Centurio. Christus, der sie vor der Schande bewahrt hat, wird sie auch vom Tod erretten.“

Als Petronius dies alles vernommen hatte, entschloß auch er sich zu handeln. Zuerst suchte er Poppäa auf und fand sie am Bette des kleinen Rufius. Das Kind hatte einen schwer verletzten Kopf und fieberte stark. Mit Verzweiflung im Herzen hatte seine Mutter alles versucht, ihn zu heilen. Aber sie fürchtete, wenn es ihr gelinge, so stehe ihm nur ein so schrecklicherer Tod bevor.

Ganz in ihren eigenen Schmerz versunken, wollte sie von Ligia und Vinicius überhaupt nichts hören. Aber Petronius jagte ihr Schrecken ein. „Du hast einen neuen und unbekanntten Gott beleidigt,“ sagte er zu ihr. „Du, Augusta, betest den Judengott Jahwe an, wie man sagt. Die Christen aber behaupten, Christus sei sein Sohn. Überlege, ob dich nicht etwa der Zorn des Vaters verfolgt? Wer weiß, ob es nicht die Rache der beiden ist, die dich getroffen hat? Wer weiß, ob nicht darum das Leben deines Sohnes in Gefahr ist. Was gedenkst du zu tun?“

„Was räthst du mir?“ fragte die erschreckte Poppäa.

„Versöhne die beleidigten Götter.“

„Wie denn?“

„Ligia ist krank. Veranlasse den Cäsar oder Tigellinus, sie Vinicius zurückzugeben.“

Voll Verzweiflung schrie sie auf: „Und du meinst, das stehe in meiner Macht!“

„Aber du kannst etwas anderes tun. Wird Ligia wieder gesund, so ist sie ihrem Schicksal verfallen. Geh zum Tempel der Vesta und befiehl der Obersten der Vestalinnen, beim Mammertinischen Kerker zu sein in dem Augenblick, wo die Gefangenen zum Tode geführt werden. Sie soll befehlen, daß die Jungfrau freigelassen werde. Die Oberste der Vestalinnen wird dir das nicht abschlagen.“

„Wenn aber Ligia am Fieber stirbt?“

„Die Christen sagen, Christus sei rachsüchtig, aber gerecht. Vielleicht kannst du ihn schon durch deinen Willen versöhnen.“

„Er soll mir ein Zeichen geben, daß Rufius wieder gesund wird.“

Petronius zuckte die Achseln. „Ich komme nicht als sein Gesandter zu dir, du Göttliche,“ sagte er. „Ich meine nur, es sei am besten, mit allen Göttern auf gutem Fuß zu stehen, mit den fremden sowohl wie mit den römischen.“

„Ich will gehen,“ sagte Poppäa mit gebrochener Stimme.

Petronius atmete tief auf. „Nun ist mir doch etwas gelungen!“ dachte er. Nach Hause zurückgekehrt, sagte er zu Vinicius: „Bitte deinen Gott, daß Ligia nicht am Fieber stirbt, denn wenn sie davonkommt, wird die erste Vestalin befehlen, daß sie freigelassen werde. Die Augusta selbst will sie darum bitten.“

Mit fieberglänzenden Augen schaute ihn Vinicius an und sagte: „Christus wird sie erretten.“

Poppäa, die bereit war, allen Göttern für die Genesung ihres Sohnes Hekatomben zu opfern, begab sich noch am selben Abend über das Forum zu den Vestalinnen und überließ das kranke Kind der Obhut ihrer getreuen Wärterin Silvia, die auch schon ihre eigene Kindheit behütet hatte.

Aber auf dem Palatin war der Todesbefehl schon gegeben. Kaum war Poppäas Sänfte hinter dem grünen Tor verschwunden, als zwei von des Cäsars Freigelassenen in das Zimmer traten, wo der kleine Rufius lag. Der eine von ihnen ergriff die Bronzestatuetten einer Sphinx und schlug die alte Silvia mit einem einzigen Schlag nieder. Dann traten sie an das Bett des kleinen Rufius, der nicht bei Bewußtsein war und nicht sah, was um ihn her vorging. Er lächelte den beiden zu und blinzelte mit seinen schönen Augen, als ob er sich Mühe gäbe, sie zu erkennen. Aber sie ergriffen den Gürtel der Wärterin, schlangen ihn um den Hals des Kindes und erwürgten es. Einmal noch schrie es auf nach seiner Mutter und starb dann rasch und

leicht. Sie wickelten es in ein Tuch, bestiegen die ihrer harrenden Pferde und ritten eilends nach Ostia, wo sie den Leichnam ins Meer warfen.

Poppäa hatte die Oberste der Vestalinnen nicht zu Hause getroffen und kehrte rasch zum Palatin zurück. Sie fand das Bett ihres Kindes leer und daneben Silvias erkalteten Körper. Sie fiel in Ohnmacht, und als sie wieder zu sich gebracht worden war, fing sie an zu schluchzen, und ihre wilden Schreie waren die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch zu hören.

Aber am dritten Tag befahl ihr der Cäsar, bei einem Fest zu erscheinen. Sie legte ein Purpurgewand an und saß bei Tisch, schweigend, mit versteinertem Gesicht, in wunderbarer Schönheit, Unheil verkündend, gleich einem Engel des Todes.

ZWÖLFTES KAPITEL



he Flavius das Kolosseum erbaute, waren die römischen Amphitheater meist aus Holz errichtet gewesen; sie waren fast alle dem Brande zum Opfer gefallen. Nero ließ nun für die versprochenen Spiele neue errichten. Eines davon, von riesiger Ausmessung, war gleich nach dem Brand in Angriff genommen worden. Die Balken dazu wurden vom Atlas her zu Schiff über das Meer und auf der Liber nach Rom geschafft. Die Spiele hier sollten an Großartigkeit und an Zahl der Schlachtopfer alles je Dagewesene weit übertreffen. Sowohl für die Zuschauer, wie für die wilden Tiere waren ungeheure Räume vorgesehen. Tausende von Handwerkern waren Tag und Nacht mit der Errichtung des Baues und mit seiner Ausschmückung beschäftigt. Wunderdinge wurden erzählt von prächtigen Pfeilern, die mit Bronze, Bernstein, Elfenbein, Perlmutter und Schildpatt eingelegt waren. Unter den Sitzreihen liefen Kanäle hin, durch die während der größten Hitze eiskaltes Wasser aus den Bergen hinfließen und eine angenehme Kühle verbreiten sollte. Ein riesiges purpurfarbiges Sonnensegel sollte Schatten spenden. Zwischen den Sitzreihen sollten Becken aufgestellt werden, in denen Räucherpulver aus Arabien brannten und ihre Düste spendeten, und von oben her sollten die Zuschauer fortwährend mit Rosen-, Verbänen- und Safranwasser besprengt werden. Die berühmten Baumeister Severus und Celer boten ihr ganzes Können auf, um ein Amphitheater von unerhörter Pracht zu errichten, das mehr Zuschauer zu fassen vermochte als alle früheren.

Vor diesem Gebäude wartete am ersten Tage der Spiele vom Morgen grauen an eine ungeheure Menschenmenge und horchte mit Entzücken auf

das Brüllen der Löwen, das Knurren der Panther und das Heulen der wilden Hunde. Zwei Tage lang hatten die Tiere keine Nahrung erhalten; aber blutige Fleischstücke wurden ihnen von weitem gezeigt, um ihre Wut und ihre Gier noch zu steigern. Zuweilen erhob sich ein solch wildes Gebrüll, daß die Draußenstehenden ihr eigenes Wort nicht mehr hören konnten. Angstliche Gemüter wurden blaß vor Schrecken. Als die Sonne aufging, drangen noch andere Laute aus dem Zirkus heraus, ruhige, friedliche Gesänge, die die Umstehenden mit Erstaunen vernahmen. „Die Christen! Die Christen!“ wiederholten sie untereinander. Während der Nacht waren tatsächlich schon viele von ihnen ins Amphitheater gebracht worden, nicht alle aus einem Gefängnis, wie zuerst vorgesehen war, sondern aus allen Gefängnissen eine Anzahl.

Der Menge war bekannt, daß die Spiele wochen- und monatelang dauern sollten, und nun erhob sich ein Streit, ob die große Anzahl von Opfern, die für heute vorgesehen war, überhaupt an einem einzigen Tag erledigt werden könne. Die Männer-, Frauen- und Kinderstimmen, die drinnen ihr Morgenlied sangen, erschienen so zahlreich, daß erfahrene Zuschauer behaupteten, selbst wenn man hundert, ja zweihundert zumal in die Arena treibe, müßten die Tiere bald müde und satt sein und nicht imstande, vor Anbruch der Nacht alle zu zerreißen. Andere behaupteten, die allzugroße Zahl von Opfern lenke die Aufmerksamkeit vom einzelnen ab, und man werde um einen Teil des Vergnügens beraubt. Dann wurde darüber gestritten, ob Löwen oder Tiger stärker seien, und Wetten wurden abgeschlossen. Andere wieder wandten ihre Gedanken den Gladiatoren zu, die vor den Christen auftreten sollten.

Schon vom frühen Morgen an trafen größere und kleinere Abteilungen von Gladiatoren, geführt von ihren Lehrmeistern, Lanistae genannt, im Zirkus ein. Um sich nicht vor der Zeit zu ermüden, kamen sie unbewaffnet, meist vollständig nackt, viele mit grünen Zweigen in der Hand oder einem Blumenkranz auf dem Kopf, junge, schöne, lebensvolle Gestalten, wie aus Marmor gemeißelt. Viele von ihnen waren bekannte Größen und wurden aus der Zuschauermenge mit Namen begrüßt. Junge Mädchen warfen ihnen Liebesblicke zu. Den schönsten darunter antworteten die Gladiatoren mit einem Scherz, als ob kein trüber Gedanke sie bedrücke, warfen ihnen Kußhände zu und riefen: „Umarme mich, ehe mich der Tod umarmt!“ Damit verschwanden sie hinter den Toren, aus denen viele von ihnen nicht mehr lebend heraustreten sollten.

Hinter den Gladiatoren erschien die Aufseher, deren Pflicht es war, faumselige Kämpfer durch Geißelhiebe anzutreiben. Dann fuhr am Spoliarium, dem Raum für die Leichen der Getöteten, eine lange Reihe von Wagen vor, beladen mit Stapeln hölzerner Särge. Das war dem Volke ein er-

freulicher Anblick, denn die große Menge der Särge ließ auf eine entsprechende Anzahl von Opfern schließen. Darauf kamen Leute, deren Aufgabe es war, den Verwundeten in der Arena den Gnadenstoß zu geben; sie waren entweder als Charon oder als Merkur gekleidet. Hinter diesen kamen die Ordner, die den Zuschauern die Plätze anzuweisen hatten, und dann die Sklaven, die ihnen Erfrischungen zutragen sollten, und zum Schluß die Prätorianer, die jeder Kaiser im Zirkus stets in seiner Nähe hatte.

Endlich wurden die Tore geöffnet, und die Menge strömte hinein; es währte stundenlang, bis alle drinnen waren, und es erschien als ein Wunder, daß das Amphitheater die Anzahl überhaupt fassen konnte. Das Gebrüll der wilden Tiere, die die menschliche Ausdünstung witterten, wurde immer lauter, und auch die Menschen, die ihre Plätze suchten, machten zusammen ein Getöse, gleich der Meeresbrandung im Sturm.

Endlich kam der Stadtpräsekt an, von Wachen umgeben, und hinter ihm eine ununterbrochene Reihe von Sänften der Senatoren, Konsuln, Patrizier, Ritter, Aedilen, Staats- und Palastbeamten, Prätorianeroffizieren und vornehmen Frauen. Einzelnen Sänften schritten Viktoren voraus mit ihren Beilen in den Rutenbündeln, andere waren von Scharen von Sklaven begleitet. Die vergoldeten Verzierungen der Sänften glänzten in der Sonne, ebenso die bunten Gewänder, die Federn, Ohrringe, Edelsteine und der Stahl der Viktorenbeile. Bekannte Persönlichkeiten wurden von der Menge mit Zurufen begrüßt.

Etwas später erschienen die Priester der verschiedenen Tempel und hinter ihnen die Vestalinnen; eine Schar von Viktoren ging diesem Zuge voran. Und nun mußte nur noch der Cäsar erscheinen, dann konnten die Spiele beginnen. Da er sich scheute, die Ungebuld des Volkes durch Wartenlassen zu reizen, kam er jetzt unverweilt, begleitet von der Augusta und den Augustianern, unter denen sich auch Petronius befand.

In dessen Sänfte saß auch Vinicius. Dieser wußte, daß Livia krank und nicht bei Bewußtsein war, aber jeder Zutritt zum Kerker war seit den letzten Tagen streng verboten. Neue Wachen hatten die alten ersetzt und hatten den gemessenen Befehl, mit den Gefangenenwärtern kein Wort zu reden, noch denen, die nach den Gefangenen fragten, irgend welche Auskunft zu geben. Vinicius konnte darum nicht sicher sein, ob sie sich nicht doch auch unter den für den ersten Tag bestimmten Opfern befinde. Auch ein krankes, selbst ein bewußtloses Weib konnte den Löwen vorgeworfen werden. Die Opfer wurden in Tierhäute genäht und in Scharen in die Arena getrieben; erkannt werden konnten sie also nicht.

Die Gefangenenwärter und alle Bediensteten des Amphitheaters waren jedoch von Vinicius bestochen. Mit den Wärtern der Tiere war ausgemacht,

daß Ligia in einem finstern Winkel des Amphitheaters versteckt und in der Nacht einem Diener ausgehändigt werden solle, der sie dann sofort in die Albaner Berge zu bringen hatte. Petronius, der in diesen Plan eingeweiht war, hatte Vinicius gerathen, öffentlich mit ihm im Zirkus zu erscheinen und sich nachher hinauszuschleichen und in der Menge zu verschwinden. Dann sollte er in die Gewölbe eilen und, um jeden Irrthum unmöglich zu machen, den Wärtern Ligia persönlich zeigen.

Die Wärter ließen ihn durch die schmale Pforte ein, die sie selbst benützten. Einer von ihnen, Syrus mit Namen, führte ihn sofort zu den Christen. Unterwegs sagte er:

„Ich weiß nicht, Herr, ob du die finden wirst, die du suchst. Wir haben nach einer Jungfrau namens Ligia gefragt, aber von niemand Antwort erhalten. Es kann jedoch sein, daß sie uns nicht trauen.“

„Sind es viele?“ fragte Vinicius.

„Ja, Herr; aber einige davon kommen erst morgen an die Reihe.“

„Sind Kranke darunter?“

„Keine, die nicht auf den Füßen stehen können.“

Mit diesen Worten öffnete Syrus ein Pfortchen, und sie traten in ein weites, aber niedriges und finsternes Gelaß ein. Durch vergitterte Öffnungen drang ein spärliches Licht. Zuerst konnte Vinicius nichts unterscheiden; er vernahm nur Stimmengemurmel und vom Amphitheater her das Geschrei der Zuschauer. Nachdem sich jedoch seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erkannte er Gruppen von seltsamen Geschöpfen in Wolfs- und Bärenhäuten. Einige standen, andere lagen betend auf den Knien. Gelegentlich war die eine oder andere Gestalt an den langen Haaren als Frau zu erkennen. Mütter, die wie Wölfe aussahen, trugen ebenfalls in Felle genähte Kinder auf den Armen. Aber unter den Fellen erschienen strahlende Gesichter, Augen, die von Verzückung oder im Fieber glänzten. Offenbar waren die meisten von einem einzigen Gedanken beherrscht, der alles Irdische hinter sich ließ, so daß sie, obgleich noch unter den Lebenden, keinerlei Acht hatten auf das, was um sie her vorging oder ihnen noch bevorstand. Einige, an die Vinicius eine Frage richtete, starrten ihn an, als ob sie eben aus dem Schlafe erwachten; andere lächelten ihm zu und legten einen Finger auf die Lippen oder deuteten auf die eine der vergitterten Öffnungen, durch die ein Sonnenstrahl drang. Gelegentlich weinten Kinder, erschreckt durch das Gebrüll der wilden Tiere, das Toben der Menge und das Aussehen ihrer Eltern, die wilden Tieren glichen. Vinicius, der neben Syrus den ganzen Raum durchschritt, prüfte fragend und forschend jedes Gesicht. Zuweilen stolperte er über die Körper solcher, die von der erstickenden Hitze in dem überfüllten Raum ohnmächtig geworden waren. Bis in die hinterste Tiefe

des Gelasses drang er, das ihm so groß wie das ganze Amphitheater zu sein schien.

Möglich blieb er stehen; ihm schien, als ob vom nächsten Gitter her eine bekannte Stimme zu ihm dringe. Er horchte auf und drängte sich dann durch, um in die Nähe dieser Stimme zu gelangen. Ein Lichtstrahl fiel auf den Sprecher, und Vinicius erkannte unter dem Wolfsfell das hagere, finstere Gesicht des Crispus.

„Bereuet eure Sünden, denn die Stunde ist gekommen!“ rief er. „Wer glaubt, durch seinen Tod seine Sünden zu sühnen, begeht eine neue Sünde und wird in das ewige Feuer geworfen werden. Durch eure Sünden habt ihr unserem Herrn und Heiland seine Leiden erneut und vermehrt; wie könnt ihr wähen, die Leiden, die euch bevorstehen, könnten eure Sünden sühnen? Heute stirbt der Gerechte mit dem Ungerechten, allein der Herr wird die finden, die sein sind. Wehe euch, wehe! Die Klauen der Löwen werden eure Körper zerreißen, doch nicht eure Sünden noch eure Rechnung mit Gott. Der Herr hat genug Barmherzigkeit bewiesen, als er sich ans Kreuz besten ließ. Von nun an ist er nur noch der gerechte Richter, der keine Sünde ungestraft läßt.“

Unerbittert und unbittlich selbst angesichts des Todes, den alle diese Verurteilten in kurzer Zeit erleiden mußten, schüttelte Crispus seine knochigen Hände über diesen geneigten Köpfen. Als er geendet hatte, ertönten Stimmen, die sprachen: „Wir bereuen unsere Sünden!“ Vinicius hatte das Gefühl, daß ihm das Blut in den Adern erstarre. Er, der all seine Hoffnung auf die Barmherzigkeit Christi gesetzt hatte, mußte nun vernehmen, der Tag des Zorns sei angebrochen und keine Barmherzigkeit mehr zu erlangen, selbst nicht durch den Tod in der Arena. Wie ein Bliß durchfuhr ihn der Gedanke, daß der Apostel Petrus zu diesen dem Tode Geweihten anders gesprochen haben würde. Aber der schreckliche Fanatismus in den Worten des Crispus, der finstere Raum mit dem Marterfeld hinter dem Gitter, die Nähe von dem allem und die große Menge der dem Tode Geweihten erfüllte seine Seele mit Entsetzen. Alle diese Dinge zusammen erschienen ihm schrecklicher, hundertmal grauenvoller als die blutigste Schlacht, in der er je gewesen war. Die verbrauchte Luft und die Hitze raubten ihm schier den Atem, und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er fürchtete, ohnmächtig zu werden wie die, über deren Leiber er gestolpert war. Als ihm aber einfiel, daß jetzt jeden Augenblick das Gitter aufgezogen werden könnte, rief er laut nach Vigia und Ursus, in der Hoffnung, wenn nicht sie selbst, so würde ihm doch einer oder der andere ihrer Bekannten Antwort geben.

Und wirklich, ein Mann, der in eine Bärenhaut genäht war, zupfte ihn an seiner Toga und sagte: „Herr, sie sind im Kerker zurückgeblieben. Ich

war der letzte, der herausgeführt wurde, und ich sah sie noch krank auf ihrem Lager liegen.“

„Wer bist du?“ fragte Vinicius.

„Ich bin der Steinbrecher, in dessen Hütte dich der Apostel getauft hat. Vor drei Tagen wurde ich gefangen genommen, und heute muß ich sterben.“

Vinicius atmete erleichtert auf. Als er eintrat, hatte er erwartet, Ligia hier zu finden. Jetzt war er bereit, Christus Dank zu sagen, daß sie nicht hier war, und ein Zeichen seiner Barmherzigkeit darin zu erblicken.

Aber der Steinbrecher zupfte ihn noch einmal an der Toga und sagte: „Der Apostel will ins Amphitheater kommen und die Sterbenden segnen. Ich möchte im Augenblick des Todes zu ihm aufschauen, ich glaube, ich könnte dann leichter sterben. Wenn du weißt, Herr, wo er ist, so sag es mir.“

Vinicius antwortete mit gedämpfter Stimme: „Er befindet sich unter den Leuten des Petronius als Sklave verkleidet. Wo sie ihren Platz haben, weiß ich nicht, aber ich will in den Zirkus zurückkehren und nachsehen. Sieh zu mir herauf. Wenn ihr in die Arena tretet, will ich aufstehen und mich nach der Seite wenden, wo er sich befindet. Dann werden deine Augen ihn finden können.“

„Ich danke dir, Herr. Friede sei mit dir.“

„Der Erlöser sei dir gnädig.“

„Amen.“

Von neuem betrat Vinicius das Amphitheater und nahm neben Petronius inmitten der andern Augustianer Platz. „Ist sie da?“ fragte Petronius.

„Sie ist nicht hier; sie wurde im Kerker zurückgelassen.“

„Höre, was mir eingefallen ist, aber sieh dabei zu Nigidia hinüber, daß es aussieht, als sprächen wir über ihren Kopfsputz. Tigellinus und Chilon beobachteten uns in diesem Augenblick. Höre also: Veranlasse, daß Ligia in einen Sarg gelegt und als Leiche aus dem Kerker herausgeschafft wird. Das weitere kannst du dir denken.“

„Ja,“ antwortete Vinicius.

Sie konnten nicht weiterreden, denn Tullius Senecio beugte sich zu ihnen herüber und fragte: „Wißt ihr, ob die Christen bewaffnet werden?“

„Das wissen wir nicht,“ antwortete Petronius.

„Ich wollte, sie würden bewaffnet,“ erwiderte Tullius. „Wenn das nicht der Fall ist, wird die Arena bald wie ein Schlachthof aussehen. Aber welch ein prachtvolles Amphitheater!“

Und es war in der Tat ein wundervoller Anblick. Die untersten Sitzreihen glänzten weiß wie Schnee von den Togen der dort sitzenden Zuschauer. Auf einem Podium mit vergoldeter Brüstung saß der Cäsar, der eine Kette von Diamanten um den Hals und einen goldenen Kranz auf dem Kopfe

trug. Neben ihm saß die schöne, aber finster blickende Augusta. Um das Paar her hatten die Vestalinnen ihre Sitze, die hohen Würdenträger, die Senatoren mit purpurgesäumten Mänteln und Offiziere mit glänzenden Waffen. Mit einem Wort, alles, was in Rom Macht, Glanz und Ansehen aufzuweisen hatte, war hier versammelt. In der nächsten Reihe saßen die Ritter. Höher hinauf wogte ein Meer von Köpfen; dort saß das gewöhnliche Volk. Über ihnen schlangen sich Girlanden von Rosen, Lilien, Efeu und Weinlaub von Säule zu Säule. Die Leute plauderten, riefen einander mit lauter Stimme zu, sangen und brachen gelegentlich über einen Scherz in lautes Gelächter aus oder stampften vor Ungeduld mit den Füßen.

Dieses Stampfen schwoh zum Schluß zu einem wilden Getöse an. Da gab der Stadtpräfekt, der bereits mit einem glänzenden Gefolge die Arena umritten hatte, das Zeichen zum Beginn der Vorstellung, das mit einem lauten Ah —! der Befriedigung hingenommen wurde.

Meistens begannen die Spiele mit einer Tierheke, wobei verschiedene Barbaren aus dem Norden oder dem Süden gegen die wilden Tiere austraten. Diesmal jedoch wurde diese Tierheke für zu unbedeutend erachtet, und Gladiatoren, die Helme ohne Augenöffnung trugen, traten zuerst auf. Ganze Scharen betraten zugleich die Arena und schwangen ihre Schwerter. Mit langen Gabeln wurden sie von den Aufsehern einander zugeschoben. Die anspruchsvolleren Zuschauer sahen mit Verachtung auf dieses Schauspiel herab, aber das gemeine Volk ergöhte sich an den ungewollten Bewegungen der Fechter. Stießen zwei mit den Schultern zusammen, so wurde laut gelacht und den Kämpfern „Rechts! Links! Geradeaus!“ zugerufen, und zwar oftmals absichtlich falsch, um die Gegner irrezuleiten. Allmählich fanden sich jedoch einzelne Paare zusammen, und der Kampf wurde blutig. Die Fechter warfen ihre Schilde weg, faßten einander an der linken Hand, um sich nicht mehr zu verlieren, und kämpften bis zum Tode des einen. Wer fiel, streckte seine Finger in die Höhe, zum Zeichen, daß er um Gnade bitte. Aber beim Beginn des Schauspiels verlangten die Zuschauer meist den Tod der Verwundeten, besonders dieser „Geblendeten“, die sie nicht erkennen konnten. Die Anzahl der Kämpfenden wurde allmählich kleiner, und endlich waren nur noch zwei übrig, die einander zugeschoben wurden. Als sie aufeinandertrafen, verwundeten sie sich gegenseitig tödlich, und beide fielen. „Peractum est!“ — „Fertig! Aus!“ wurde von allen Seiten gerufen. Sklaven schleppten die Leichen hinaus, und Knaben reichten den blutigen Sand hinweg und bestreuten die Arena mit Safranblüten.

Der nun folgende bedeutendere Kampf erregte die Aufmerksamkeit nicht nur des Pöbels, sondern auch der anspruchsvolleren Zuschauer. Junge Patriizier wetteten Riesensummen, wobei manche ihr ganzes Vermögen aufs

Spiel setzten; Täfelchen mit den Namen der Erwählten und der Anzahl der Sesterzien, die auf sie gewettet wurden, gingen von Hand zu Hand. Auf berühmte Kämpfer, die sich schon Lorbeeren errungen hatten, wurde am liebsten und höchsten gewettet, aber gelegentlich wurden auch auf neue und unbekannte Gladiatoren hohe Summen gesetzt in der Hoffnung auf ungeheure Gewinne, falls sie siegen sollten. Die Priester, die Vestalinnen, die Senatoren, die Ritter und das Volk, alles wettete, selbst der Cäsar. Viele, die kein Geld zum Wetten hatten, setzten ihre eigene Freiheit aufs Spiel. Dann warteten sie mit Todesangst auf den Ausgang des Kampfes, und mehr als einer schrie laut zu den Göttern, sie möchten seinen Erwählten beschützen.

Als nun schmetternde Trompetenstöße erschollen, wurde es ringsum still. Aller Augen richteten sich auf das große, mit eisernem Riegel versehene Thor, dem ein als Charon gekleideter Mann zuschritt. Unter allgemeiner Todesstille schlug er dreimal mit einem Hammer an das Thor, als rufe er die dahinter Befindlichen jetzt zum Tode. Die beiden Thorflügel öffneten sich, und aus einem finsternen Gemölbe strömten die Gladiatoren in die helle Arena. Sie traten in Abteilungen von je fünfundzwanzig Mann auf — Thrazier, Mirmillonen, Samniten und Gallier, alle schwer bewaffnet. Hinter ihnen kamen die Neskfechter, die in der einen Hand ein Nesk, in der andern einen Dreizaß trugen. Beim Anblick der Kämpfer wurden einzelne Zeichen des Beifalls laut, die allmählich in einen wahren Beifallsturm übergingen. Mit festen federnden Schritten umkreisten die Gladiatoren die ganze Arena, und ihre reich vergoldeten Waffen glänzten in der Sonne. In ruhiger, stolzer Gelassenheit machten sie vor dem Sitze des Cäsars halt, und ein schmetternder Hornstoß machte dem Beifall ein Ende. Die Kämpfer reckten den rechten Arm in die Höhe, schauten zum Kaiser auf und sprachen, oder vielmehr sangen in feierlichen Tönen:

„Ave, caesar imperator!

Morituri te salutant!“

„Heil dir, Cäsar Imperator,

Wir, die Todgeweihten, grüßen dich.“

Dann trennten sie sich rasch, und jeder eilte an seinen bestimmten Platz. Sie sollten in Gruppen gegeneinander kämpfen; vorher aber durften die berühmtesten Fechter im Zweikampf ihren Mut, ihre Kraft und Ausdauer zeigen.

Aus der Reihe der Gallier trat ein Fechter hervor, der den häufigen Besuchern des Amphitheaters unter dem Namen „der Schlächter“ bekannt und in einer Reihe von Kämpfen Sieger geblieben war. Mit seinem goldenen Panzer über der gewaltigen Brust, dem breiten Rücken und dem

großen Helm auf dem Kopf sah er im hellen Licht der Arena wie ein riesiger Goldkäfer aus. Der Neskämpfer Calendio, von ebenso gewaltigem Körperbau, stellte sich ihm entgegen.

Die Zuschauer fingen an zu wetten. „Fünfhundert Sesterzien auf den Gallier.“ „Fünfhundert auf Calendio.“ „Beim Herkules, tausend!“ „Zweitausend!“

Der Gallier war inzwischen in der Mitte der Arena angelangt. Nun hielt er das große Schwert vor und senkte den Kopf, um seinen Gegner durch das Visier besser beobachten zu können, während er sich langsam zurückzog. Der leichtfüßige und prachtvoll gebaute Neskämpfer, der außer einem Lendengürtel völlig nackt war, umkreiste seinen Gegner mit gewandten Sprüngen, schwang anmutig sein Nesk, hob und senkte seinen Dreizaß und sang dazu das gebräuchliche Lied des Neskämpfers:

„Nicht dich will ich fangen, 'nen Fisch will ich fangen,
So flieh doch nicht, Gallier, vor mir!“

Der Gallier floh jedoch durchaus nicht. Nach wenigen Schritten blieb er fest auf einem Plaze stehen und drehte und wendete sich nur ganz langsam so, daß er seinen Feind stets im Auge behielt. Mit seiner Riesengestalt und seinem gewaltigen Kopf sah er wahrhaft furchterregend aus. Die Zuschauer begriffen vollständig, daß der schwere Mann in seiner Rüstung sich auf einen Sprung vorbereitete, der mit einem Male den Kampf entscheiden sollte. Der Nesträger sprang auf ihn zu und rasch wieder zurück und handhabte dabei seinen Dreizaß so geschwind, daß die Zuschauer seinen Bewegungen nur mit Mühe folgen konnten. Verschiedene Male war zu hören, wie der Dreizaß gegen den Schild stieß. Doch der Gallier stand unbewegt und legte dadurch Zeugnis ab von seiner Riesenkraft. Seine ganze Aufmerksamkeit war nicht auf den Dreizaß, sondern auf das Nesk gerichtet, das wie ein unheilkundender Vogel ständig über seinem Haupte kreiste. Die Zuschauer hielten den Atem an, während sie dem meisterhaften Spiel dieser Gladiatoren folgten. Der „Schlächter“ wartete den richtigen Augenblick ab und stürzte sich dann auf seinen Feind. Dieser wich mit gleicher Geschwindigkeit dem Schwertstreich aus, reckte die Arme in die Höhe, richtete sich auf und warf sein Nesk.

Der Gallier machte eine Wendung und fing das Nesk mit dem Schild auf. Dann sprangen beide zur Seite. Aus dem ganzen Amphitheater erscholl der Ruf „Macte!“ „Heil!“ Auf den unteren Reihen wurde aufs neue gewettet. Der Cäsar selbst, der sich seither mit der Vestalin Rubria unterhalten und kaum auf das Kampfspiel geachtet hatte, wurde jetzt aufmerksam. Von neuem begann der Kampf und wurde von beiden mit so ab-

gemessenen und genauen Bewegungen geführt, daß es ausah, als ob es nicht ihr Leben gälte, sondern nur der Schaustellung ihrer Geschicklichkeit. Noch zweimal entging der „Schlächter“ dem Nes und zog sich an den Rand der Arena zurück. Aber die gegen ihn gewettet hatten, wollten ihm keine Ruhe gönnen und riefen: „Angreifen!“ Der Gallier gehorchte und griff an. Plötzlich war des Neskämpfers Arm mit Blut bedeckt, und er ließ das Nes sinken. Der Gallier nahm alle Kraft zusammen und sprang vor, um ihm den Todesstreich zu versetzen. Aber im selben Augenblick machte Calendio, der absichtlich getan hatte, als ob er das Nes nicht mehr handhaben könne, eine Wendung, entging dem Streich, stieß seinen Dreizack gegen die Knie des Gegners und brachte ihn so zu Fall. Der „Schlächter“ mühte sich aufzustehen, aber im nächsten Augenblick fiel das Nes über ihn, und mit jeder Bewegung verwickelte er sich nur noch mehr in dessen Maschen, und Calendio stieß ihn mit dem Dreizack immer wieder nieder. Noch einmal versuchte er, sich zu erheben und stützte sich auf seinen Arm, doch vergebens. Das Schwert entsank seiner kraftlos gewordenen Hand, und er fiel auf den Rücken. Mit den Zinken seiner Gabel heftete Calendio den Hals seines Gegners an die Erde, und sich mit beiden Händen auf den Griff stützend, schaute er zum Kaiser auf.

Das ganze Gebäude erzitterte von dem Beifallssturm der Zuschauermenge. Wer auf Calendio gewettet hatte, dem war dieser in jenem Augenblick ein höheres Wesen als selbst der Cäsar. Die Wünsche des Volkes waren geteilt; die eine Hälfte gab das Zeichen des Todes, die andere Hälfte wollte Gnade walten lassen. Aber der Neskämpfer schaute nur zum Cäsar und den Vestalinnen auf und wartete auf ihre Entscheidung.

Unglücklicherweise hatte Nero den „Schlächter“, denn bei den letzten Spielen vor dem Brande hatte er gegen ihn gewettet und eine große Summe verloren. Deshalb streckte er die Hand aus und wendete den Daumen nach unten.

Die Vestalinnen wiederholten sofort dieses Zeichen. Calendio kniete auf die Brust des Galliers, zog einen kurzen Dolch aus dem Gürtel, schob den Panzer am Hals etwas zur Seite und stieß ihm den dreikantigen Dolch bis an das Hest in die Kehle.

„Peractum est!“ „Der ist erledigt!“ scholl es von allen Seiten.

Der „Schlächter“ zuckte noch eine Weile und wühlte mit den Füßen den Sand auf, dann streckte er sich und rührte sich nicht mehr. Merkur hatte keine Veranlassung, mit einem glühenden Eisen zu versuchen, ob noch Leben in ihm sei.

Nun traten paarweise noch andere Gladiatoren auf, und nach ihnen kamen Gefechte von ganzen Gruppen. Mit Seele, Herz und Augen nahmen

die Zuschauer Anteil und suchten durch Beifallklatschen, Lachen, Pfeifen, Heulen und Brüllen die Kämpfenden zur Wut anzustacheln. Die Gladiatoren, die jetzt in zwei Scharen geteilt waren, fochten in der Arena mit der Wut wilder Tiere. Brust an Brust gedrückt, in tödlicher Umstrickung, umschlangen sie einander, daß die Knochen krachten. Schwerter wurden gezückt und dem Gegner in Brust und Bauch gestochen. Blasse Lippen spuckten Blut in den Sand. Mancher Neuling wurde plötzlich von Angst erfasst und lief aus dem Gewühl davon, aber mit Geißeln, in die Bleistücke eingeknotet waren, wurde er von den Aufsehern wieder in den Kampf zurückgetrieben. Auf dem Sand der Arena erschienen große dunkle Lachen. Immer mehr Leiber, nackt oder in der Rüstung, fielen wie hingemäht zu Boden, und auf ihnen fochten die noch Lebenden weiter. Sie stolperten über Rüstungen und Schilde, schnitten sich die Füße an den umherliegenden Waffenstücken wund und fielen um. Der Pöbel geriet vor Begeisterung außer sich, berauschte sich an dem Morden, weidete seine Augen daran und sog mit Entzücken den Blutgeruch ein. Von den Besiegten waren beinahe alle tot; nur ein kleines Häuflein Verwundeter kniete mitten in der Arena und streckte flehend den Zuschauern als Bitte um Gnade die Hände entgegen. Die Sieger wurden mit Kränzen und Olivenzweigen geschmückt.

Nun folgte eine Pause, die auf den Befehl des allmächtigen Kaisers zu einem Feste gemacht wurde. In den Räucherpflanzen brannten Wohlgerüche; ein Regen von Safran- und Veilchenwasser sprühte auf die Zuschauer hernieder, Erfrischungen wurden hereingebracht — gebratenes Fleisch, süßes Gebäck, Oliven, Wein und Obst. Die Leute aßen, plauderten und riefen: „Heil dem Cäsar!“ um ihn zu noch größerer Freigebigkeit anzufeuern. Und nachdem sie Hunger und Durst gestillt hatten, brachten Hunderte von Sklaven Körbe mit Geschenken, die von Knaben, als Amoretten verkleidet, unter das Volk geworfen wurden. Als nun auch noch Lotterielose verteilt wurden, entstand eine wahre Schlacht. Alles stieß und trat und drängte, sprang über Sitzeisen weg, und einer trat den andern zu Boden, denn wer eine Glücksnummer erwischte, konnte Haus und Garten, einen Sklaven, ein Festgewand oder ein wildes Tier gewinnen, das sich dann an ein Amphitheater verkaufen ließ. Darum entstand nun ein solches Getümmel, daß die Prätorianer einschreiten und die Ordnung wiederherstellen mußten. Nach jeder solchen Verteilung wurden Menschen aus dem Amphitheater hinausgeschafft, die Arme und Beine gebrochen hatten oder gar zu Tod getreten worden waren.

An diesem Kampf um die Lotterielose nahmen die besseren Kreise nicht teil. Die Augustianer belustigten sich sehr über den Anblick, den ihnen Chilon bot, der vergebens versuchte auszuweichen, als ob er das Blutvergießen

ebensogut mit ansehen könne wir irgend einer. Vom ersten Anfang an hatte der unglückliche Grieche die Stirn in Falten gezogen, sich auf die Lippen gebissen und die Hände geballt, daß ihm die Nägel ins Fleisch drangen. Seine Griechennatur und seine persönliche Feigheit machten ihn gleich unfähig, einen solchen Anblick zu ertragen. Er wurde blaß, seine Lippen blau, seine Augen sanken tief in ihre Höhlen, seine Zähne klapperten, er zitterte, und der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirne. Als der Kampf zu Ende war, erholte er sich einigermaßen, und als er nun mit Spott überschüttet wurde, erfaßte ihn plötzlich ein heftiger Zorn, und er wehrte sich verzweiflungsvoll.

„Na, Grieche, du kannst augenscheinlich den Anblick von zerrissenem Menschenleder nicht vertragen!“ rief Vatinius und zupfte ihn am Bart.

Chilon fleckte seine beiden letzten gelben Zähne und knurrte: „Mein Vater war kein Schuster, darum kann ich es nicht flicken.“

„Gut heimgezahlt!“ riefen mehrere Stimmen, allein andere spotteten weiter.

„Was kann er dafür, daß er statt eines mutigen Herzens ein Stück Käse in der Brust hat,“ höhnte Senecio.

„Was kannst du dafür, daß du statt des Gehirns eine leere Blase im Kopf hast!“ gab Chilon zurück.

„Hast du nicht Lust, Gladiator zu werden? Du würdest dich in der Arena mit dem Netz in der Hand ganz reizend ausnehmen.“

„Wenn ich dich damit finge, hätte ich ein stinkendes Nas gefangen.“

„Und was ist's mit den Christen? Möchtest du nicht gern ein Hund sein, daß du sie beißen dürftest?“

„Ich danke; dein Bruder möchte ich nicht werden.“

In dieser Weise ging das Gespöttel weiter, und der Grieche verteidigte sich schlagfertig unter allgemeinem Gelächter. Der Kaiser klatschte vor Vergnügen in die Hände, rief verschiedene Male: „Gut gegeben!“ und hezte zu neuen Stichelreden auf.

Nun trat Petronius herzu und berührte Chilon mit seinem Elfenbeinstäbchen. „Alles schön und gut, Philosoph,“ sagte er. „Aber du bist in einem Irrtum befangen. Du möchtest gern ein Teufel sein, und die Götter hatten dich doch nur zum Beutelschneider bestimmt. Darum kannst du diesen Anblick nicht ertragen.“

Der alte Mann starnte ihn mit seinen rotgeränderten Augen an; diesmal fand er keine treffende Antwort. Nach einer Pause sagte er recht lahm und schwach: „Ich werde ihn schon ertragen.“

Nun verkündeten Trompetenstöße das Ende der Spielpause. Die Leute kehrten aus den Gängen zurück, wo sie sich die Füße vertreten und mitein-

ander geplaudert hatten. Alles eilte an seine Plätze. Der Lärm ebte allmählich ab, und es herrschte wieder Ordnung im Amphitheater.

Jetzt war die Reihe an die Christen gekommen. Dies war dem Volk ein völlig neues Schauspiel, und es war gar nicht vorauszusehen, wie sie sich dabei betragen würden; alles war darum neugierig und gespannt. Dies also waren die Brandstifter, die Zerstörer Roms mit all seinen Kunstschätzen! Sie hatten das Blut kleiner Kinder getrunken, hatten die Brunnen vergiftet, das ganze Menschengeschlecht verflucht und die schamlosesten Frevel verübt. Die schlimmste Strafe war nicht groß genug für ihre Verbrechen. Man fürchtete nur, alle für die Christen vorgesehenen Martern könnten nicht bis zu der Höhe ihrer Schandtaten hinanreichen.

Die Sonne war inzwischen hochgestiegen, und ihre Strahlen, die durch das purpurfarbige Sonnensegel fielen, erfüllten die Arena mit einem blutigen Schein. Der Sand schien zu glühen. Es lag etwas Grauensvolles in diesem rötlichen Licht und den erhitzten, haßverzerrten Gesichtern der Zuschauer; und über der leeren Arena, die bald mit wilden Tieren und ihren Opfern gefüllt sein sollte, brüteten Tod und Entsetzen.

Der Präfekt gab ein Zeichen. Charon, der die Gladiatoren zum Tode gerufen hatte, erschien wieder, umwandelte unter dumpfem Schweigen der Menge mit langsamen Schritten die ganze Arena und schlug dreimal mit seinem Hammer an das Tor. Durch das ganze Amphitheater lief ein Gemurmel: „Die Christen! Die Christen!“

Die Eisengitter knarrten, und in die finstere Öffnung hinein erscholl der gebräuchliche Ruf der Aufseher: „Heraus auf den Sand!“

Im nächsten Augenblick wimmelte es in der Arena von in Felle gehüllten, satyrähnlichen Gestalten. Alle liefen in fieberhafter Eile der Mitte der Arena zu, fielen dort auf die Knie und erhoben die Arme zum Himmel. Das Volk, das diese Gebärde für eine Bitte um Gnade hielt, fing ob dieser Feigheit empört an zu stampfen, zu pfeifen, mit leeren Weinkrügen und abgenagten Knochen zu werfen und zu brüllen: „Heraus mit den wilden Tieren!“ Aber da geschah etwas Unerwartetes: diese zottigen Menschen in der Mitte der Arena fingen an zu singen, und zum erstenmal ertönte im römischen Zirkus der Gesang: „Christus regnat.“ „Christus ist Herr!“

Erstaunen erfaßte das Volk. Die Todesopfer sangen mit gen Himmel gerichteten Blicken, und die Zuschauer schauten in blasse Gesichter, die in Begeisterung strahlten. Jetzt war es offenbar, daß diese Leute nicht um Gnade flehten. Augenscheinlich sahen sie weder den Zirkus noch die Zuschauer, weder den Senat noch den Kaiser. „Christus ist Herr!“ ertönte es immer lauter, und bis in die obersten Reihen fragten die Zuschauer ein-

ander: „Was geht hier vor? Wer ist dieser Christus, der Herr sein soll, wie diese Todgeweihten behaupten?“

Inzwischen war ein zweites Gitter geöffnet worden, und in die Arena stürzten ganze Scharen von wütend bellenden Hunden — riesige gelbe Molosserhunde aus dem Peloponnes, gestreifte Hunde aus den Pyrenäen und wolfähnliche Schäferhunde aus Irland, alle vorsätzlich ausgehungert, mager, mit blutunterlaufenen Augen, und ihr Heulen und Wellen erfüllte das Amphitheater.

Nachdem die Christen ihren Gesang beendet hatten, blieben sie regungslos auf den Knien liegen und wiederholten nur unaufhörlich im Chor: „Für Christus! Für Christus!“ Die Hunde, die in den Tierfellen die Menschen witterten, aber über die Regungslosigkeit ihrer Opfer stutzen, wagten nicht gleich, über die Märtyrer herzufallen. Einige sprangen an den Mauern in die Höhe, als ob sie unter die Zuschauer springen wollten, andere liefen unter wütendem Gebell umher. Das Volk wurde ungeduldig; tausend Stimmen schrien und brüllten wie wilde Tiere, andere bellten oder suchten in den verschiedensten Sprachen die Hunde zu heken. Die wildgewordenen Hunde liefen auf die Christen zu, zogen sich aber zähnefletschend scheu wieder zurück, bis endlich ein riesiger Molosserhund seine Zähne in die Schulter einer außen knienden Frau grub, sie umwarf und sich über sie stellte.

Wie auf ein Zeichen stürzten sich nun viele Hunde auf die Christen. Der Pöbel hörte auf zu toben, um besser zuschauen zu können. Zwischen dem Knurren und Heulen der Hunde wurden immer noch Männer- und Frauenstimmen vernehmbar, die ihr: „Für Christus! Für Christus!“ riefen. Die Arena war jetzt eine wogende Masse von Menschen und Hunden. Aus zerfleischten Menschenleibern strömte das Blut. Die Hunde rissen einander die blutigen menschlichen Gliedmaßen aus den Zähnen. Der Blutgeruch wurde mächtiger als die arabischen Wohlgerüche und erfüllte den ganzen Zirkus. Bald waren nur noch vereinzelt kniende Gestalten zu sehen, die rasch ebenfalls in eine zuckende Masse verwandelt waren.

Beim Eintritt der Christen hatte sich Vinicius erhoben und seiner Abmachung mit dem Steinhauer entsprechend dorthin geschaut, wo Petrus unter den Leuten des Petronius saß. Dann hatte er sich wieder gesetzt und blickte mit verglasten Augen auf das entsetzliche Schauspiel hinunter. Zuerst lähmte ihn fast der Gedanke, der Steinhauer könnte sich geirrt haben, und Ligia befinde sich doch unter den Opfern. Aber als er die Stimmen rufen hörte: „Für Christus!“, als er Zeuge von den Qualen so vieler Opfer war, die noch sterbend ihren Glauben und ihren Gott bekannten, da durchzuckte ihn neben dem gräßlichsten Schmerz noch ein anderes Gefühl, das er nicht mehr verschucken konnte. Wenn Christus selbst den Martertod erlit-

ten hatte und jetzt Tausende für ihn starben und Ströme von Blut vergossen wurden, dann könne ein Tropfen mehr oder weniger nichts mehr bedeuten, und es sei beinahe Sünde, jetzt noch um Barmherzigkeit zu flehen. Und dennoch betete er weiter und wiederholte mit vertrockneten Lippen: „Christus! Christus! Dein Apostel hat für sie gebetet!“ Dann vergaß er sich selbst vollständig und verlor das Bewußtsein, wo er sich befand. Es kam ihm vor, als ob das Blut in der Arena steige und immer steige, bis es am Ende ganz Rom überfluten müsse. Er war taub für alles, für das Heulen der Hunde, das Toben der Menge und die Stimmen der Augustianer, die plötzlich riefen: „Chilon ist ohnmächtig geworden!“

Ja, er war ohnmächtig. Weiß wie ein Tuch saß er da mit zurückgeworfenem Kopf und offen stehendem Munde, regungslos wie eine Leiche. In diesem Augenblick wurden neue, in Felle genähte Opfer in die Arena getrieben.

Sofort knieten auch diese nieder, genau wie ihre Vorgänger. Aber die ermüdeten Hunde zeigten wenig Neigung mehr, sie zu zerreißen. Nur wenige von ihnen warfen sich auf einzelne Kniende. Andere kratzten sich, legten sich nieder und sperrten gähnend die blutigen Rachen auf.

Das im Innern beunruhigte Volk, rasend und trunken von Blut, rief mit kreischenden Stimmen: „Die Löwen! Die Löwen herein!“

Die Löwen waren erst für den folgenden Tag bestimmt; aber im Amphitheater ging der Wille des Volkes selbst dem des Kaisers vor; der anmaßende und unberechenbare Caligula allein hatte gelegentlich gewagt, sich dem zu widersetzen. Nero jedoch, dem der Beifall der Menge teurer war als alles auf der Welt, widersetzte sich niemals und besonders jetzt nicht, wo ihm alles daran gelegen war, die aufgeregte Bevölkerung zu beruhigen und alle Schuld an dem Brand auf die Christen abzuwälzen.

Deshalb gab er nun das Zeichen, die Löwentäfige zu öffnen, und sofort trat Stille ein, so daß man das Knirschen der sich öffnenden Gitter deutlich vernehmen konnte. Als die Hunde die Löwen erblickten, drängten sie sich winselnd an der andern Seite des Kreises zu einem Häuflein zusammen. Einer hinter dem andern traten die Löwen in die Arena ein, gewaltige sahlgelbe Ungeheuer mit zottigen Mähnen. Selbst der Kaiser wandte ihnen sein gelangweiltes Gesicht zu und führte seinen Smaragd ans Auge, um sie besser zu sehen. Mit Beifallklatschen wurden sie von den Augustianern begrüßt. Die Menge zählte sie mit den Fingern nach, zugleich sehr gespannt, welchen Eindruck die Löwen auf die in der Mitte knienden Christen machen würden, die wie die erste Schar die Worte wiederholten: „Für Christus! Für Christus!“

Alein die Löwen stürzten trotz ihres Hungers doch nicht sofort auf ihre Opfer los. Das rote Licht in der Arena blendete sie, so daß sie blinzelten.

Einige streckten sich nachlässig, andere rissen gähmend den Rachen auf, als wollten sie ihre schrecklichen Zähne zeigen. Aber bald wirkten der Blutgeruch und die zerfleischten Menschenleiber, von denen noch viele in der Arena lagen, aufreizend auf sie ein. Sie wurden unruhig und sträubten die Mähnen. Sierig sogon ihre Nüstern die Luft ein, und plöglisch stürzte sich der eine mit einem Satz auf den Körper einer Frau, die mit zerfleischtem Gesicht dalag. Er stellte seine Vordertagen auf den Körper und leckte mit seiner rauhen Zunge das geronnene Blut ab. Ein zweiter nahte sich einem Christen, der in seinen Armen ein in ein Hirschfell eingenähtes Kind trug.

Das Kind zitterte und weinte und klammerte sich krampfhaft an dem Hals des Vaters fest, der in der Absicht, das Leben des Kindes wenn auch nur um Augenblicke zu verlängern, sich mühte, es von sich zu lösen, um es andern übergeben zu können, die mehr entfernt knieten. Das Schreien und die Bewegung erregten den Löwen. Er ließ ein kurzes, scharfes Brüllen hören, tötete das Kind mit einem einzigen Tackenschlag, erfaßte den Kopf des Vaters mit dem Rachen und hatte ihn im nächsten Augenblick zermalmt.

Jetzt stürzten alle Löwen auf die Christen los. Einige der Frauen konnten einen Schrei des Entsetzens nicht unterdrücken, aber er wurde vom donnernden Beifallklatschen übertönt, das jedoch bald wieder aufhörte, denn die Gier, möglichst viel zu sehen, überwog alles andere. Nun gab es grauenvolle Auftritte. Hier verschwand ein Menschenkopf vollständig im Rachen eines Löwen; dort wurde durch einen einzigen Prankenschlag eine Brust aufgerissen. Herz und Lunge wurde herausgezogen. Knochen krachten unter den Zähnen der Löwen, die ihre Opfer von hinten oder von der Seite packten und mit ihnen in wilden Sprüngen umhersehten, als suchten sie ein Versteck, wo sie sie ungestört verzehren könnten. Andere Löwen kämpften miteinander. Sie stellten sich auf die Hinterpfoten, umfaßten sich mit den Vorderpranken wie Ringer und erfüllten das Amphitheater mit ihrem Donnergebrüll. Viele Zuschauer standen auf, um besser zu sehen, andere drängten sich in die niedriger gelegenen Sitze ein, um nur näher dabei zu sein. Viele wurden in dem Gedränge erdrückt. Es sah aus, als ob das toll gewordene Volk selbst in die Arena stürzen wolle, um den Löwen beim Zerreißen der Christen zu helfen. Bald war ein übermenschliches Getöse zu vernehmen, bald Beifallklatschen, bald Löwengebrüll, Knurren und Zähneknirschen und das Heulen der Hunde. Nur in gelegentlichen Pausen war auch das Stöhnen der Märtyrer zu vernehmen.

Wieder hielt der Kaiser seinen Smaragd vors Auge und schaute aufmerksam hinunter. Auf dem Gesicht des Petronius lag ein Ausdruck des Abscheus und der Verachtung. Chilon war längst aus dem Zirkus geschafft worden. Und nun wurden wieder neue Opfer hereingetrieben.

Von den obersten Sitzreihen aus schaute der Apostel Petrus zu. Niemand gab acht auf ihn, denn aller Augen waren auf die Arena gerichtet. Er stand auf und segnete mit dem Zeichen des Kreuzes die Todesopfer, die sich in den Klauen der wilden Tiere befanden. Einige der Märtyrer erhoben ihre Blicke zu ihm, und ihre Gesichter strahlten in selbigem Lächeln, wenn sie das Kreuzeszeichen hoch über sich erblickten. Sein Herz blutete, aber er segnete eine Gruppe nach der andern ein, voll liebender Teilnahme, wie ein Vater, der seine Kinder in die Hände Christi übergibt.

Und nun flüsterte Nero, vom Wahnsinn erfaßt oder von dem Wunsche geleitet, daß dieses Schauspiel alles jemals in Rom Gesehene übertreffen sollte, dem Stadtpräfekten etwas zu, worauf dieser sich sofort zu den Tierkäfigen begab. Selbst das Volk war erstaunt, als es wieder das Klirren der Gittertüre vernahm. Und jetzt wurden alle Arten von wilden Tieren hereingelassen — Tiger von den Ufern des Euphrats, Panther aus Numidien, Bären, Wölfe, Hyänen und Schakale. Über die ganze Arena wogte eine Flut von gelben, fahlen, schwarzen, braunen, gestreiften und gefleckten Fellen. Es entstand ein Durcheinander, in dem nichts mehr zu erkennen war als das schreckliche Drehen und Wenden der Tier Rücken. Der Anblick verlor allen Anschein der Wirklichkeit und wurde zu einem schrecklichen Traumgebilde, einer blutigen Orgie, zur Ausgeburt einer ungezügelten Einbildungskraft. Alles je Dagewesene war übertroffen. Das Brüllen, Heulen und Schreien wurde von Zeit zu Zeit übertönt durch das schrille, halb irre Gelächter von Frauen, deren Nerven dem Anblick nicht gewachsen waren. Die Leute entsetzten sich allmählich; sie schauten finster drein, und viele Stimmen wurden laut, die riefen: „Genug! Genug!“

Aber es war leichter gewesen, die Tiere loszulassen als sie wieder einzufangen. Der Kaiser fand jedoch ein Mittel, die Arena zu leeren und zugleich dem Volke eine neue Unterhaltung zu bieten. Überall zwischen den Bänken erschienen Abteilungen von schwarzen Numidiern, mit Federn geschmückt und Bogen in den Händen. Die Leute ahnten sofort, was kommen sollte, und begrüßten die Bogenschützen mit Beifallgeschrei. Die Schwarzen, die die Arena im Kreis umgaben, legten ihre Pfeife auf und schossen sie auf das Tiergewimmel ab. Ja, das war wirklich ein neues Schauspiel, diese schöngewachsenen schwarzen Körper, die sich vorneigten und zurückbeugten, die Bogensehne anzogen und Pfeil auf Pfeil abschossen. Das Surren der Sehnen und das Schwirren der gefiederten Geschosse, gemischt mit dem Geheul der wilden Tiere, füllte die Luft, und das Beifallgeschrei der Zuschauer tönte darein. Wölfe, Bären, Panther und wer von den Todesopfern noch am Leben war, fielen Seite an Seite. Hier und da machte ein Löwe, den ein Pfeil in die Seite getroffen hatte, eine rasche Wendung und suchte mit

wutschäumendem Rachen den Pfeil zu fassen. Andere Löwen stöhnten und winselten vor Schmerz. Die kleineren Tiere rannten angst erfüllt ziellos umher oder steckten ihre Köpfe zwischen die Gitterstäbe. Aber die Pfeile schwirrten weiter, bis alles Lebende in einem letzten Todeszucken verendet war.

Nun strömten Hunderte von Sklaven in die Arena, mit Spaten, Schaufeln, Besen, Schubkarren und Körben bewaffnet oder Säcke mit Sand tragend, und in der ganzen Arena entwickelte sich eine fieberhafte Tätigkeit. Bald war die Arena von Leichen, Blut und Kot gefäubert, geebnet und mit einer dicken Lage von frischem Sand bedeckt. Amoretten eilten herein und bestreuten den Sand mit Rosen, Lilien und andern Blumen. Neues Räucherwerk wurde entzündet und das Sonnensegel entfernt, denn die Sonne neigte sich zum Untergang.

Erstaunt schauten die Zuschauer einander an und fragten sich, welches Schauspiel ihnen noch bevorstehe. Und es war ein Schauspiel, dessen sich niemand versehen hatte.

Der Kaiser, der kurze Zeit zuvor von seinem Sitz verschwunden war, erschien plötzlich in der blumenbestreuten Arena im Purpurgewand, den goldenen Kranz auf dem Kopf. Zwölf Choristen folgten ihm mit Lauten in den Händen. Er selbst hielt eine silberne Leier in der Hand. Feierlichen Ganges schritt er der Mitte zu, neigte verschiedene Male den Kopf, erhob seine Blicke zum Himmel und blieb eine Weile in dieser Stellung, als ob er auf eine Eingebung warte.

Dann griff er in die Saiten und fing an zu singen:

Apollo, du strahlender Sproßling der Leto,
Herrscher von Tenedos, Chios und Chryse,
Schutzgott von Ilios heiliger Stadt!
Sag' doch, wie konntest du preis sie geben
Dem Grimm der Achäer, wie konntest du dulden,
Daß edles Blut der Troer besetzte
Die heil'gen Altäre, auf denen die Flammen
Immerzu lohten zu deiner Ehre!
Silberbogiger! Fernhintreffer!
Greise erhoben zu dir ihre Hände,
Mütter die klagenden Stimmen und flehten
Dich an um Erbarmen für ihre Kinder;
Steine selbst hätte ihr Jammer gerührt.
Ungerührt bleibst du, fühlloser denn Stein,
Sminthier, und liebest dein Volk verderben!

Als wehmütige, schmerzvolle Elegie klang dieser Sprechgesang aus. Tiefe Stille herrschte ringsum. Der Kaiser, der sich offenbar selbst gerührt hatte, fing nach kurzer Pause erneut zu singen an:

Du, dessen himmlischer Leier Klang
Tröstet und heilt das gequälteste Herz,
— Wenn heut noch das Aug' sich mit Tränen füllt,
Wie die Rose mit Tau, bei dem Trauerliede,
Das aus Schutt und Asche läßt auferstehen
Jenen Tag des Jammers und des Verderbens —
Sminthier, sag doch, wo warst du damals?

Seine Stimme bebte, und seine Augen füllten sich mit Tränen. Auch an den Wimpern der Vestalinnen erschienen Tränentropfen. Schweigend lauschte das Volk und brach dann in einen lange anhaltenden Beifallssturm aus.

Von draußen herein tönte das Klappern der Wagen, auf denen die Leichen der Christen — Männer, Weiber und Kinder — nach jenem Schreckensort, den Leichengruben, „die Stinklöcher“ genannt, gebracht wurden.

Der Apostel Petrus faßte sich mit beiden Händen an seinen silberweißen zitternden Kopf und stöhnte in seinem Innern: „Herr! Herr! Wem hast du die Herrschaft über die Welt übergeben? Wann wirst du kommen und dein Reich aufrichten?“

DREIZEHNTES KAPITEL

Rot leuchtete die Abendsonne, als das Schauspiel zu Ende war. Die Zuschauer strömten aus dem Amphitheater heraus und kehrten in ihre Wohnungen zurück. Die Augustianer waren die einzigen, die zurückblieben, um die Menge erst sich verlaufen zu lassen. Sie drängten sich um den Sitz des Kaisers, wohin dieser, gierig auf ihre Lobsprüche, zurückgekehrt war. Die Menge hatte ihm nicht gleich nach Beendigung seines Gesangs so tobenden Beifall gespendet, als er erwartet hatte. Sie hatte ihm lange nicht genug getan. Er hatte eine Begeisterung erwartet, die an Wahnsinn grenzte. Umsonst klangen jetzt die Lobhudeleien an sein Ohr, umsonst küßten ihm die Vestalinnen seine göttlichen Hände, während Kubria das Haupt so tief vor ihm neigte, daß ihr rotes Haar ihre Brust berührte. Nero war nicht befriedigt und konnte seinen Kummer darüber nicht verbergen. Er war erstaunt und beunruhigt, weil Petronius sich schweigend verhielt. Ein Lob aus seinem

Mund hätte ihm in diesem Augenblick große Befriedigung gewährt. Endlich konnte er sich nicht mehr halten, winkte Petronius zu sich her und sagte: „Sprich!“

Gelassen erwiderte Petronius: „Ich schweige, weil ich keine Worte finde. Du hast dich selbst übertroffen.“

„So erschien es auch mir. Aber das Volk . . .“

„Wie kannst du von solchem Mischvolk Verständnis für Dichtkunst erwarten!“

„Aber du hast doch auch beobachtet, daß sie mir nicht so dankten, wie ich verdient hätte.“

„Weil du einen ungünstigen Augenblick für deinen Gesang gewählt hast.“

„Wieso?“

„Sie waren trunken von Blut und darum unfähig, aufmerksam zu lauschen.“

Nero ballte die Fäuste und rief: „Diese verfluchten Christen! Erst haben sie Rom in Brand gesteckt, und jetzt bringen sie mich um meinen verdienten Ruhm! Welch neue Qualen kann ich für sie ersinnen?“

Petronius merkte, daß er auf falscher Fährte war und das Gegenteil von dem erreichte, was er bezweckte. Um die Gedanken des Cäsars in andere Bahnen zu lenken, neigte er sich zu ihm und flüsterte:

„Deine Dichtung ist wundervoll, aber erlaube mir eine Bemerkung: Die sechste Zeile fällt aus dem Versmaß.“

Nero wurde dunkelrot und aufgereggt, als wäre er auf irgend einer Niederträchtigkeit ertappt worden; ebenfalls flüsternd, antwortete er:

„Dir entgeht auch gar nichts! Ich weiß es wohl, und will sehen, wie ich den Fehler verbessern kann. Aber sonst hat das doch kein Mensch gemerkt? Mein? Daß es ja niemand erfährt, so lieb dir dein Leben ist!“

Petronius runzelte die Stirn und stellte sich beleidigt. „Du kannst mich zum Tod verurteilen, Göttlicher, wenn ich dir lästig bin, aber drohe mir nicht. Die Götter wissen, ob ich mich fürchte.“

Bei diesen Worten schaute er Nero fest in die Augen, der nach einer kleinen Weile erwiderte: „Sei doch nicht böse; du weißt ja, wie sehr ich dich liebe.“

„Das ist ein schlimmes Zeichen,“ dachte Petronius.

„Ich wollte dich heute zum Feste laden,“ fuhr Nero fort. „Jetzt aber will ich mich lieber einschließen und die fehlerhafte Strophe feilen. Seneca und vielleicht auch Secundus Carinus sind die einzigen, die den Fehler gemerkt haben können. Die beiden will ich aber rasch loswerden.“

Er rief Seneca zu sich und teilte ihm mit, er sende ihn mit Alkratos und

Secundus Carinus durch Italien und auch in andere Provinzen. Dort solle er Geld austreiben, von den Städten, den Dörfern und den berühmten Heiligtümern. Mit einem Wort, er solle Geld schaffen, wie und wo er wolle. Seneca, der sofort erkannte, daß er nur durch Mord, Plünderung und Tempelschändung zum Ziel kommen könnte, lehnte glattweg ab.

„Herr!“ sagte er. „Ich muß mich aufs Land begeben und dort meinen Tod erwarten. Ich bin alt, und meine Nerven halten nicht mehr stand.“

Seneca hatte jedenfalls stärkere Nerven als Chilon, aber mit seiner Gesundheit war es wirklich schlecht bestellt. Er sah aus wie ein Schatten, und sein Haar war in der letzten Zeit vollständig weiß geworden.

Nero schaute ihn an und überlegte sich, daß er jedenfalls nicht mehr lange auf seinen Tod warten müsse. Darum sagte er: „Wenn du wirklich krank bist, will ich dich nicht den Gefahren dieser Reise aussetzen. Aber meine Liebe zu dir verlangt, daß ich dich stets zu mir rufen kann. Du gehst darum nicht aufs Land, sondern wirst hier in deinem Hause bleiben und es nicht verlassen.“

Dann lachte er laut auf und fügte hinzu: „Wenn ich Akratos und Carinus allein sende, kann ich ebensogut auch Wölfe schicken, um Schafe zu holen. Ich muß außer ihnen noch einen Stoiker wie Seneca senden oder wie meinen neuen Freund, den Philosophen Chilon.“ Dabei schaute er sich rund um und fragte: „Was ist aus Chilon geworden?“

Chilon, den die frische Luft neu belebt hatte, war ins Amphitheater zurückgekehrt, um den Gesang Neros mit anzuhören. Jetzt trat er vor und sagte: „Hier bin ich, du strahlender Sohn der Sonne und des Mondes; ich bin krank gewesen, aber dein Gesang hat mich geheilt.“

„Ich will dich nach Achaja schicken,“ sagte Nero. „Du weißt gewiß bis auf das letzte Kupferstück, wie viel aus jedem Tempel herauszuholen ist.“

„So sei es, o Zeus! Und möchten die Götter dir einen Tribut bescheren, wie du noch keinen geschaut hast.“

„Ich würde dich sofort hinsenden, allein ich möchte dich nicht um die Spiele bringen.“

„O du Baal!“ rief Chilon.

Die Augustianer waren sehr erfreut, den Kaiser wieder bei besserer Laune zu sehen; sie lachten und riefen: „Mein, Herr! Bringe diesen tapfern Griechen nicht um die Spiele!“

„Erspare mir den Anblick dieser schnatternden kapitolinischen Gänse, deren Gehirne alle zusammen keine Nußschale füllen würden, o Herr,“ entgegnete Chilon. „O Erstgeborener des Apoll, ich dichte einen griechischen Lobgesang zu deiner Ehre und möchte einige Tage in den Tempeln der Musen verbringen und sie um die wahre Begeisterung anflehen.“

„Nein, nein!“ rief Nero. „Du willst dich nur um die nächsten Spiele drücken! Nichts da!“

„Ich schwöre dir, Herr, daß ich an einem Lobgesang dichte.“

„Schreib ihn bei Nacht und flehe Diana um Erleuchtung an, sie ist ja die Schwester Apolls.“

Ehilon neigte den Kopf und schaute mit bösen Blicken um sich, als alle wieder in ein lautes Gelächter ausbrachen. Der Kaiser wandte sich an die Augustianer und sagte: „Denkt doch nur, von den für heute bestimmten Christen ist kaum die Hälfte erledigt.“

Aquilius Regulus, der in allem, was das Amphitheater betraf, Sachverständiger war, bedachte sich eine Weile und sagte dann: „Schauspiele, in denen Unbewaffnete und Ungeübte auftreten, dauern fast ebenso lang wie andere und sind weit weniger fesselnd.“

„Ich werde den Befehl geben, die Christen von nun an zu bewaffnen,“ erwiderte Nero.

Der abergläubische Vatinius erwachte plötzlich aus seiner Verfunkenheit und fragte mit geheimnisvoller Stimme: „Habt ihr bemerkt, daß diese Leute im Sterben irgend etwas sehen? Sie schauen zum Himmel auf, und man möchte meinen, sie sterben ohne Schmerz. Sicherlich schauen sie Gesichte.“

Auch er schaute zum Himmel auf, über den die Nacht eben ihren sternbesäten Mantel breitete. Die andern aber lachten und spotteten über die Gesichte, die die Christen im Sterben schauen sollten. Dann winkte der Cäsar die Fackelträger herbei und verließ den Zirkus. Ihm folgten die Würdenträger, die Vestalinnen, die Senatoren und die Augustianer.

Schweigend schritten Petronius und Vinicius durch die helle, warme Nacht. Erst als sie sich dem Hause des Petronius näherten, fragte dieser: „Hast du über meinen Vorschlag nachgedacht?“

„Ja,“ erwiderte Vinicius.

„Begreifst du, daß auch für mich diese Sache von der größten Bedeutung ist? Ich will Ligia trotz Cäsar und Tigellinus befreien. Dies ist ein Kampf, in dem ich siegen muß, ein Spiel, das ich gewinnen will, und koste es mein Leben. Der heutige Tag hat mich in meinem Vorfaß nur bestärkt.“

„Das lohne dir Christus.“

„Du wirst schon sehen.“

Als sie auf die Haustür zuingen, stellte sich ihnen eine dunkle Gestalt in den Weg und fragte: „Ist dies der edle Vinicius?“

„Ja,“ antwortete der Tribun. „Was willst du?“

„Ich bin Nazarius, Mirjams Sohn, und komme aus dem Gefängnis mit Nachricht von Ligia.“

Vinicius legte dem jungen Mann die Hand auf die Schulter, vermochte

aber vor Bewegung kein Wort zu sagen. Nazarius erriet, welche Frage ihm auf den Lippen erstarrt, und sagte: „Sie ist noch am Leben. Ursus hat mich zu dir geschickt, Herr, um dir zu sagen, daß sie betet in ihrem Fieber und immer wieder deinen Namen nennt.“

„Christus sei gelobt, der sie mir wiedergeben kann!“ rief Vinicius.

Dann geleitete er Nazarius in die Bibliothek, wohin ihnen Petronius nach wenigen Augenblicken folgte, der ebenfalls begierig war, den Bericht zu vernehmen.

„Ihre Krankheit hat sie vor der Schändung bewahrt, weil alle sich vor der Ansteckung fürchteten. Ursus und Glaukus behüteten sie Tag und Nacht.“

„Sind die Gefangenewärter noch dieselben?“

„Ja, Herr, und sie befindet sich in ihrem Zimmer. Alle Gefangenen in den unteren Kerker sind am Fieber gestorben oder in der schlechten Luft erstickt.“

„Wer bist du?“ fragte Petronius.

„Der edle Vinicius kennt mich. Ich bin der Sohn der Witwe, bei der Ligia wohnte.“

„Und bist du auch ein Christ?“

Der Junge warf einen fragenden Blick auf Vinicius. Als er sah, daß dieser betete, hob er den Kopf und antwortete: „Ja, Herr.“

„Wie kommt es, daß du freien Eintritt in den Kerker hast?“

„Ich habe mich verdingt, die Leichen der Verstorbenen hinauszutragen, absichtlich, um den Brüdern helfen und ihnen Nachricht aus der Stadt bringen zu können.“

Petronius betrachtete forschend das schöne Gesicht des Jungen, seine blauen Augen und dunkeln Haare. „Wo bist du her, mein Sohn?“ fragte er.

„Ich bin ein Galiläer, Herr.“

„Möchtest du aerne, daß Ligia frei werde?“

Der Junge schlug die Augen zu ihm auf. „Und wenn ich im selben Augenblick sterben müßte!“ erwiderte er.

Vinicius hatte sein Gebet beendet und sagte jetzt zu ihm: „Sage den Wärtern, sie sollen sie in einen Sarg legen, als ob sie tot wäre. Du nimm dir einige Gehilfen, mit denen du sie hinausträgst. Bei den Leichen gruben wirst du Leute mit einer Sänfte finden, denen übergib den Sarg. Sage den Wärtern, ich verspreche jedem so viel Geld, als er in seinem Mantel tragen kann.“

Während er sprach, verlor sein Gesicht die gewohnte Blässe, und der Soldat erwachte in ihm, dem mit der Hoffnung auch der Mut zurückkehrte.

Neu Freude hob Nazarius die Hände auf und rief: „Gebe der Herr ihr die Gesundheit zurück, denn jetzt wird sie frei!“

„Meinst du, die Wärter werden einwilligen?“ fragte Petronius.

„Ja, Herr, wenn sie sicher sind, daß keine Strafe sie trifft.“

„Das ist richtig,“ meinte Vinicius. „Sie hätten sie ja sogar entfliehen lassen: um so mehr werden sie bereit sein, sie als Leiche herauszuschaffen.“

„Es ist ein Mann aufgestellt, der sich mit einem glühenden Eisen überzeugt, ob die Menschen, die wir herauschaffen, wirklich tot sind. Wenn er ein Goldstück bekommt, berührt er mit seinem Eisen nur den Sarg und nicht den Körper.“

„Versprich ihm einen ganzen Beutel voll Geld!“ rief Petronius. „Aber kannst du zuverlässige Helfer finden?“

„Ich kann Menschen finden, die für Geld Weib und Kind verkaufen.“

„Wo findest du sie?“

„Im Kerker selbst oder draußen. Wenn die Wärter einmal bestochen sind, lassen sie jeden herein, den ich bringe.“

„Dann nimm mich verkleidet mit!“ rief Vinicius.

Allein Petronius überredete ihn, von diesem Plan abzustehen. Die Prätorianer könnten ihn selbst in der Verkleidung erkennen, und daran würde das ganze Unternehmen scheitern. „Gehe weder in den Kerker noch zu den Leichengruben,“ sagte er. „Es ist dringend nötig, daß sie wirklich tot ist: sonst lassen sie auf der Stelle uns beide verfolgen. Wir können dem Verdacht nur die Spitze bieten, wenn wir ruhig in Rom bleiben, während sie in die Albaner Berge oder nach Sizilien gebracht wird. Ein paar Wochen nachher wirst du krank, lässest Neros Arzt kommen, der dir Vergiftung verordnet, und du gehst zu ihr. Nachher —“

Er sann eine Weile nach, dann machte er eine Handbewegung und fuhr fort: „Nachher sind vielleicht andere Zeiten.“

„Möge Christus sich ihrer erbarmen!“ rief Vinicius. „Du sprichst von Sizilien, und sie ist doch krank, vielleicht sterbend.“

„Wir bringen sie vorerst mehr in der Nähe unter. Die frische Luft allein schon wird sie heilen, wenn wir sie einmal aus dem Kerker heraus haben. Hast du niemand in den Bergen, dem du vollständig vertrauen kannst?“

„Doch,“ erwiderte Vinicius. „In Corioli habe ich einen Verwalter, dem ich vertrauen kann. Er hat mich, als ich ein Kind war, in den Armen getragen und hängt immer noch an mir.“

Petronius reichte ihm ein Schreibtäfelchen. „Schreibe ihm, er soll morgen hierher kommen; ich will sogleich einen Boten damit abschicken.“

Sofort ließ er den Sklavenaufseher kommen und erteilte ihm die nötigen Befehle, und wenige Minuten später sah ein Sklave auf und ritt nach Corioli.

„Mir würde das Herz leichter, wenn Ursus sie begleitete,“ sagte Vinicius. „Ich hätte mehr ein Gefühl der Sicherheit.“

„Herr, er hat übermenschliche Kraft,“ fiel Nazarius ein. „Er könnte das Gitter zerbrechen und ihr folgen. In der senkrechten Wand ist ein Fenster, wo keine Wache steht. Ich bringe Ursus ein Seil, und er besorgt alles Ubrige.“

„Beim Herkules!“ rief Petronius. „Er soll ausbrechen, wie er mag und kann, aber nicht zur selben Zeit mit ihr und auch nicht in den ersten Tagen nachher. Man könnte ihm folgen und so ihr Versteck ausfindig machen. Beim Herkules, willst du uns alle verderben? Ich verbiete dir, Ursus den Namen Corioli wissen zu lassen, oder ich lasse meine Hände von der ganzen Geschichte.“

Die andern erkannten schweigend die Klugheit dieser Bemerkung an. Nazarius machte sich zum Gehen bereit und versprach, am nächsten Morgen bei Tagesanbruch wiederzukommen. Er hoffte, während der Nacht mit den Wärtern die Sache ins reine zu bringen; zuerst aber wollte er seine Mutter aufsuchen, die in diesen schrecklichen Zeiten stets in großer Sorge um ihn war. Nach einiger Überlegung hatte er den Entschluß gefaßt, keinen Helfer aus der Stadt mitzubringen, sondern einen der andern Leichenträger zu bestechen. Ehe er ging, nahm er Vinicius auf die Seite und flüsterte ihm zu:

„Herr, ich will keinem Menschen etwas von unserem Plane sagen, nicht einmal meiner Mutter. Aber der Apostel Petrus hat versprochen, vom Amphitheater in unser Haus zu kommen. Ihm will ich alles mitteilen.“

„Hier im Hause kannst du laut sprechen,“ erklärte Vinicius. „Der Apostel Petrus saß unter den Leuten des Petronius im Amphitheater. Warte, ich gehe selbst mit dir.“

Er befahl einem Sklaven, ihm einen Mantel zu bringen, und sie gingen zusammen weg. Petronius atmete tief auf.

„Ich hoffte, sie werde am Fieber sterben,“ dachte er. „Das wäre für Vinicius leichter gewesen. Jetzt aber bin ich bereit, dem Askulap einen goldenen Dreifuß zu opfern, wenn sie wieder gesund wird. Ah, Rotkopf, du möchtest dir ein Schauspiel bereiten aus den Seelenqualen eines Liebenden! Du, Augusta, hast dieses Mädchen um seine Schönheit beneidet und möchtest es nun vernichten, weil dein Rufius hat sterben müssen! Du, Tigellinus, willst ihr Verderben, mir zuleide! Wir wollen sehen! Ich sage euch, euere Augen sollen sie nicht in der Arena erblicken, denn sie stirbt entweder eines natürlichen Todes, oder ich befreie sie aus euern Händen. Und ich werde sie so befreien, daß ihr nichts davon inne werdet, und so oft ich euch später ins Gesicht sehe, werde ich denken: „Das sind die Narren, über deren Wis Petronius Herr geworden ist.“

Zufrieden mit sich selbst, begab er sich ins Speisezimmer, wo er sich mit Eunike zu Tisch setzte. Ein Vorleser las ihnen dabei aus den Hirtengedichten des Theokritos vor. Der Wind wehte Wolken vom Soracte her, und ein Gemitter unterbrach die Stille der Sommernacht. Ehe es zu Ende war, kehrte Vinicius zurück. Petronius begab sich zu ihm hinaus und fragte:

„Habt ihr irgend einen neuen Entschluß gefaßt? Ist Nazarius in den Kerker gegangen?“

„Ja,“ erwiderte der Tribun und strich sich die nassen Haare aus dem Gesicht. „Nazarius ist gegangen, um die Gefangenenwärter zu bestechen, und ich habe Petrus gesprochen. Er hat mir befohlen, zu glauben und zu beten.“

„Schön. Wenn alles gut geht, können wir sie morgen nacht heraus-schaffen.“

„Mein Verwalter mit seinen Leuten kann bei Tagesanbruch hier sein.“

„Die Entfernung ist nicht groß. Leg dich jetzt zur Ruhe.“

Beim Sonnenaufgang kam Niger, der Verwalter, aus Corioli an. Wie ihm Vinicius befohlen hatte, brachte er Maultiere, eine Sänfte und vier ausermählte, zuverlässige Sklaven mit. Um keine Aufmerksamkeit zu erregen, hatte er sie in einem Wirtshaus in der Subura zurückgelassen.

Vinicius, der die ganze Nacht hindurch nicht geschlafen hatte, trat ihm entgegen. Der Verwalter war beim Anblick seines jungen Herrn sehr ergriffen. Er küßte ihm die Hände und rief: „Mein teurer Herr, bist du krank, oder hat dir ein Kummer das Blut aus den Wangen gejagt? Kaum hätte ich dich wiedererkannt!“

Vinicius führte ihn in den inneren Säulenhof und teilte ihm dort das Geheimnis mit. Niger horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, und auf seinem gesunden, gebräunten Gesicht zeigte sich eine Bewegung, die er sich nicht zu verbergen bestrebte.

„Sie ist also Christin!“ rief er und schaute Vinicius forschend ins Gesicht. Vinicius erriet, was dieser Blick zu sagen hatte und erwiderte:

„Auch ich bin Christ.“

Freudentränen strömten Niger, dem Verwalter, aus den Augen, und er konnte lange nicht sprechen. Endlich hob er die Hände auf und sagte: „Gepriesen sei Christus, der denen die Binde von den Augen genommen hat, die mir die teuersten sind auf Erden!“ Dann umarmte er Vinicius und küßte ihm die Stirne.

Gleich darauf trat Petronius ein, von Nazarius begleitet. „Gute Nachrichten!“ rief er schon von weitem.

Es waren wirklich gute Nachrichten. Der Arzt Glaukus war der festen Überzeugung, daß Ligia genesen werde, obgleich sie an dem Fieber darniederlag, an dem täglich in den Gefängnissen Hunderte starben. Die Gefange-

nenwärter und der Mann, der die Leichen mit dem glühenden Eisen untersuchte, hatten keine Schwierigkeiten gemacht.

„Wir haben Löcher in den Sarg gebohrt, damit die Kranke atmen kann,“ sagte Nazarius. „Wenn sie nur nicht stöhnt oder spricht, während wir an den Prätorianern vorbeigehen; das ist die einzige Gefahr. Sie ist sehr schwach und liegt den ganzen Tag mit geschlossenen Augen da. Glaukus will ihr aus Kräutern, die ich ihm bringen soll, einen Schlaftrunk bereiten. Der Sargdeckel wird nicht aufgenagelt. Ihr könnt ihn leicht abheben und die Jungfrau in die Sänfte heben. In den Sarg legen wir einen langen Sandsack, den ihr bereithalten müßt.“

Vinicius wurde totenbläß und lauschte begierig auf alles, was Nazarius berichtete.

„Werden noch andere Leichen aus dem Kerker geschafft?“ fragte Petronius.

„Etwa zwanzig sind in der letzten Nacht gestorben, und vor Abend werden noch mehr sterben,“ sagte der Junge. „Wir müssen mit den andern hinausgehen, aber wir wollen allmählich zurückbleiben, daß wir die letzten sind. An der ersten Straßenbiegung wird mein Gefährte anfangen zu hinken, damit wir, ohne Verdacht zu erregen, weit hinter den andern zurückbleiben. Erwartet uns bei dem kleinen Tempel der Libitina. Gott gebe uns eine recht finstere Nacht!“

„Habt ihr Fackeln bei euch?“

„Nur dem Zug voran gehen Fackelträger. Wartet für alle Fälle schon von Anbruch der Dunkelheit an bei dem Tempel der Libitina, wenn wir auch meist die Leichen erst gegen Mitternacht herauschaffen.“

Alle schwiegen, und es war nichts zu hören, als das schwere Atmen des Vinicius. Petronius wandte sich zu ihm und sagte: „Gestern habe ich gemeint, es wäre am besten, wenn wir beide zu Hause blieben. Heute sehe ich ein, daß ich das nicht ausdachte. Wenn es sich um eine Flucht handelte, müßten wir vorsichtiger sein. Da sie aber als Leiche herausgeschafft wird, glaube ich nicht, daß ein Verdacht entstehen kann.“

„Ja, ja!“ rief Vinicius. „Ich muß dabei sein. Ich selbst will sie aus dem Sarge heben.“

„Sobald sie unter meinem Dach ist, stehe ich für ihre Sicherheit ein,“ sagte Niger.

Damit endete diese Besprechung. Niger begab sich in das Wirtshaus zu seinen Leuten. Nazarius steckte einen schweren Beutel mit Gold unter seine Tunica und kehrte in den Kerker zurück. Für Vinicius begann ein unruhiger Tag, voll Aufregung und Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung.

„Das Unternehmen muß gelingen, denn es ist wohl überlegt,“ sagte

Petronius. „Du mußt dich leidend stellen und eine dunkle Toga anlegen. Versäume aber unter keinen Umständen die Vorstellungen im Zirkus. Du mußt gesehen werden. Alles ist so eingefädelt, daß ein Mißlingen unmöglich ist. Aber sag einmal, bist du des Verwalters unbedingt sicher?“

„Er ist Christ,“ sagte Vinicius.

Erstaunt schaute ihn Petronius an und sagte dann achselzuckend: „Beim Pollux, wie sich diese Lehre ausbreitet und die Seelen der Menschen ergreift! Es ist wunderbar! Wenn ich dächte, daß unsern Göttern noch irgend eine Macht verblieben sei, würde ich jedem von ihnen für ein gutes Gelingen sechs weiße Stiere versprechen und dem Jupiter Capitolinus zwölf. Versäume ja nicht, deinem Christus etwas Rechtes zu geloben.“

„Ich habe ihm mein Herz gegeben,“ antwortete Vinicius.

Damit trennten sie sich. Petronius begab sich in sein Schlafzimmer, und Vinicius ging, um wenigstens von ferne einen Blick auf den Kerker zu werfen. Von da lenkte er seine Schritte zum Vatikanischen Hügel und der Hütte des Steinbrechers, in der er getauft worden war. Ihm schien, daß Christus bereitwilliger seine Gebete hören werde, wenn er sie aus dieser Hütte zu ihm hinaufschickte. Darum warf er sich, als er die Hütte erreicht hatte, auf die Knie und versenkte seine gequälte Seele so tief ins Gebet, daß er sich selbst vollständig vergaß und weder mehr wußte, wo er war noch was er tat.

Erst am Nachmittag wurde er durch Trompetenstöße vom Zirkus des Nero her wieder zu sich gebracht. Er verließ die Hütte und schaute um sich, wie eben vom Schlaf erwacht. Es war ein heißer Tag, und ringsum herrschte vollkommene Stille, nur unterbrochen durch das Zirpen der Grillen und von Zeit zu Zeit durch einen Trompetenstoß. Der Himmel über der Stadt war hell, aber in der Gegend der Sabiner Berge türmten sich Wetterwolken auf.

Vinicius kehrte nach Hause zurück, wo Petronius auf ihn wartete. „Ich bin auf dem Palatin gewesen,“ berichtete dieser. „Absichtlich habe ich mich dort sehen lassen und habe sogar am Würfelspiel teilgenommen. Anicius gibt heute ein Fest, und ich habe zugesagt zu kommen, aber erst nach Mitternacht; vorher müsse ich ein wenig schlafen. Ich werde auch hingehen, und am besten wäre es, wenn du auch mitgingest.“

„Hast du irgend etwas von Niger oder Nazarius gehört?“ fragte Vinicius.

„Nein; wir werden sie erst um Mitternacht sehen. Hast du bemerkt, daß ein Gewitter aufzieht?“

„Jawohl.“

„Morgen soll eine Schaustellung gekreuzigter Christen sein; aber ein Regen könnte die Schaustellung verhindern.“

Dann trat er näher zu Vinicius hin, faßte ihn am Arm und sagte: „Du sollst sie nicht am Kreuz erblicken, sondern nur in Corioli. Beim Castor! Ich gäbe den Augenblick, in dem wir sie frei bekommen, nicht her um alle Gemmen Roms. Der Abend ist nahe.“

Früher als gewöhnlich legte sich Dunkelheit über die Stadt, denn der ganze Himmel war jetzt mit Wolken überzogen. Mit Anbruch der Nacht fiel ein heftiger Regen, der auf dem heißen Pflaster rasch verdampfte und die Stadt mit Nebel füllte. Dann hörte er wieder auf, und hernach fielen immer wieder einige Regenschauer.

„Wir wollen eilen,“ sagte Vinicius endlich. „Vielleicht bringen sie wegen des Gewitters die Leichen früher als sonst aus dem Kerker heraus.“

„Ja, es ist Zeit,“ stimmte Petronius bei. Sie hüllten sich in gallische Mäntel und traten durch die Gartentür auf die Straße. Petronius hatte sich mit dem kurzen römischen Messer bewaffnet, das er bei Nacht stets mit sich zu führen pflegte. Des Gewitters wegen waren die Straßen menschenleer. Von Zeit zu Zeit zerriß ein Blitz die Wolken und beleuchtete grell die neu gebauten oder im Bau begriffenen Häuser und die nassen Pflastersteine. Beim Schein eines dieser Blitze erkannten sie endlich den kleinen Hügel, auf dem der Tempel der Libitina stand. Am Fuß des Hügelns befand sich eine Gruppe von Maultieren und Pferden.

„Niger!“ rief Petronius leise.

„Hier, Herr,“ antwortete eine Stimme aus dem Nebel.

„Ist alles bereit?“

„Ja, Herr. Wir sind seit Anbruch der Dunkelheit hier. Aber kommt an eine geschützte Stelle, sonst werdet ihr vollständig durchnäßt. Welch ein Gewitter! Ich glaube, es wird hageln.“

Niger hatte richtig vermutet. Bald fielen feine Hagelkörner, denen größere Schloßen folgten, und die Luft wurde frostig. Nachdem sie eine geschützte Stelle gefunden hatten, unterhielten sie sich mit leiser Stimme.

„Selbst wenn wir hier gesehen würden, könnte niemand Verdacht schöpfen, denn jetzt sieht es aus, als ob wir hier das Ende des Regens abwarten wollten,“ meinte Niger. „Aber ich fürchte, die Leichen werden am Ende erst morgen herausgeschafft.“

„Das Gewitter wird nicht lange dauern,“ meinte Petronius. „Jedenfalls müssen wir bis Tagesanbruch hier warten.“

Sie warteten und horchten angestrengt, ob sie nichts vom Nahen des Zuges vernehmen könnten. Der Hagel hörte auf, aber gleich darauf prasselte ein schwerer Regen nieder. Zuweilen kam ein Windstoß und wehte von den nahen „Stinklöchern“ einen entsetzlichen Leichengeruch herüber.

Plötzlich rief Niger: „Ich sehe einen schwachen Schein durch den Nebel schimmern — — einen, zwei, drei — das sind die Fackeln.“

„Ja, sie kommen,“ sagte Petronius.

Der Lichtschein wurde deutlicher, und bald ließen sich die Flammen der einzelnen Fackeln unterscheiden, die im Winde flackerten. Niger bekreuzigte sich und betete still. Inzwischen nahte sich der traurige Zug und machte vor dem Tempel der Libitina halt. Petronius, Vinicius und Niger drückten sich dicht an die Mauer, denn sie konnten sich nicht erklären, was das bedeutete. Die Leute hatten jedoch nur angehalten, um sich Nase und Mund mit Tüchern zu verhüllen zum Schutz gegen den entsetzlichen Geruch, der in der Nähe der Leichengruben einfach unerträglich war.

Nur ein einziger Sarg hielt gerade vor dem Tempel. Vinicius eilte darauf zu, gefolgt von Petronius und Niger und zwei Sklaven mit der Sänfte. Aber noch ehe sie dicht dabei waren, hörten sie die Stimme des Nazarius, der schmerz erfüllt sagte:

„Herr, sie ist mit Urfus im Esquilinischen Kerker. Wir tragen eine Leiche, denn Ligia ist schon vor Mitternacht weggeführt worden.“

Petronius war sehr niedergeschlagen, als sie wieder zu Hause waren, und machte nicht einmal den Versuch, seinen Neffen zu trösten. Er wußte, daß es ein Ding der Unmöglichkeit war, Ligia aus dem Esquilinischen Kerker zu befreien. Er vermutete, daß sie dorthin geschafft worden war, damit sie nicht am Fieber sterbe und dadurch dem Tod im Amphitheater entgehe. Aber aus demselben Grunde würde sie auch umso sorgfältiger bewacht werden. Petronius war voll tiefsten Mitgeföhls für sie und für Vinicius. Außerdem ärgerte ihn seine Niederlage schwer. Zum erstenmal in seinem Leben war er nicht als Sieger aus solch einem Kampf hervorgegangen.

„Die Glücksgöttin scheint mir nicht mehr hold zu sein,“ dachte er. „Aber die Götter irren sich, wenn sie meinen, ich würde mich einem Leben, wie der da es führt, unterwerfen.“ Damit schaute er Vinicius an, der seinerseits zu ihm herüberstarrte.

„Was fehlt dir? Hast du Fieber?“ fragte Petronius.

Vinicius erwiderte mit gebrochener Stimme, die klang wie die eines kranken Kindes: „Ich glaube immer noch, daß Er sie mir wiedergeben wird.“

Über der Stadt verhallte der letzte Donner.

VIERZEHNTE KAPITEL



rei Tage lang hörten die Gewitterregen und die Hagelschauer nicht auf, und die Spiele wurden dadurch unterbrochen. Das Volk wurde unruhig und befürchtete eine schlechte Weinernte. Als eines Tages ein Blitzstrahl die Statue der Ceres schmolz, wurden Opfer im Tempel des Jupiter Salvator angeordnet; die Priester der Ceres verkündeten, die Götter seien aufgebracht, weil die Christen nicht streng genug bestraft würden. Das Volk begehrte, die Spiele sollten ohne Rücksicht auf das Wetter fortgesetzt werden. Freude herrschte in ganz Rom, als ihr erneuter Beginn angesagt wurde.

Auch das Wetter wurde wieder schön. Vom Tagesanbruch an erfüllten Tausende das Amphitheater. Der Kaiser mit den Vestalinnen und dem Hofstaat erschienen schon frühe. Das Schauspiel sollte diesmal mit einem Kampfe der Christen untereinander beginnen, die zu diesem Zweck als Gladiatoren ausgestattet und mit allen Arten von Angriffs- und Verteidigungswaffen versehen worden waren. Aber dies wurde eine schwere Enttäuschung. Die Christen warfen ihre Waffen weg, und statt zu fechten, umarmten sie einander und ermutigten sich gegenseitig, Marter und Tod standhaft zu ertragen. Das Volk tobte vor Wut und Entrüstung über die Feigheit und Niedertracht der Christen, die sie um das erhoffte Schauspiel brachten. Schließlich wurden auf des Kaisers Befehl richtige Gladiatoren gerufen, die mit den wehrlosen knienden Christen bald aufgeräumt hatten.

Als die Leichen hinausgeschafft waren, folgte eine Reihe von mythologischen Darstellungen, die sich der Cäsar selbst ausgedacht hatte. Herkules war zu sehen, wie er bei lebendigem Leib auf dem Berg Deta verbrannte. Vinicius hatte gezittert bei dem Gedanken, für die Rolle des Herkules könnte Urfus gewählt werden; aber der treue Diener Ligias war augenscheinlich noch nicht an der Reihe, denn ein dem Vinicius Unbekannter war der Herkules. Im nächsten Bild jedoch erblickte Chilon, den Nero zwang, anwesend zu sein, Leute, die ihm bekannt waren. Der Tod des Dädalus und Ikarus wurde dargestellt. Als Dädalus erschien jener alte Mann, der Chilon einst über die Bedeutung des Fisches aufgeklärt hatte, und als Ikarus dessen Sohn. Beide wurden durch eine kunstreiche Vorrichtung hoch in die Luft gehoben und dann aus der Höhe in die Arena herabgeschleudert. Ikarus stürzte so nahe bei der Plattform des Kaisers herab, daß die goldene Brüstung von seinem Blute bespritzt wurde. Chilon hatte die Augen

geschlossen und hörte nur das dumpfe Auffallen des Körpers. Als er die Augen aufschlug und das Blut sah, wurde er wieder ohnmächtig.

In rascher Folge wechselte Bild auf Bild, und der Pöbel ergöste sich an all den verschiedenen wohlausgesonnenen Martern. Zum Schluß wurden kleine Mädchen von wilden Pferden in Stücke zerrissen. Das Volk klatschte jedem dieser Einfälle Neros seinen Beifall, und dieser, davon unendlich befriedigt, nahm seinen Smaragd nicht einen Augenblick vom Auge und betrachtete angelegentlich die zerrissenen weißen Leiber und die krampfhaften Zuckungen der Gemarterten.

Nun folgten Bilder aus der Geschichte der Stadt. Mucius Scävola war zu sehen, dessen Hand über einem Dreifuß mit brennendem Feuer gebunden war und das Amphitheater mit dem Geruch verbrannten Fleisches erfüllte. Gleich dem richtigen Scävola ließ der Darsteller keinen Seufzer hören; seine Blicke waren zum Himmel erhoben, und seine blauen Lippen flüsterten ein Gebet. Als der Tod seinen Qualen ein Ende gemacht hatte und sein Leichnam entfernt worden war, begann die Mittagspause.

Der Kaiser verließ mit den Vestalinnen und den Augustianern das Amphitheater und begab sich mit seinen Gästen in ein Purpurzelt, das eigens für diesen Zweck aufgeschlagen worden war. Dort stand ein üppiges Festmahl bereit. Die meisten der Zuschauer folgten seinem Beispiel, lagerten sich draußen um das Zelt her und erquickten sich an den Erfrischungen, die Nero reichlich unter sie verteilen ließ.

Unterdesseu wurde die Arena geebnet und auf ihrer ganzen Fläche in der Runde Reihen von Löchern gegraben, so, daß die äußerste Reihe nur wenige Schritte vom Sitz des Kaisers entfernt war. Nun öffneten sich die unterirdischen Gänge, und von allen Seiten wurden nackte Christen in die Arena getrieben, Greise, Männer, Weiber und Kinder. Alle trugen Kreuze auf dem Rücken, die gleich den Opfern mit Blumen geschmückt waren. Mit Peitschenhieben wurden die Unglücklichen von den Aufsehern und ihren Dienern vorwärts getrieben, bis sie den ihnen bestimmten Platz erreicht hatten. Schwarze Sklaven ergriffen die Opfer, legten sie auf ihr Kreuz und nagelten sie darauf fest, denn die Kreuze sollten schon errichtet sein, wenn die Zuschauer zurückkehrten. Die Hammerschläge hallten durch das ganze Amphitheater und drangen auch hinaus, selbst bis in das Zelt des Kaisers. Dieser stürzte einen Becher Wein nach dem andern hinunter, trieb seinen Scherz mit Chilon und flüsterte den Priesterinnen der Vesta heiße Worte in die Ohren.

Unter den zum Kreuze bestimmten Opfern befand sich auch Crispus, den die Hunde und die Löwen verschont hatten. Er war kaum zu erkennen; sein abgekehrter Körper war nackt bis auf einen Esenzweig um die Lenden, und

auf dem Kopf trug er einen Kranz von Rosen. Aber darunter zeigte sich dasselbe strenge, finstere Gesicht, und aus seinen Blicken lohnte dieselbe Unerbittlichkeit. Wieder donnerte er seine Brüder an, statt sie zu trösten, und rief:

„Danke dem Erlöser, daß er euch würdigt, desselben Todes zu sterben wie er! Vielleicht werden euch darum einige eurer Sünden vergeben. Aber zittert, denn der Gerechtigkeit muß Genüge geschehen, und auf die Bösen kann nicht dasselbe Los warten wie auf die Guten! Ich sehe den Himmel offen, aber auch den Abgrund. Nicht den Tod fürchte ich, sondern die Auferstehung, nicht die Marter, sondern das Gericht, denn der Tag des Zorns ist nahe!“

In diesem Augenblick erklang aus der untersten Sitzreihe eine ruhige und feierliche Stimme: „Nicht der Tag des Zornes ist nahe, sondern der Tag der Gnade und Barmherzigkeit, der Tag der Freude und der Erlösung. Ich sage euch, Christus wird euch entgegenkommen, wird euch heilen und trösten und euch setzen zu seiner Rechten. Bleibet fest im Glauben, denn der Himmel steht euch offen.“

Aller Augen, selbst die der schon Gekreuzigten, richteten sich auf den Sprecher. Dieser trat bis an die Brüstung vor und segnete die Todesopfer mit dem Zeichen des Kreuzes. Crispus reckte die Hand aus, als wolle er Widerspruch erheben, als er aber dem Sprecher ins Gesicht sah, sank seine Hand herab, seine Knie beugten sich und seine Lippen flüsterten:

„Der Apostel Paulus!“

Zum Erstaunen der Aufseher und ihrer Diener fielen alle Christen, die noch nicht ans Kreuz genagelt waren, auf die Knie. Der oberste Aufseher im Zuschauerraum trat zu Paulus und sprach: „Wer bist du, daß du es wagst, zu den Verurteilten zu reden?“

„Ein römischer Bürger!“ erwiderte Paulus gelassen. Dann wandte er sich an Crispus und sagte: „Glaube und vertraue, denn heute ist der Tag des Heils. Stirb im Frieden, du Diener des Herrn.“

Zwei Neeger traten in diesem Augenblick zu Crispus, um ihn ans Kreuz zu heften. Er aber schaute sich noch einmal rund um und rief: „Betet für mich, meine Brüder!“

Aber sein Gesicht breitete sich statt der gewohnten Strenge ein Ausdruck der Güte und Milde. Er legte sich aufs Kreuz und streckte die Arme aus, als wolle er den Schergen ihr Werk erleichtern, schaute zum Himmel auf und betete mit Inbrunst. Er schien keinerlei Schmerz zu empfinden, als die Nägel durch seine Hände und Füße drangen, denn er zuckte nicht. Er betete weiter, als das Kreuz aufgerichtet und die Erde darum festgeschlagen wurde. Erst als der Pöbel schreiend und lachend hereinströmte,

zog sich die Stirne des alten Mannes finster zusammen, als zürne er, daß diese Heiden den Frieden eines holden Heimgangs störten.

Nun waren alle Kreuze aufgerichtet, und die Arena sah aus wie ein Wald, an dessen Bäumen Menschen hingen. Die Querbalken der Kreuze und die Köpfe der Märtyrer waren von der Sonne beschienen, während auf dem hellen Sande der Arena die Schatten der Kreuze wie ein Gitter lagen. Das ganze Vergnügen an diesem Schauspiel bestand darin, das langsame Hinsterben der Opfer zu beobachten. Noch niemals war eine so große Menge von Kreuzen gleichzeitig aufgerichtet worden. In der äußersten Kunde hingen lauter Frauen, nur das riesige Kreuz mit Crispus, als einem Haupt der Christengemeinde, war zunächst bei der Plattform des Kaisers aufgerichtet und von unten herauf mit Blumen bekränzt worden. Noch niemand war bis jetzt gestorben, aber einige der zuerst Gekreuzigten waren ohnmächtig geworden. Kein Seufzer und kein Schrei um Gnade war zu hören, aber viele bewegten die Lippen in brünstigem Gebet. Es lag etwas Unheilverkündendes in dieser ungeheuren Menge von aufgerichteten Kreuzen und in dem Stillschweigen der Opfer. In bester Laune war das gesättigte Volk mit lautem Geschrei in den Zirkus zurückgekehrt; jetzt wurde es immer stiller, und niemand wußte, auf welchen der Gekreuzigten er seine Aufmerksamkeit besonders richten sollte. Selbst die bei kleinerer Anzahl gebräuchlichen Wetten, wer zuerst sterben würde, unterblieben. Auch der Kaiser wandte sich gelangweilt ab und schob sein Halstuch zurecht.

Plötzlich heftete Crispus, der seither wie ohnmächtig oder sterbend dahingegangen hatte, seine Blicke starr auf den Kaiser. Sein Gesicht nahm einen schrecklichen Ausdruck an, und seine Augen lohten in solchem Feuer, daß die Augustianer einander zuflüsterten und mit Fingern auf ihn deuteten. Auch Nero wurde aufmerksam und hob langsam den Smaragd vor sein Auge.

Ringsum Todesstille. Aller Augen waren auf Crispus gerichtet, der seinen rechten Arm bewegte, als ob er ihn vom Kreuz losreißen wolle. Seine Brust hob sich, daß die Rippen hervortraten, und er rief:

„Wehe dir, Muttermörder!“

Die Augustianer wagten kaum mehr zu atmen, als dem Herrn der Welt diese tödliche Beleidigung öffentlich ins Gesicht geschleudert wurde. Etilon fiel beinahe wieder in Ohnmacht. Nero schüttelte sich und ließ seinen Smaragd sinken. Auch das Volk hielt den Atem an. Da schallte die Stimme des Crispus mit größerer Kraft durch das ganze Amphitheater hin:

„Wehe dir, Brudermörder, wehe dir, Mörder deiner Gattin! Wehe dir, Antichrist! Der Abgrund hat sich vor dir geöffnet, der Tod streckt seine Arme nach dir aus, dein Grab steht offen. Wehe dir, lebender Leichnam, in Entsetzen wirst du sterben und wirst verdammt sein in Ewigkeit!“

Unfähig, seine Hand loszureißen, schüttelte er sein Haupt mit dem silberweißen Bart, und bei jeder Bewegung rieselten Rosenblätter aus seinem Kranz hernieder.

„Wehe dir, Mordbube, dein Schicksal ist besiegelt, deine Stunde ist gekommen!“

Noch einmal machte er eine gewaltige Anstrengung, und einen Augenblick schien es, als werde er seine Hand vom Kreuze losreißen und sie drohend dem Kaiser entgegenstrecken. Aber plötzlich reckten sich seine mageren Arme noch mehr in die Länge, sein Körper glitt nach unten, sein Haupt fiel ihm auf die Brust, und er gab den Geist auf.

In dem dichten Wald von Kreuzen sank einer nach dem andern in den Schlaf, aus dem es auf Erden kein Erwachen mehr gibt.

FÜNFZEHNTE KAPITEL



Herr, das Meer ist wie Öl, und die Wogen schlafen,“ sagte Chilon. „Lass uns nach Achaia reisen. Kränze und Triumphe warten dort deiner und der Ruhm des Apoll; die Menschen beten dich an, und die Götter empfangen dich als einen der Ihren. Hier aber, Herr...“ Er hielt inne, denn seine Unterlippe zitterte so, daß seine Sprache zu einem unverständlichen Gemurmeln wurde.

„Wenn die Spiele vorüber sind, dann gehen wir,“ erklärte Nero. „Schon jetzt behaupten viele, die Christen seien unschuldig. Reise ich ab, dann sagt das alles. Was fürchtest du denn, Hasenherz?“

Aber Nero selbst heuchelte nur kaltes Blut. Die Worte des sterbenden Eripius hatten ihn sehr erschreckt, und zu Hause angekommen, konnte er vor Wut, Schande und auch heftiger Angst nicht schlafen. Der abergläubische Vatinius, der dieser Unterredung schweigend zugehört hatte, blickte sich jetzt vorsichtig um und sagte:

„Schlage den Rat dieses alten Mannes nicht in den Wind, o Herr. Es ist eine wunderbare Sache mit diesen Christen. Ihr Gott schenkt ihnen einen leichten Tod, aber er könnte rachsüchtig sein und an ihren Feinden Vergeltung üben.“

Nach erwiderte Nero: „Ich habe die Spiele nicht veranstaltet, Tigellinus war es.“

„Ganz richtig, ich war der Veranstalter,“ erklärte Tigellinus, der die Worte des Kaisers aufgefangen hatte. „Ja, ich bin der Mann, und ich

spotte aller christlichen Götter! Vatinius ist nichts als ein Sack voll Aberglauben, Herr, und dieser mutige Grieche stirbt ja schon vor Angst, wenn er nur zusieht, wie eine Henne die Federn sträubt, um sich für ihre Küchlein zu wehren.“

„Gut,“ sagte Nero. „Aber laß von heut an deine Christen knebeln oder ihnen zuvor die Zunge ausreißen, damit ihnen der Mund gestopft ist.“

„Er soll ihnen mit Feuer gestopft werden, Göttlicher!“

„Weh mir!“ stöhnte Chilon.

Aber der Cäsar, dessen Mut sich an der dreisten Sicherheit des Tigellinus wieder aufgerichtet hatte, brach in lautes Gelächter aus und rief, höhnisch auf den alten Griechen deutend: „Seht doch diesen Nachkommen des Achilles!“

Chilon sah wirklich entsetzlich angegriffen aus. Die wenigen Haare, die er noch hatte, waren vollständig weiß geworden, und sein Gesicht war in Angst und Unruhe erstarrt. Zuweilen schien er ganz verwirrt und nur halb bei sich zu sein. Oftmals gab er gar nicht acht, wenn er etwas gefragt wurde, und zeigte sich ein andermal wieder so unverschämt und ausfällig, daß die Augustianer vorzogen, ihn in Ruhe zu lassen. Solch ein Augenblick war jetzt wieder gekommen.

„Tu, was du willst, aber ich gehe nicht mehr zu den Spielen!“ rief er verzweiflungsvoll.

Nero schaute ihn eine Weile aufmerksam an, wandte sich dann zu Tigellinus und sagte: „Sorge dafür, daß sich dieser Stoiker in den Gärten in meiner Nähe befindet. Ich möchte sehen, was ihm die Fackeln für einen Eindruck machen.“

Chilon erschrak über die Drohung, die in Neros Stimme lag. „Ich werde nichts sehen, Herr,“ sagte er. „Ich bin nachtblind.“

Aber der Cäsar erwiderte mit vielfagendem Lächeln: „Diese Nacht wird taghell sein.“ Dann wandte er sich an die Augustianer und sprach mit ihnen über die Wettrennen, womit die Spiele schließen sollten.

Petronius trat zu Chilon, berührte seinen Arm und sagte: „Habe ich dir nicht vorhergesagt, daß du es nicht aushalten werdest?“

„Ich will mich betrinken!“ versetzte Chilon und streckte die Hand nach einem Becher Wein aus, vermochte jedoch nicht, ihn mit seiner zitternden Hand an die Lippen zu führen. Vatinius nahm ihm den Becher ab und fragte ihn mit neugierigem, aber angstvollem Gesicht:

„Sage mir, verfolgen dich die Furien?“

Der alte Mann starrte ihn mit offenem Mund eine Weile an, als ob er die Frage gar nicht verstanden hätte. Vatinius wiederholte:

„Sind die Furien hinter dir her?“

„Nein, aber vor mir steht die Nacht.“

„Wieso? Die Nacht? Die Götter seien dir gnädig! Was meinst du?“

„Eine schreckliche finstere Nacht, in der sich etwas bewegt und auf mich zukommt. Ich weiß nicht was, aber mir graut davor.“

„Ich habe immer an Zauberei geglaubt. Hast du Träume?“

„Nein, denn ich kann nicht schlafen. Ich habe nicht gehnt, daß sie so entseßlich bestraft würden.“

„Bedauerst du sie?“

„Warum vergießt ihr solche Ströme von Blut? Hast du nicht gehört, was jener Mann am Kreuz gerufen hat? Wehe uns!“

„Ich habe es gehört,“ erwiderte Vatinius. „Aber sie sind doch Brandstifter.“

„Das ist nicht wahr.“

„Und Feinde der Menschheit.“

„Das ist nicht wahr!“

„Und Brunnenvergifter.“

„Das ist nicht wahr!“

„Und Kindermörder.“

„Das ist nicht wahr!“

„Wie?“ fragte Vatinius sehr erstaunt. „Hast du nicht das alles selbst behauptet und sie Tigellinus in die Hände geliefert?“

„Eben darum umhüllt mich die schreckliche Nacht und kommt der Tod auf mich zu. Zuweilen meine ich, ich sei schon tot, und ihr alle ebenfalls.“

„Nein, sie sterben, und wir bleiben am Leben. Aber sage mir, was sehen sie, wenn sie sterben?“

„Christus.“

„Ihren Gott? Ist er mächtig?“

Aber Chilon antwortete mit einer Gegenfrage: „Was für Fackeln sollen in den Gärten brennen? Hast du gehört, was der Cäsar gesagt hat?“

„Ich habe es gehört, und ich weiß, was er meint. Die Verurteilten werden in mit Harz und Pech getränkte Gewänder gehüllt, an Pfähle gebunden und angezündet. Wenn nur ihr Gott kein gewaltiges Unglück über die Stadt hereinbrechen läßt; denn das ist eine entseßliche Marter.“

„Es wird aber dabei wenigstens kein Blut vergossen,“ erwiderte Chilon. „Halte mir doch den Becher an die Lippen; ich bin durstig und möchte trinken, aber ich verschütte den Wein mit meinen vor Alter zitternden Händen.“

Die andern unterhielten sich ebenfalls über die Christen, und Domitius Afer spottete über sie. „Sie sind so zahlreich, daß sie einen Bürgerkrieg heraufbeschwören könnten,“ sagte er. „Und ihr wißt, es wurde auch be-

fürchtet, sie könnten sich verteidigen, aber sie lassen sich abschlachten wie Schafe."

„Sie sollen es doch einmal anders versuchen!“ rief Tigellinus.

Hier fiel Petronius ein und sagte: „Du irrst dich, sie sind gewappnet.“

„Womit?“

„Mit Geduld?“

„Das ist eine neue Waffe.“

„Ja. Aber kannst du behaupten, daß sie wie gemeine Verbrecher sterben? Sie sterben, daß die als Verbrecher erscheinen, die sie dem Tod überliefert haben, also wir und das römische Volk.“

„Welch ein Unsinn!“ rief Tigellinus.

Die andern jedoch, von der Richtigkeit dieser Bemerkung betroffen, schauten einander an und wiederholten: „Ja, es ist etwas Merkwürdiges und Sonderbares um ihre Art zu sterben.“

„Ich sage euch, sie schauen dabei ihren Gott!“ rief Vatinius.

Darauf wandten sich mehrere Augustianer an Chilon und fragten: „He, alter Mann, du kennst sie, sag' uns, was sie sehen?“

Dem Griechen floß der Wein aus dem Mund auf seine Tunica, als er antwortete: „Die Auferstehung.“

Und er zitterte so, daß die Gäste, die in seiner Nähe saßen, in ein lautes Gelächter ausbrachen.

SECHZEHNTE KAPITEL

Schon eine Reihe von Nächten hatte Vinicius außer dem Hause zugebracht. Petronius vermutete, er habe einen neuen Plan gefaßt, Ligia aus dem Esquilinischen Kerker zu befreien, allein er mochte ihn nicht darum befragen, um ihm nicht Unglück zu bringen. Dieser unentwegte Zweifler war abergläubisch; seit es ihm mißlungen war, das Mädchen aus dem Mammertinischen Kerker zu befreien, glaubte er nicht mehr an seinen Stern.

Er versprach sich auch nicht viel Gutes von den Anstrengungen des Vinicius. Der Esquilinische Kerker, der in aller Eile in den Kellern der beim Brande eingerissenen Häuser eingerichtet worden war, konnte zwar nicht ganz so schrecklich sein wie das alte Tullianum beim Kapitol, aber er war viel sorgfältiger bewacht. Ligia sollte augenscheinlich für das Amphitheater am Leben erhalten werden und wurde sicherlich mit ganz besonderer Sorgfalt gehütet. Tigellinus hatte sie wohl für ein hervorragendes Schaustück

vorbehalten, noch schrecklicher als die andern, und Vinicius würde sich eher mit der Geliebten ins Verderben stürzen, als daß er sie befreien könnte.

Auch Vinicius hatte die Hoffnung aufgegeben, Ligia erretten zu können. Nur Christus allein konnte helfen. Er hatte nur noch den einzigen Wunsch, Ligia im Gefängnis zu besuchen. Er dachte daran, daß es Nazarius gelungen war, als Leichenträger verkleidet in den Mammertinischen Kerker zu kommen, und entschloß sich, daselbe zu versuchen.

Der Wächter der „Stinklöcher“, den er mit einer riesigen Summe Geldes bestochen hatte, setzte ihn endlich auf die Liste seiner Knechte, die er jede Nacht sandte, um die Leichen aus dem Gefängnis zu schaffen. Die Gefahr, entdeckt zu werden, war nur gering. Die Nacht, das Sklavengewand und die dürftige Beleuchtung im Kerker waren gute Verbündete. Und wer wäre auf den Gedanken gekommen, einen Patrizier unter den Menschen zu suchen, die nur durch die Sklaverei oder die äußerste Not zu dieser entsetzlichen Arbeit gezwungen wurden.

Als der erschte Abend kam, gürtete er freudig seine Lenden, band sich ein mit Terpentin getränktes Tuch um den Kopf und ging klopfenden Herzens mit den andern Trägern auf den Esquilin. Die Prätorianerwache machte ihm keine Schwierigkeit, denn er war mit dem richtigen Ausweis versehen, den der Centurio beim Schein einer Laterne prüfte. Die großen eisernen Tore öffneten sich, und sie traten ein.

Vinicius sah einen großen gewölbten Keller vor sich, durch den sie in eine Reihe anderer Keller gelangten, die spärlich erleuchtet und voll von Gefangenen waren. Viele davon lagen schlafend oder tot am Boden. Andere drängten sich um große Gefäße mit Wasser, aus denen sie gierig tranken, wie es Fieberkranke tun. Wieder andere saßen auf dem Boden, die Ellbogen auf die Knie und den Kopf in die Hände gestützt. Hie und da schmiegt sich schlafende Kinder eng an ihre Mutter an. Überall hörte man Stöhnen, das Achzen der Kranken, Schluchzen, geflüsterte Gebete, halblautes Singen frommer Lieder und das Fluchen der Gefangenenwärter. Die Luft in dem Kerker war dick von menschlicher Ausdünstung und Leichengeruch. In der Tiefe der Gewölbe kauerten dunkle Gestalten. Näher bei dem schwachen Licht waren blasse, entsetzte Gesichter zu unterscheiden, abgezehrt, leichenhaft, mit fieberglänzenden Augen. Einige flehten um Wasser, andere um den Tod. Und dennoch war dieses Gefängnis nicht so entsetzlich wie das alte Tullianum. Bei diesem Schreckensanblick fühlte Vinicius seine Knie zittern, und ihm stockte der Atem. Beim Gedanken, daß sich Ligia inmitten dieses Elends und dieser Schrecknisse befinde, sträubten sich ihm die Haare auf dem Kopf, und mit Mühe unterdrückte er einen Aufschrei der Verzweiflung. Das Amphitheater, die Zähne der wilden

Tiere, das Kreuz, alles war besser als dieses schaudervolle Gefängnis mit seiner verpesteten Luft, in dem aus allen Ecken der flehende Ruf ertönte: „Führt uns zum Tode!“

Vinicius krallte sich die Nägel in die Handflächen. Er fühlte, wie ihm schwach wurde und daß er fast die Besinnung verlor. Alles, was er bisher gelitten hatte, all seine Liebe und sein Schmerz wurden zu einer einzigen gewaltigen Todessehnsucht.

In diesem Augenblick fragte der Aufseher der Leichengruben: „Wie viele Tote sind es heute?“

„Etwa ein Duzend,“ versetzte der Gefängniswärter. „Bis zum Morgen werden es aber noch mehr sein, denn verschiedene liegen in den letzten Zügen.“

Er schimpfte über die Frauen, daß sie ihre toten Kinder verbargen, um sie so lange als möglich vor den Stin Klöchern zu bewahren. Sterbe jemand, so sei es immer erst am Geruch zu merken, beklagte er sich weiter, und dadurch werde die Luft immer mehr verpestet. „Lieber wäre ich in einem der Slavengefängnisse auf dem Lande, statt hier zusehen zu müssen, wie diese Hunde bei lebendigem Leib verfaulen.“ Doch der Aufseher der Leichengruben tröstete ihn und sagte, was er zu tun habe, sei auch nicht besser.

Inzwischen hatte sich Vinicius wieder gefaßt und schaute sich im Gefängnis um. Aber er suchte Ligia vergebens und fürchtete schon, sie in diesem Leben nicht mehr wiederzusehen. Verschiedene Keller waren durch neu angelegte Gänge miteinander verbunden; die Leichenträger traten jedoch nur in die Keller ein, in denen Leichen abzuholen waren. Schon fürchtete Vinicius, all seine Mühe sei vergebens gewesen, als ihm sein jetziger Herr zu Hilfe kam.

„Alle Leichen müssen sofort entfernt werden,“ sagte er. „Durch sie verbreitet sich die Ansteckung am meisten. Wenn ihr nicht besser Achtung gebt, sterbt ihr mit den Gefangenen.“

„Wir sind nur zehn Mann in all den Kellern,“ entgegnete der Gefängniswärter. „Und wir müssen doch auch schlafen.“

„Ich lasse euch vier von meinen Leuten hier, die sollen während der Nacht alle Keller durchsuchen und jeden Todesfall sofort melden.“

„Wenn du das tußt, trinken wir morgen eins zusammen. Aber jede Leiche muß erst untersucht werden. Wir haben den Befehl, jeder den Hals zu durchschneiden und sie dann sofort nach den Gruben zu schaffen.“

„Schön, und bei dem Trunk morgen bleibt es,“ erwiderte der Aufseher. Dann suchte er vier Mann aus, darunter Vinicius; die übrigen mußten die Leichen auf die Bahren laden. Vinicius atmete tief auf, denn nun war er sicher, Ligia zu finden. Zuerst untersuchte er das vorderste Gemölde,

schaute in alle finsternen Ecken und betrachtete aufmerksam alle die Gestalten, die mit Lumpen zugedeckt an den Mauern schliefen. Er ging zu den Schwerkranken, die in einer Ecke beisammen lagen; aber Ligia fand er nicht. Auch im zweiten und dritten Keller suchte er sie vergebens.

Die Nacht war inzwischen vorgeschritten und alle Leichen waren hinausgetragen. Die Gefangenenträger legten sich in den Gängen bei den Gewölben schlafen. Die Kinder hatten sich müde geweint und waren still geworden. Nichts mehr war zu hören als schweres Atmen und geflüsterte Gebete.

Vinicius ging mit seiner Fackel in das vierte Gefängnis, das viel kleiner war als die übrigen, und setzte auch hier sein Suchen fort. Plötzlich fing er an zu zittern, denn er meinte, nahe bei einem Gitter in der Wand die Riesengestalt des Ursus zu erkennen. Er löschte seine Fackel, trat zu ihm und sagte: „Bist du es, Ursus?“

„Wer bist du?“

„Erkennst du mich nicht?“ fragte der junge Mann.

„Du hast die Fackel gelöscht, wie kann ich dich da erkennen?“

In diesem Augenblick erschaute Vinicius Ligia, die auf einem Mantel dicht an der Mauer lag, und kniete ohne ein weiteres Wort bei ihr nieder. Da erkannte ihn Ursus und sagte: „Gelobt sei Christus! Aber wecke sie nicht, Herr.“

Durch seine rinnenden Tränen betrachtete Vinicius die Geliebte. Trotz der Dunkelheit konnte er ihr Gesicht unterscheiden, das weiß war wie Alabaster, und ihre abgeehrten Arme. Eine Welle innigster Liebe überflutete seine Seele bis in ihre tiefsten Tiefen, getragen von Mitleid, Erbarmen und Verehrung, und er fiel auf sein Gesicht und presste seine Lippen an den Saum des Mantels, auf dem sie lag, die ihm so unendlich teuer war.

Schweigend betrachtete ihn Ursus lange Zeit. Endlich zupfte er ihn an seiner Tunica. „Herr, wie bist du hereingekommen?“ fragte er. „Und bist du da, um sie zu erretten?“

Vinicius erhob sich und rang eine Weile mit seiner Rührung. „Zeige mir Mittel und Wege!“ sagte er dann.

„Ich dachte, die hättest du gefunden, Herr. Ich weiß nur einen einzigen Weg.“ Damit blickte er zu der vergitterten Oeffnung hinauf und sagte dann als Antwort für sich selbst: „Ja, aber draußen stehen Soldaten.“

„Eine Hundertschaft Prätorianer.“

„Und an denen kommen wir nicht vorbei?“

„Nein.“

Der Ligier rieb sich die Stirn und fragte abermals: „Wie bist du hereingekommen?“

„Ich habe einen Ausweis vom Aufseher der Leichengruben.“

Plötzlich hielt er inne, als wäre ihm ein neuer Gedanke gekommen. „Bei den Leiden des Erlösers!“ rief er rasch. „Ich will hier bleiben! Sie soll meinen Ausweis nehmen, ihren Kopf in ein Tuch wickeln, sich in einen Mantel hüllen und so hinausgehen. Unter den hier beschäftigten Sklaven sind verschiedene junge Knaben, die Prätorianer werden sie nicht erkennen, und wenn sie in das Haus des Petronius geht, wird er sie in Obhut nehmen.“

Der Ligier ließ den Kopf auf die Brust sinken und sagte: „Darein wird sie nicht willigen, denn sie liebt dich. Außerdem ist sie krank und kann nicht allein stehen. Wenn du und der edle Petronius sie nicht retten können, wer vermag es dann?“

„Mur Christus allein.“

Nun schwiegen beide. Der Ligier dachte in seinem einfachen Sinn: „Christus könnte uns alle erretten, und da er es nicht tut, so ist augenscheinlich die Stunde des Leidens und des Todes gekommen.“ Für seine eigene Person beugte er sich unter dies Schicksal, aber das teure Kind, das unter seinem Schutz groß geworden war und das er über alles in der Welt liebte, jammerte ihn.

Wieder kniete Vinicius neben Ligia nieder. Blasse Mondstrahlen stahlen sich durch das Gitter in der Wand und gaben ein besseres Licht als das kleine Lämpchen, das über dem Eingang schwankte. Ligia schlug die Augen auf, legte ihre fieberheiße Hand auf die des Vinicius und sagte:

„Ich sehe dich. Ich wußte, daß du kommen würdest.“

Er ergriff ihre Hände, hob die leichte Gestalt ein wenig auf und preßte sie an sein Herz. „Ja, ich bin gekommen, Geliebte!“ sagte er. „Möge Christus über dir wachen und dich erretten.“

Er vermochte vor Jammer nicht weiterzureden, aber er mühte sich, ihr seine Qual zu verbergen.

„Ich bin krank, Marcus,“ sagte Ligia. „Ich muß sterben, entweder hier oder in der Arena. Ich habe darum gebetet, dich noch einmal sehen zu dürfen, ehe ich sterbe, und Christus hat mein Gebet erhört.“

Unfähig, auch nur ein Wort zu sagen, drückte sie Vinicius erneut an sein Herz, und sie fuhr fort: „Vom Fenster im Tullianum aus habe ich dich gesehen, und ich wußte, daß du gerne hereinkommen wolltest. Und jetzt hat mir der Heiland für einen Augenblick das Bewußtsein wiedergeschenkt, so daß wir einander Lebewohl sagen können. Bald gehe ich zu ihm, Marcus, aber ich liebe dich und werde dich ewig lieben.“

Mit großer Anstrengung nahm sich Vinicius zusammen. Er unterdrückte seinen Schmerz und sprach mit mühsam beherrschter Stimme: „Nein, Geliebte, du sollst nicht sterben. Der Apostel hat mir befohlen, Glauben zu

haben, und hat mir versprochen, für dich zu beten. Christus wird barmherzig sein, sein Gebet erhören und deinen Tod nicht wollen."

Sie schwiegen beide; das kleine Lämpchen über dem Eingang erlosch, aber der helle Mondschein strömte durch die Öffnung der Mauer. In einer Ecke weinte ein Kind und beruhigte sich dann wieder. Von draussen herein drangen die Stimmen der Prätorianer.

"Ach, Marcus!" fing Ligia wieder an. "Christus selbst hat gebetet: 'Laß diesen Kelch an mir vorübergehen', und hat ihn dennoch getrunken und ist am Kreuz gestorben. Und nun sterben Tausende um seines Namens willen. Warum sollte ich allein verschont werden? Wer bin ich denn, Marcus? Als die Prätorianer kamen, um uns abzuholen, habe ich mich vor der Marter und dem Tod gefürchtet, aber jetzt fürchte ich mich nicht mehr. Sieh, wie schrecklich ist dieses Gefängnis; ich aber gehe in den Himmel ein. Daran denke. Dort ist der Heiland, und bei ihm gibt es keinen Tod. Bedenke, wie selig ich bei ihm sein werde. Und bedenke, Geliebter, daß du mir zu ihm nachkommen wirst."

Sie hielt inne, um Atem zu schöpfen, und führte dann seine Hand an ihre Lippen. "Marcus!" sagte sie.

"Was, Geliebte?"

"Weine nicht um mich. Mein Leben war zwar nur kurz, aber Gott hat mir deine Seele geschenkt. Ich möchte Christus sagen können, daß du, obgleich du meinen Tod hast schauen müssen und in Kummer und Leid zurückgeblieben bist, dennoch nicht gegen Seinen Willen gemurrt und Ihn stets geliebt hast. Willst du Ihn lieben und meinen Tod mit Geduld leiden? Dann wird Er uns wieder vereinigen. Ich liebe dich, und ich möchte in Ewigkeit bei dir sein."

Wieder mußte sie Atem schöpfen und sagte dann in kaum vernehmbarem Flüstern: "Versprich mir dies, Marcus."

Mit bebenden Armen umfing sie Vinicius. "Ich verspreche es dir — bei deinem mir heiligen Haupte," erwiderte er.

Im blassen Mondschein sah er ihr Gesicht aufstrahlen; nochmals hob sie seine Hand an ihre Lippen und flüsterte: "Ich bin dein Weib!"

Draußen erhob sich unter den Prätorianern ein lauter Streit. Diese beiden aber vergaßen das Gefängnis, die Wache und die ganze Welt und erhoben ihre Seelen in brünstigem Gebet.

SIEBZEHNTES KAPITEL



rei Tage oder besser gesagt drei Nächte lang störte nichts den Frieden des liebenden Paares. Nachdem die Arbeit vollbracht, die Toten von den Lebenden entfernt, die Schwerverkranken besonders gebettet waren und die müden Gefängniswärter sich in den Gängen schlafen gelegt hatten, begab sich Vinicius in den Kerker, in dem Ligia lag, und blieb bis zum Tagesanbruch bei ihr. Sie lehnte ihr Haupt an seine Brust, und mit leiser Stimme sprachen sie von Liebe und Tod. Ganz allmählich wandten sich ihre Gedanken und ihre Reden immer mehr vom Leben ab, und sie verloren endlich völlig das Gefühl von seiner Wirklichkeit.

Nur von Zeit zu Zeit wurde Vinicius von Schmerz wie von einem Sturm geschüttelt, oder es durchblühte ihn neue Hoffnung, geboren aus der Liebe zu Christus und dem Glauben an die Barmherzigkeit des Gekreuzigten; aber auch seine Seele machte sich immer mehr von allem Irdischen frei. Wenn er morgens das Gefängnis verließ, erschien ihm die Welt, die Stadt und das ganze Leben nur wie ein Traum. Alles war weit weg von ihm, fremd, leer und nichtig. Selbst die Marter hörte auf, ihm Entsetzen einzujagen, denn es erschien möglich, sie zu erdulden und die Seele dabei auf ganz anderes zu richten. Beide hatten sie das Gefühl, schon in die Ewigkeit eingegangen zu sein, und redeten von ihrem Leben in liebender Vereinigung jenseits des Grabes. Wenn je ihre Gedanken zu irdischen Dingen zurückkehrten, so war es wie bei Leuten, die vor einer weiten Reise stehn und ihre Vorbereitungen treffen. Ihr einziger Wunsch war, nicht getrennt zu werden, und obschon sie noch auf Erden weilten, fiel doch aller Erdenstaub von ihnen ab.

Petronius war erstaunt, in den Gesichtszügen des Vinicius einen Ausdruck der Ruhe, ja einer wunderbaren Heiterkeit zu entdecken, den er dort noch niemals wahrgenommen hatte. Zuweilen bildete er sich ein, Vinicius müsse einen Rettungsplan eronnen haben, und es kränkte ihn, daß er nicht ins Vertrauen gezogen wurde. Endlich hielt er es nicht länger aus und sagte:

„Du siehst aus wie ein ganz anderer Mensch. Habe doch keine Geheimnisse vor mir; ich will und ich kann dir helfen. Was hast du für einen Plan?“

„Ja, ich habe einen Plan, du kannst mir aber nicht dabei helfen,“ antwortete Vinicius. „Nach ihrem Tod will ich bekennen, daß ich Christ bin, und dann werde ich ihr nachfolgen.“

„Dann hast du also keine Hoffnung mehr?“

„Doch. Christus wird sie mir wiedergeben, und dann wird uns nichts mehr scheiden.“

Ungeduldig und mit einem Ausdruck der Mißbilligung lief Petronius im Zimmer auf und ab. „Denke an deine Worte, als es uns mißlungen war, sie aus dem Tullianum zu befreien. Ich hatte alle Hoffnung auf ihre Befreiung aufgegeben, du aber sagtest: ‚Ich glaube immer noch, daß Christus sie mir wiedergeben wird.‘ So soll er sie dir doch jetzt wiedergeben! Wenn ich einen kostbaren Becher ins tiefe Meer werfe, kann mir ihn keiner unserer Götter wiederschaffen. Wenn dein Gott ebenso machtlos ist, warum sollte ich ihn dann vor unsern alten Göttern verehren?“

„Aber er wird sie mir wiedergeben!“ behauptete Vinicius.

Petronius machte wieder eine ungeduldige Bewegung. „Weißt du, daß morgen der Garten des Cäsar mit Christen als Fackeln erleuchtet wird?“ fragte er.

„Morgen!“ wiederholte Vinicius, und angesichts der nahen und schrecklichen Wirklichkeit erbebte sein Herz in Furcht und Schauern. Er bedachte, daß diese Nacht vielleicht die letzte sei, die er mit Ligia zusammen verbringen könne, darum verabschiedete er sich schnell von Petronius und eilte, um sich von dem Aufseher der Leichengruben seinen Ausweis zu holen. Aber ihm stand eine große Enttäuschung bevor, denn der Aufseher verweigerte ihm den Ausweis.

„Vergib mir, Herr,“ sagte er. „Ich habe für dich getan, was ich konnte, aber ich kann nicht mein Leben aufs Spiel setzen. Heute nacht werden die Christen in die Gärten des Cäsar gebracht. Das Gefängnis ist voll von Soldaten und Beamten. Wenn du erkannt würdest, so wäre ich mit meiner ganzen Familie verloren.“

Vinicius sah wohl ein, daß da nichts zu machen war. Er hoffte aber, daß ihn die Soldaten, die ihn immer hatten ein- und ausgehen sehen, auch ohne Ausweis einlassen würden, darum kleidete er sich, als die Nacht kam, in die Tunica, die er immer getragen hatte, und machte sich mit verhülltem Kopf auf den Weg zum Gefängnis. Dort aber mußte er die Entdeckung machen, daß heute die Ausweise viel strenger als jemals geprüft wurden. Und mehr noch, der die Wache befehlende Centurio, ein strenger und dem Kaiser blind ergebener Soldat, erkannte ihn. Aber augenscheinlich schlug unter seinem Panzer doch noch ein mitleidiges Herz. Anstatt mit seinem Speer auf dem Schild Alarm zu schlagen, zog er Vinicius auf die Seite und sagte:

„Geh nach Hause, Herr! Ich erkenne dich, aber ich will deinen Tod nicht und werde schweigen. Einlassen kann ich dich nicht. Mach dich fort von hier, und möchten die Götter dich trösten.“

„Wenn du mich nicht einlassen kannst, so erlaube mir wenigstens, hier zu bleiben und die zu betrachten, die hinausgeführt werden.“

„Dagegen habe ich keinen Befehl,“ erwiderte der Centurio.

Vinicius stellte sich beim Thor auf und wartete auf die Gefangenen. Endlich um die Mitternachtsstunde öffneten sich die Tore, und lange Reihen von Gefangenen erschienen, Männer, Weiber und Kinder, von schwer bewaffneten Soldaten begleitet. Der Vollmond leuchtete hell, und es war leicht, nicht nur die Gestalten, sondern auch die Gesichter der Unglücklichen zu unterscheiden. Sie gingen paarweise, in einem langen, traurigen Zug, und die herrschende Stille wurde nur durch das Klirren der Waffen unterbrochen. So viele wurden herausgeführt, daß es schien, als müßten diese Gefängnisse vollständig geleert sein.

Gegen Ende des Zuges erkannte Vinicius den Arzt Glaucus. Aber weder Ligia noch Ursus erblickte er unter den Verurtheilten.

ACHTZEHNTES KAPITEL



Noch vor Anbruch der Dämmerung wälzte sich schon ein wahrer Menschenstrom zu den Gärten des Cäsars hinaus. Die festlich gekleidete, mit Kränzen geschmückte, ausgelassene, jauchzende und vielfach bereits betrunkene Menge freute sich auf das neue, herrliche Schauspiel. Der Ruf: „Lebende Fackeln!“ erscholl auf allen Straßen. Es waren zwar schon früher Menschen in Rom lebendig verbrannt worden, aber noch niemals in so großer Anzahl.

Der Cäsar und Tigellinus hatten den Wunsch, endlich mit den Christen aufzuräumen, und wollten auch der Seuche ein Ende machen, die anfang, sich von den Gefängnissen aus durch die ganze Stadt zu verbreiten. Sie hatten darum den Befehl erteilt, alle Kerker zu leeren; nur noch wenige, für die Schlußvorstellung bestimmte Verurtheilte wurden zurückbehalten. Als die Menge die Gärten betrat, war das Staunen allgemein. Alle Haupt- und Nebenwege, die zwischen Baumgruppen und breiten Rasenflächen, Gehölzen, Teichen mit Inseln und Blumenbeeten hinführten, waren auf beiden Seiten mit pechgetränkten Pfählen bepflanzt, an die Christen gebunden waren. Auf den Anhöhen, wo der Blick nicht durch Bäume behindert war, standen ganze Reihen solcher Pfähle, und sie sowohl, wie die daran Gefesselten, waren mit Efeu und Blumen geschmückt. Ihre Anzahl übertraf die kühnsten Erwartungen. Es schien, als sei ein ganzes Volk an die Pfähle

gebunden worden, um dem Kaiser und den Römern ein Fest zu verherrlichen. Gruppen von Zuschauern blieben vor einzelnen der Opfer stehen, die ihnen durch ihre Gestalt, ihr Geschlecht, ihr Alter oder ihre Jugend aufriefen. Sie betrachteten die Gesichter und den Blumenschmuck, schritten weiter zu andern Pfählen und fragten sich kopfschüttelnd, ob dies wirklich lauter Schuldige sein könnten, und ob Kinder, die noch nicht gehen konnten, in der Tat Rom in Brand gesteckt hätten? Und das Erstaunen verwandelte sich allmählich in eine gewisse Angst und Unruhe.

Inzwischen war es dunkel geworden, und die ersten Sterne tauchten am Himmel auf. Neben jedes Todesopfer stellte sich ein Sklave mit einer brennenden Fackel in der Hand. Als von verschiedenen Seiten Trompetenstöße ertönten, hielt jeder seine Fackel an den Fuß des Pfahles. Das dort aufgehäufte, unter Blumen versteckte pechgetränkte Stroh fing sofort Feuer; die Flammen wurden rasch größer, verzehrten die Blumen und leckten zu den Füßen der Opfer empor. Die Zuschauer verstummten. Die Gärten widerhallten von einem gewaltigen Stöhnen und von lauten Schmerzensschreien. Viele der Opfer jedoch erhoben ihre Augen zum sternbesäten Himmel und stimmten Lieder zum Lobe Christi an. Erstaunt horchte das Volk, und selbst die versteinerten Herzen fühlten sich von Mitleid bewegt, wenn an den kleineren Pfählen von jammervollen Kinderstimmen der herzzerreißende Ruf: „Mutter! Mutter!“ ertönte. Sogar die Betrunknen schauderten, wenn sie die von Schmerz verzerrten unschuldigen Kindergesichter sahen, halberstickt von dem beißenden Rauch. Und die Flammen lohten höher auf und beleuchteten Baumgruppen, Rasenflächen und Blumenbeete, und der Wasserspiegel der Teiche warf ihren Schein zurück. Überall war es tageshell. Der Geruch verbrannten Fleisches erfüllte die Gärten, aber schon warfen Sklaven in die zwischen den Pfählen aufgestellten Räucherpfannen Myrrhen und Aloe. Laute Schreie ertönten aus der Menge, ob des trunkenen Entzückens oder des Mitleids, wer wollte es sagen? Diese Schreie schwellen an mit den Flammen, die an ihren Opfern immer höher lohten, ihre Brust erreichten, mit ihrem heißen Hauch ihre Haare versengten, ihr Gesicht beleckten und schwärzten, und schließlich über ihren Köpfen zusammenschlugen, als müßten sie den Sieg des Nachwillens verkünden, der sie angesteckt hatte.

Mit dem Beginn des Schauspiels war der Cäsar erschienen, auf einer von vier Schimmeln gezogenen prachtvollen Quadriga, als Wagenlenker in die Farben der Grünen verkleidet, der Partei, wozu der Hof gehörte. Hinter ihm fuhren noch andere Wagen mit Höflingen in prächtigen Gewändern, Senatoren, Priestern, Bacchanten, mit Kränzen auf den Köpfen und Weinpokalen in den Händen, halb betrunken und wilde Schreie aus-

stosend. Sie hatten als Faune verkleidete Musikanten bei sich, die auf den verschiedensten Instrumenten spielten. Um diese Wagen liefen Menschen, die mit Bändern geschmückte Stäbe schwangen; andere wieder schlugen die Trommel oder streuten Blumen.

Dieser glänzende Zug wälzte sich, „Evoe!“ schreiend, durch die breitesten Wege der Gärten, mitten durch den Rauch und die lebenden Fackeln. Der Cäsar, der Tigellinus und Chilon, dessen Entsetzen ihn belustigte, neben sich behielt, ließ seine Pferde Schritt gehen, betrachtete die brennenden Menschenleiber und horchte auf das Geschrei des Volkes. Auf seinem hohen goldenen Wagen, umgeben von einer dicht gedrängten Menschheit, die sich bis zum Boden vor ihm verneigte, mit dem Siegerkranz auf dem Haupte, war er erhaben über Höflinge und Volk. Er schien zu Riesengröße anzuwachsen. Seine gewaltigen Arme, die die Zügel führten, schienen ausgestreckt zu sein, um das Volk zu segnen. Ein Lächeln umspielte seine Lippen und seine zwinkernden Augen. Wie die Sonne oder wie ein Gott strahlte er über der Menge, schrecklich, aber herrlich und gewaltig.

Zuweilen hielt er an, um das krampfhaft verzerrte Gesicht eines Kindes oder ein junges Mädchen, an dem die Flammen emporzüngelten, näher zu betrachten, und fuhr dann weiter, hinter ihm der wilde, ausgelassene Zug. Von Zeit zu Zeit neigte er sich grüßend vor dem Volke, zog dann wieder die goldenen Zügel an und sprach nach rückwärts gewendet mit Tigellinus. An dem großen Springbrunnen angelangt, der den Kreuzungspunkt zweier Hauptwege schmückte, stieg er ab, winkte seinem Gefolge und mischte sich unter die Menge.

Mit Zurufen und Beifallklatschen wurde er begrüßt. Die Bacchanten, die Nymphen, die Senatoren und Augustianer, Priester, Faune und Soldaten umschwärmten ihn in einem erregten Kreise. Er aber, mit Tigellinus an der einen und Chilon an der andern Seite, schritt um den Springbrunnen, der rings mit lebenden Fackeln umgeben war.

Bei jeder einzelnen blieb er stehen, machte Bemerkungen über die Opfer oder verhöhnzte den alten Griechen, dessen Gesicht von Schrecken und Entsetzen verzerrt war. Zuletzt blieb er vor einem hohen mit Efeu und Myrten geschmückten Mast stehen. Die roten Feuerzungen hatten die Knie des Opfers erreicht, aber das Gesicht, das der Rauch der frisch versengten Zweige und Blumen verhüllte, war nicht zu erkennen. Nach einer kleinen Weile jedoch wehte ein Windhauch den Rauch zur Seite und enthüllte das Gesicht eines alten Mannes mit tief auf die Brust herabhängendem weißem Bart.

Bei diesem Anblick krümmte sich Chilon wie eine verwundete Schlange

und stieß einen Schrei aus, mehr wie das Krächzen eines Raben: „Glaufus! Glaufus!“

Ja, das war das Gesicht des Glaufus, das ihn von dem Feuerpfahl herab anstarrte.

Der Arzt lebte noch. Sein Gesicht drückte Schmerz aus, und er hatte den Kopf vorgestreckt, als wolle er zum letztenmal seinem Verfolger nah ins Gesicht sehen, dem Menschen, der ihn verraten und seines Weibes und seiner Kinder beraubt, einen Mörder gegen ihn gedungen und ihn, nachdem er ihm dies alles vergeben, in die Hände seiner Peiniger ausgeliefert hatte. Noch niemals war einem Menschen von einem andern so blutiges, so himmelschreiendes Unrecht angetan worden. Und nun starb das Opfer am Feuerpfahl, und der Verfolger stand zu seinen Füßen. Glaufus schaute dem Griechen gerade in die Augen. Zuweilen hüllte ihn der Rauch ein, aber wenn der Wind ihn verwehte, sah Chilon wieder diesen Blick auf sich gerichtet. Er versuchte zu fliehen, vermochte es aber nicht; seine Füße waren wie Blei, und es war ihm, als halte ihn eine unsichtbare Hand vor diesem Pfahle fest. Er war wie versteinert; irgend etwas in ihm war gerissen. Er war übersatt von Blut und Martern, er fühlte sein Ende herannahen, und alles verschwand — der Cäsar, der Hof, die Menge des Volkes. Eine schwarze, schreckliche Leere umgab ihn, in der nichts mehr zu sehen war als die auf ihn gerichteten starren Augen des Märtyrers, die ihn vor Gott forderten. Glaufus neigte den Kopf immer mehr und starrte ihn unverwandt an. Alle Umstehenden errieten, daß zwischen diesen beiden etwas Besonderes vorgehe. Das Gelächter erstarb auf ihren Lippen, denn das Gesicht Chilons sah fürchterlich aus. Es war so von Dual und Angst verzerrt, als ob er selber im Feuer brenne. Mählich taumelte er, und flehend seine Arme ausstreckend, rief er mit schrecklicher und herzzerreißender Stimme:

„Glaufus, im Namen Christi, vergib mir!“

Ringsum tiefe Stille; ein Schauer durchrieselte die Umstehenden, und aller Augen hoben sich unwillkürlich zu Glaufus empor. Der Kopf des Märtyrers bewegte sich ein wenig, dann tönte vom Mast herab eine Stimme wie ein Stöhnen:

„Ich vergebe dir.“

Chilon fiel auf sein Gesicht nieder und heulte auf wie ein wildes Tier. Er griff mit seinen Händen in den Sand und streute ihn sich auf den Kopf. Inzwischen lohten die Flammen auf und beleckten dem Glaufus Brust und Kopf. Auch der Myrtenkranz auf seinem Kopf fing an zu brennen, und die Bänder, die die Spitze des Pfahles schmückten, flammten auf. Nach einiger Zeit erhob sich Chilon mit einem so veränderten Gesicht, daß er den Augustianern ein ganz anderer Mensch zu sein schien. Seine Augen leuch-

teten in Verzücung. Der Grieche, der eben noch ganz hilflos erschienen war, sah jetzt aus wie ein Priester, der seines Gottes voll ist und sich anschickt, neue Wahrheiten zu verkünden.

„Was ist los? Ist er verrückt geworden?“ fragten viele Stimmen.

Chilon aber wandte sich an die Menge und rief, die rechte Hand ausstreckend, mit so lauter Stimme, daß alles ihn hörte:

„Du römisches Volk! Ich schwöre dir, daß hier Unschuldige sterben. Seht her, hier steht der Brandstifter!“ Und sein Finger deutete auf Nero.

Tiefe Stille ringsum. Die Höflinge standen wie versteinert. Chilon blieb mit ausgestrecktem Arm stehen, und sein Finger deutete unverwandt auf Nero. Plötzlich brach ein Toben los. Alles drängte sich auf den alten Mann zu, um ihn deutlicher zu sehen. Hier und da ertönte der Ruf: „Ergreift ihn!“ oder es erscholl ein Stöhnen: „Weh uns, wehe!“ Aus der Menge wurde gepfeifen und geschrien: „Kotkopf! Muttermörder! Brandstifter!“ Der Tumult wurde immer schlimmer. Die Bacchanten suchten mit wildem Geschrei Schuß hinter den Wagen. Durchgebrannte Pfähle, die niederstürzten, verstreuten Feuerfunken und vermehrten dadurch noch die Verwirrung. Die blinde zusammengebrängte Volksmenge riß Chilon mit sich in den Hintergrund des Gartens.

Jetzt waren überall die Pfähle durchgebrannt, stürzten um, fielen über die Wege und füllten sie mit Rauch, Funken und dem Geruch verbrannten Holzes und Menschenfleisches. Sie erloschen allmählich, und es wurde finstern. Die entsetzte Menge drängte den Thoren zu. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich, was geschehen war, und wurde verändert und ausgeschmückt, während es von Mund zu Mund ging. Einige behaupteten, der Cäsar sei ohnmächtig geworden, andere, er habe bekannt, daß er selbst den Befehl gegeben habe, Rom anzuzünden, wieder andere, er sei ernstlich erkrankt und sterbend in einem Wagen weggeführt worden. Hier und da vernahm man Stimmen der Teilnahme für die Christen. „Warum dies Blutvergießen, wenn sie doch Rom nicht angezündet haben? Warum diese ungerechten Martern? Würden nicht die Götter die Unschuldigen rächen, und durch welche Sühnopfer waren sie wohl zu versöhnen?“ Immer häufiger hörte man die Christen als unschuldig bezeichnen. Die Frauen flossen über vor Mitleid mit den Kindern, die in Mengen den wilden Tieren vorgeworfen oder gekreuzigt oder lebendig in diesen verfluchten Gärten verbrannt worden waren. Und schließlich verwandelte sich diese Teilnahme in Verwünschungen gegen den Cäsar und Tigellinus. Endlich gab es auch Leute, die sich selbst und andern die Frage stellten: „Was ist das für ein Gott, der solche Kraft verleiht, Marter und Tod zu erdulden?“ und diese begaben sich sehr nachdenklich nach Hause.

Chilon irrte in den Gärten umher und wußte nicht, was er anfangen sollte. Nun war er wieder ein hilfloser alter Mann. Einmal stolperte er über einen halbverbrannten Körper, dann trat er in glühende Asche, daß ein Funkenregen ihn umsprühte, dann wieder setzte er sich und starrte mit leeren, ausdruckslosen Blicken um sich. In den Gärten war es finster geworden, und nur der blasse Mond beleuchtete noch die Wege, und die darüber hingestürzten Pfähle mit den halbverbrannten Körpern erschienen in seinem Licht wie formlose Klumpen. Aber der alte Grieche meinte auch im Mondschein immer noch die Augen des Glaukus starr auf sich gerichtet zu sehen. Er scheute darum das Mondlicht und suchte sich im Schatten zu bergen. Endlich jedoch trat er wieder daraus hervor und wandte seine Schritte, wie von einer geheimen Macht getrieben, dem Springbrunnen zu, bei dem Glaukus sein Leben ausgehaucht hatte. Da berührte eine Hand seine Schulter. Chilon drehte sich rasch um, und als er einen ihm Unbekannten erblickte, rief er voll Entsetzen: „Wer bist du?“

„Ich bin Paulus von Tarsus, der Apostel.“

„Ich bin verdammt. Was willst du von mir?“

„Ich will dich retten.“

Chilon lehnte sich an einen Baum. Seine Knie bebten, und kraftlos hingen seine Arme herunter. „Für mich gibt es keine Rettung,“ sagte er verzweifelt.

„Hast du nicht gehört, daß Christus selbst dem Schwächer am Kreuz vergeben hat?“ fragte Paulus.

„Weißt du, was ich getan habe?“

„Ich habe deinen Jammer gesehen und habe gehört, wie du für die Wahrheit Zeugnis abgelegt hast. Der Diener Christi hat dir in seiner Todesqual verziehen, warum soll dir da Christus nicht auch vergeben?“

Chilon schlug die Hände vors Gesicht. „Vergebung, Vergebung, selbst für mich?“ rief er.

„Unser Gott ist ein Gott der Gnade,“ sagte der Apostel.

„Selbst für mich?“ wiederholte Chilon und stöhnte wie ein Mensch, der zu schwach ist, seinen Schmerz zu unterdrücken.

„Nimm meinen Arm und komm mit mir,“ sagte Paulus und führte Chilon weiter dem Springbrunnen zu. „Unser Gott ist ein Gott der Gnade,“ wiederholte er. „Wenn du am Ufer des Meeres stündest und Kieselsteine hineinwürfest, könntest du so seine Tiefen ausfüllen? Ich sage dir, die Gnade Christi ist ein Meer, und die Sünden und Übertretungen der Menschen verschwinden wie Kieselsteine. Du hast Qualen gelitten vor dem Feuerpfahl des Glaukus, und Christus hat dein Leiden gesehen. Ohne Rücksicht auf das, was dir der Morgen bringen kann, hast du gesagt: „Da

steht der Brandstifter!“ Christus wird deiner Worte gedenken. Das Böse und die Falschheit in dir sind ausgelöscht, und nur Reue und Leid sind zurückgeblieben. Komm mit mir und höre, was ich sage. Ich bin der Mann, der Christus gehaft hat. Da ist Er mir erschienen und hat mich zu seinem Dienst berufen. Jetzt hat er dich heimgesucht mit Furcht und Reue und großem Leid und will dich dadurch zu sich rufen. Du hast ihn gehaft, aber Er liebt dich. Du hast die, so ihm nachfolgen, der Marter überliefert, aber er will dir vergeben und dich erlösen.“

Mit diesen Worten geleitete er ihn zu dem Springbrunnen, dessen Silberstrahl im Mondlicht glänzte. Hier war es still, denn Sklaven hatten an dieser Stelle schon die Pfähle und die Körper der Märtyrer weggeschafft.

Mit tiefem Stöhnen fiel Chilon auf die Knie nieder, schlug die Hände vors Gesicht und blieb regungslos liegen. Paulus aber blickte hinauf zu den Sternen und betete:

„O Herr, sieh diesen Elenden, seinen Schmerz, seine Tränen und seine Zerknirschung! Herr der Gnade, der du dein Blut für unsere Sünden vergossen hast, um deines Leidens, deines Todes und deiner Auferstehung willen, vergib ihm!“

Noch lange Zeit blieb er so im Gebet versunken. Da ertönte zu seinen Füßen aus tiefstem Herzensgrunde ein Stöhnen:

„Christe! — Christe, vergib mir!“

Paulus trat zu dem Springbrunnen, schöpfte Wasser mit der Hand und kehrte damit zu dem knienden Unglücklichen zurück.

„Chilon! Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!“ sprach er feierlich.

Chilon hob den Kopf, kreuzte die Arme vor der Brust und verharrte regungslos in dieser Stellung. Der Mond schien hell auf seine weißen Haare und auf sein ebenso weißes Gesicht, das wie in Stein gemeißelt erschien. Endlich erhob er sich und sagte zu dem Apostel:

„Was soll ich tun, ehe ich sterbe?“

„Habe Glauben und lege Zeugnis ab von der Wahrheit,“ antwortete der Apostel.

Zusammen verließen sie die Gärten. Vor den Toren segnete der Apostel den alten Mann noch einmal, und dann schieden sie. Chilon bestand auf der Trennung, denn er sah voraus, daß nach dem, was geschehen war, sowohl der Cäsar wie Tigellinus Befehl geben würden, ihn zu verfolgen.

Was er vorausgesehen hatte, ging auch in Erfüllung. Als er heimkehrte, fand er sein Haus von Prätorianern umstellt, die ihn ergriffen und auf den Palatin schleppten.

Nero hatte sich zur Ruhe begeben, aber Tigellinus war wach und war-

tete. Sobald er den unglücklichen Griechen erblickte, grüßte er ihn zwar mit gelassenem, aber Unheil verkündendem Gesichtsausdruck.

„Du bist des Verrates an dem Kaiser schuldig und wirst deiner Strafe nicht entgehen. Wenn du aber morgen im Amphitheater öffentlich erklärst, du seiest heute betrunken und von Sinnen gewesen und die Christen seien tatsächlich die Brandstifter, dann wirst du nur gepeitscht und aus Rom verbannt.“

„Das kann ich nicht,“ erklärte Chilon.

Langsam schritt Tigellinus bis dicht vor ihn hin und sagte mit leiser, aber schrecklicher Stimme: „Was soll das heißen, du Hund! Bist du nicht betrunken gewesen, und begreifst du nicht, was deiner wartet? Sieh dorthin!“ Und er deutete in eine Ecke des Zimmers, wo neben einem langen hölzernen Schragen vier thrasische Sklaven standen mit Stricken und Zangen in der Hand. Aber Chilon sagte fest:

„Ich kann nicht.“

Tigellinus war wütend, allein er faßte sich. „Du hast doch gesehen, wie die Christen sterben,“ sagte er. „Gelüstet es dich, denselben Tod zu erleiden?“

Der alte Mann hob sein blasses Gesicht empor, und seine Lippen bewegten sich wortlos eine Weile. Dann sagte er: „Auch ich glaube an Christus.“

Überrascht schaute ihn Tigellinus an. „Hund!“ rief er. „Bist du toll?“

Plötzlich sprengte seine Wut die Fesseln, die er ihr seither angelegt hatte. Er sprang auf Chilon los, faßte mit beiden Händen in seinen Bart, warf den alten Mann auf den Boden, trampelte auf ihm herum und wiederholte mit schäumendem Munde: „Du mußt widerrufen! Du mußt!“

„Ich kann nicht!“ sagte der am Boden liegende Chilon.

„Auf die Folterbank mit ihm!“

Auf diesen Befehl ergriffen die Thrazier den alten Mann, legten ihn auf die Bank, banden ihn mit Stricken fest und drückten ihm die Röhrenknochen mit Zangen zusammen. Er aber küßte ihnen demütig die Hände, als sie ihn fesselten, schloß dann die Augen und lag da wie gestorben.

Er lebte jedoch noch, denn als sich Tigellinus über ihn beugte und ihn noch einmal fragte: „Willst du widerrufen?“ da bewegten sich seine blassen Lippen, und er flüsterte:

„Ich kann nicht!“

Tigellinus befahl, mit dem Foltern innezuhalten und lief ratlos, mit wutverzerrtem Gesicht auf und ab. Endlich kam ihm ein neuer Gedanke. Er wandte sich an die Thrazier und befahl:

„Reiß ihm die Zunge aus!“

NEUNZEHNTES KAPITEL



Das Schauspiel „Aureolus“ sollte gegeben werden, in dem ein gekreuzigter Sklave von einem Bären gefressen wird. Auf dem Theater spielte die Rolle des Bären ein in eine Bärenhaut genähter Schauspieler; jetzt aber sollte im Amphitheater ein wirklicher Bär auf der Szene erscheinen; so hatte es sich Tigellinus ausgedacht. Zuerst hatte der Kaiser angekündigt, daß er nicht erscheinen werde, aber auf dringendes Zureden seines Günstlings änderte er seine Absicht. Tigellinus überzeugte ihn, daß er sich nach dem, was in den Gärten vorgefallen war, erst recht zeigen müsse, und verbürgte sich zugleich, daß der gekreuzigte Sklave ihn nicht schmähen werde, wie es Crispus getan hatte. Das Volk hatte das Blutvergießen satt, darum wurde jetzt wieder eine Verteilung von Lotterielosen und Geschenken angekündigt und ein Festmahl versprochen, denn das Schauspiel sollte bei Nacht in einem glänzend beleuchteten Amphitheater stattfinden.

Schon bei Anbruch der Dämmerung war das ganze Gebäude gedrängt voll. Die Augustianer, Tigellinus an der Spitze, erschienen vollzählig, nicht des Schauspiels wegen, sondern um dem Cäsar ihre Ergebenheit zu beweisen und zu zeigen, daß sie über Chilon, von dem ganz Rom sprach empört seien.

Sie flüsterten einander in die Ohren, Nero habe, als er aus den Gärten heimgekehrt war, einen Tobsuchtsanfall gehabt und habe nicht schlafen können; er sei von Angstgefühlen und seltsamen Gesichtern gequält worden und habe darum am nächsten Morgen angekündigt, er werde in allernächster Zeit nach Achaja abreisen. Von andern wurde dagegen behauptet, das sei nicht richtig, und der Cäsar werde jetzt nur noch erbarmungslos gegen die Christen verfahren. Es fehlte auch nicht an Angstlichen, die voraussahen, daß die dem Cäsar ins Gesicht geschleuderte Anklage die schlimmsten Folgen haben werde. Und dann gab es auch noch einige, die aus reiner Menschlichkeit Tigellinus baten, jetzt mit der Verfolgung aufzuhören.

„Sieh doch nur, was geschieht,“ sagte Marcus Coranus. „Du wolltest den Zorn des Volkes dämpfen und es überzeugen, daß wirklich die Schuldigen von der Strafe ereilt seien. Der Erfolg ist aber gerade das Gegenteil.“

„Das ist wahr,“ fiel Antistius ein. „Alles flüstert einander zu, die Christen seien unschuldig.“

Tigellinus lehrte sich zu ihnen um und sagte: „Marcus Coranus, man flüstert sich auch zu, deine Tochter Servilia habe ihre christlichen Sklaven

vor dem Gericht des Cäsar geschützt, und dasselbe sagt man auch deiner Frau nach, Antistius.“

„Das ist nicht wahr!“ rief Barcus sehr erschrocken.

„Das behaupten die geschiedenen Frauen!“ rief Antistius Verus mit gleichem Schrecken. „Sie wollen meine Frau ihrer Tugend wegen ins Unglück bringen!“

Andere Augustianer redeten über Chilon. „Was ist eigentlich mit ihm los?“ fragte einer. „Er selbst hat die Christen dem Tigellinus in die Hände geliefert. Aus einem Bettler ist er ein reicher Mann geworden. Er hätte seine Tage in Frieden vollenden, hätte ein großartiges Leichenbegängnis und ein schönes Grabmal haben können. Und was geschieht? Plötzlich wirft er dies alles weg und stürzt sich ins Verderben. Er muß verrückt sein.“

„Er ist nicht verrückt, er ist Christ geworden,“ sagte Tigellinus.

„Unmöglich!“ rief Vitellius.

„Ich hab's ja gesagt!“ triumphierte Vatinius. „Mordet die Christen hin, wie ihr wollt, aber gegen ihren Gott kommt ihr nicht auf. Der versteht keinen Spaß. Seht doch, was geschieht. Ich habe Rom nicht angesteckt, aber wenn es der Cäsar erlaubte, würde ich sofort dem Christengott eine Hekatombe opfern. Und das sollten alle tun, denn, ich sag' es noch einmal, mit dem ist nicht zu spaßen. Denkt an mich!“

„Und ich habe etwas anderes behauptet,“ sagte Petronius. „Tigellinus hat mich ausgelacht, als ich sagte, die Christen seien gemappnet. Jetzt sage ich noch mehr: sie siegen!“

„Wieso? Was meinst du damit?“ fragten verschiedene Stimmen.

„Wenn schon ein Mann wie Chilon ihnen nicht widerstehen konnte, wer vermag es dann? Wenn ihr meint, die Zahl der Christen wachse nicht nach jeder Vorstellung, so werdet doch einmal eine Weile Barbier und Kupferschmiede. Da könntet ihr dann inne werden, was das Volk denkt und was in der Stadt vorgeht.“

„Er spricht die Wahrheit, bei dem heiligen Gewand der Diana!“ rief Vatinius.

Aber Barcus wandte sich an Petronius und fragte: „Wohin zielst du?“

„Ich schließe mit dem, womit du begonnen hast: Es ist genug Blut geflossen.“

Tigellinus schaute ihn spöttisch an und erwiderte: „Nein, es muß immer noch ein wenig mehr fließen.“

Hier wurden sie durch die Ankunft des Kaisers unterbrochen, der seinen Platz einnahm. An seiner Seite saß Pythagoras. Nun begann auch sofort die Vorstellung, aber niemand gab viel acht darauf, denn alles war auf das Erscheinen Chilons gespannt. Die Zuschauer waren der Martern und

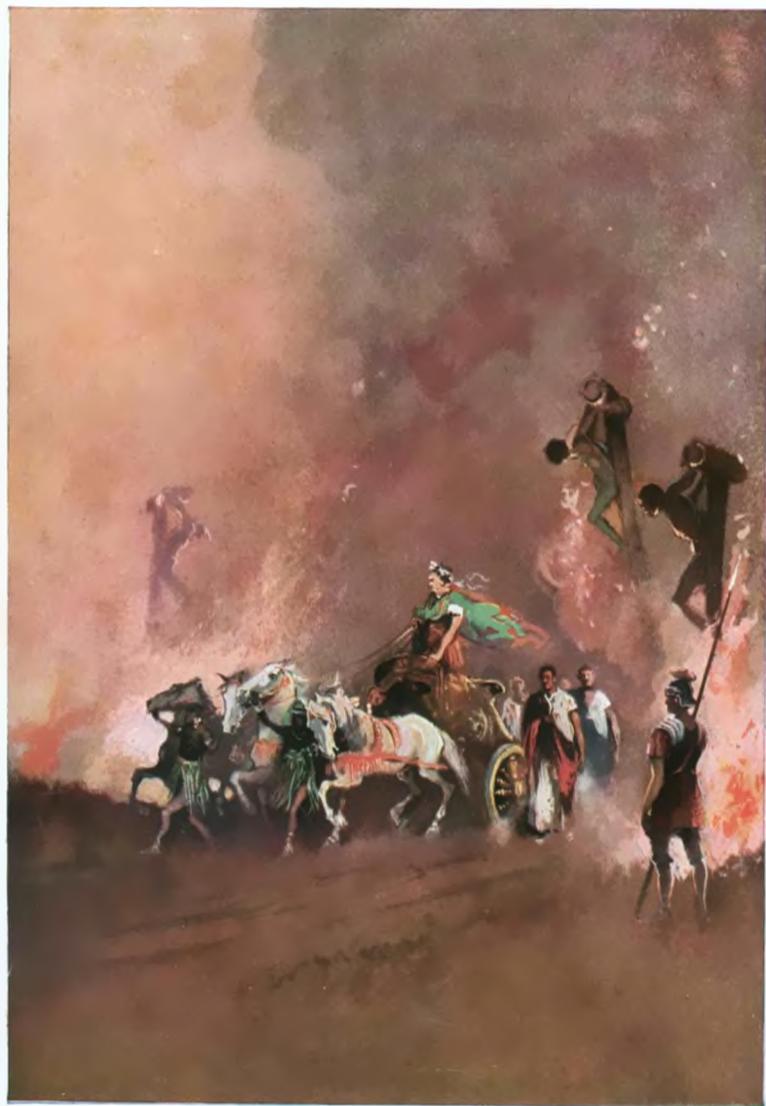
des Blutvergießens müde, sie fingen an zu pfeifen und abfällige Bemerkungen zu machen und schrien nach der Bärenszene, die ihnen allein noch wichtig war. Nur die versprochenen Geschenke und die Hoffnung, Chilon zu sehen, hielten sie fest, sonst wären sie davongelaufen.

Endlich kam der ersehnte Augenblick. Zuerst brachten die Zirkusknechte ein Holzkreuz herein, niedrig genug, daß der Bär, wenn er auf den Hinterpfoten stand, die Brust des Opfers erreichen konnte. Dann wurde Chilon von zwei Männern hereingetragen, denn da die Knochen seiner Beine zerbrochen worden waren, konnte er nicht gehen. Er wurde so rasch ans Kreuz genagelt, daß die neugierigen Augustianer ihn erst, als das Kreuz aufgerichtet war, recht ins Auge fassen konnten. Aber nur wenige hätten in diesem nackten alten Mann Chilon wiedererkannt. Nach den Foltern, die Tigellinus über ihn verhängt hatte, war kein Blutstropfen mehr in seinem Gesicht, und man meinte, die Knochen durch die Haut schimmern zu sehen. Er erschien auch viel älter. Wenn früher seine Augen unsterblich und tödtlich gefunkelt hatten, so trug sein Gesicht jetzt wohl den Ausdruck schweren Leidens, aber auch den vollkommener Ruhe, wie das eines Schlafenden oder eines Toten. Vielleicht war er getrost beim Gedanken an den Schwächer am Kreuz, dem Christus vergeben hatte, oder er dachte in seinem Herzen: „O Herr, ich habe gestochen wie eine giftige Schlange. Aber mein ganzes Leben lang bin ich elend gewesen. Ich war hungrig und zu Boden getreten, geschlagen und verspottet. Ich war arm und sehr unglücklich, und jetzt bin ich gemartert und ans Kreuz geschlagen worden. Aber du, barmherziger Gott, wirfst mich in der Stunde meines Todes nicht verstoßen.“ Und mit solchen Gedanken kam wohl Friede in sein zerknirshtes Herz.

Niemand lachte, denn dieser Gekreuzigte hatte etwas tief Ergreifendes. Er schien so alt und schwach und hilflos, daß sich das Mitleid regte und jeder sich fragte, warum ein Sterbender noch gekreuzigt werde. Das Volk verharrte in Schweigen. Von den Augustianern schaute sich Vatinius scheu nach rechts und links um und flüsterte: „Seht, wie sie sterben!“ Andere schauten nach dem Bären aus und wünschten, das Schauspiel möchte rasch ein Ende finden.

Endlich erschien der Bär in der Arena und bewegte unruhig den Kopf hin und her, als ob er etwas suche. Als er das Kreuz erblickte mit dem nackten Menschenkörper daran, trittete er darauf zu und richtete sich auf die Hinterpfoten auf. Gleich darauf ließ er sich wieder auf alle Viere herunterfallen, setzte sich unter das Kreuz und heulte laut auf, wie von Mitleid erfüllt für den traurigen Überrest von Menschheit.

Die Zirkusknechte versuchten, den Bären mit lautem Geschrei zu heben, aber das Volk verharrte weiter in Schweigen. Da hob Chilon langsam



den Kopf und schaute in die Zuschauermenge hinein; endlich wurden seine Blicke von etwas in den obersten Sitzreihen gefesselt. Seine Brust hob sich, und eine plötzliche Veränderung in seinem Gesicht erfüllte die Zuschauer mit Staunen und Verwunderung. Ein Lächeln erhellte sein Gesicht, ein Lichtstrahl spielte um seine Stirne, seine Blicke waren nach oben gerichtet, und zwei große Tränen rannen langsam über seine Wangen.

Und so starb er.

In diesem Augenblick ertönte von oben eine laute Männerstimme:

„Friede sei mit den Märtyrern!“

Im ganzen Amphitheater herrschte lautlose Stille.

ZWANZIGSTES KAPITEL



Nach der Vorstellung in den Gärten des Kaisers waren die Gefängnisse beinahe vollständig geleert. Zwar wurden immer noch neue Opfer festgenommen, die sich verdächtig gemacht hatten, Anhänger dieses orientalischen Aberglaubens zu sein, aber es wurden ihrer immer weniger, so daß es schwierig wurde, das für die Spiele vorgesehene Programm wirklich durchzuführen. Das Volk war mit Blut gesättigt, zeigte sich ermüdet und ließ über das staunenswerte Verhalten der Todesopfer immer größere Aufregung merken. Tausende wurden von derselben Furcht ergriffen wie der abergläubische Vatinius, und einer erzählte dem andern grausige Dinge von der Rachsucht des Christengottes. Das Gefängnisfieber, das sich über die ganze Stadt ausgebreitet hatte, vermehrte noch die allgemeine Furcht. Die Leichenbegängnisse häuften sich, und man raunte einander zu, es werde vieler Sühnopfer bedürfen, um den unbekanntem Gott zu besänftigen. In den Tempeln wurde dem Jupiter und der Libitina Opfer dargebracht. Aber trotz aller Anstrengungen des Tigellinus und seiner Anhänger verbreitete sich mit unheimlicher Geschwindigkeit die Überzeugung, die Stadt sei auf Befehl des Kaisers in Brand gesteckt worden, und die Christen würden unschuldig geopfert.

Aber gerade darum fuhren der Cäsar und Tigellinus mit der Verfolgung weiter fort. Um das Volk zufriedenzustellen, wurde eine neue Verteilung von Korn, Wein und Öl angeordnet. Neue Verordnungen wurden verkündigt, die das Bauen erleichterten und allerlei Vergünstigungen dafür einräumten. Auch Bestimmungen über die Breite der Straßen und das Baumaterial wurden veröffentlicht, die in der Zukunft Feuersbrünste ver-

hindern sollten. Der Cäsar nahm persönlich an den Sitzungen des Senates teil und rathschlagte mit den „Vätern“ über das Wohl der Stadt und des Volkes. Aber den Verurtheilten wurde keine Gnade gewährt. Der Herrscher der Welt wollte den Eindruck hervorrufen, daß solch grausame Strafen nur wirklich Schuldige treffen könnten. Im Senat erhob sich keine Stimme für die Christen, denn niemand wollte sich der Wut des Cäsars aussetzen. Außerdem behaupteten Männer, die tiefer in die Zukunft blickten, die Grundfesten des römischen Staates würden durch diese neue Lehre erschütteret.

Die Toten und die Sterbenden wurden den Jhrigen ausgehändigt, denn das römische Recht verfolgte die Toten nicht mehr. Vinicius tröstete sich bis zu einem gewissen Grad mit dem Gedanken, er könne Ligia, wenn sie sterben sollte, in seiner Familiengruft beisetzen und sich selbst neben sie betten. Er verlor alle Hoffnung, sie vom Tod zu erretten und rechnete nur noch auf die Vereinigung mit ihr in der Ewigkeit. Sein Glaube hatte sich so gefestigt, daß ihm die Ewigkeit als etwas unendlich viel Wahreres und Wirklicheres erschien als das flüchtige Dasein, das er bis jetzt geführt hatte. Er stellte sich vor, daß er und Ligia, wenn sie befreit seien von allen irdischen Banden, Hand in Hand in den Himmel eingehen würden, wo Christus ihnen segnend entgegenkommen und ihnen gestatten werde, für immer zusammen im Lichte zu leben. Das einzige, um was er Christus bat, war das, Ligia vor den Qualen des Zirkus zu bewahren und sie im Frieden im Gefängnis entschlafen zu lassen, und er fühlte, daß er dann mit ihr zugleich sterben würde. Vinicius, der sich seither gequält und gegen den Strom anzukämpfen versucht hatte, ergab sich jetzt in den Willen Gottes und ließ sich vom Strome treiben, überzeugt, daß er sie beide zur ewigen Ruhe tragen werde. Er ahnte, daß sich Ligia gleich ihm zum Tode vorbereite, daß sie beide trotz der Gefängnismauern, die sie trennten, desselben Weges gingen, und dieser Gedanke erfüllte ihn mit Glück.

Ja, sie gingen desselben Weges, wie wenn sie täglich ihre Gedanken hätten tauschen können. Alle Wünsche und Hoffnungen Ligias waren auf das künftige Leben gerichtet. Der Todestag erschien ihr nicht nur als die Befreiung aus dem schrecklichen Kerker und aus den Händen des Cäsars und des Tigellinus, sondern auch als der Tag ihrer Hochzeit mit Vinicius. Neben dieser Gewißheit kam ihr alles andere bedeutungslos vor. Nach dem Tode begann ihr Glück, und darum wartete sie auf diesen Befreier, wie die Braut auf den Bräutigam.

Die große Glaubenswoge, die Tausende aus dem Leben hinaus und über das Grab hinweg trug, ergriff auch Ursus. Lange Zeit hatte er sich nicht in den Gedanken an Ligias Tod ergeben können; aber als der Tod allmählich

als das unvermeidliche Los aller Christen erschien, ja als ihr höchstes Gut, höher als jedes irdische Glück, da wagte Ursus nicht mehr, Christus anzusehen, Ligia dieses Glück zu versagen oder es noch lange Jahre hinauszuschieben. Er hoffte, daß Christus auch im Jenseits ihm gestatten werde, ihr noch weiter zu dienen. Sein höchster Wunsch war, am Kreuz zu sterben wie der Erlöser, aber das erschien ihm als ein so hohes Glück, daß er nicht darum zu beten wagte. Er dachte, er werde sicherlich unter den Tazen und Zähnen der wilden Tiere sein Leben lassen müssen. Dies war ihm ein trauriger Gedanke. Von Jugend an hatte er die Wälder durchstreift und mit den wilden Tieren gekämpft und war, dank seiner übermenschlichen Kraft, unter den Ligiern ein berühmter Jäger geworden. Beim Anblick wilder Tiere vermochte er seine Kampflust kaum zu bändigen, und so fürchtete er nun, wenn er ihnen in der Arena begegne, so könnte er von Trieben überwältigt werden, die eines Christen unwürdig seien, der doch die Pflicht habe, geduldig und gottergeben zu sterben. Aber er besahl sich in die Hut Christi und kam damit auf tröstlichere Gedanken. Er betete viel, diente den andern Gefangenen, wo er konnte, und half auch den Gefangenwärtern bei ihrer Arbeit. Diese, die die gewaltige Kraft des Riesen fürchteten, vor der weder Kette noch Niegel standhielten, fasten eine wahre Liebe zu ihm, um seiner Sanftmut willen. Sie waren erstaunt über die Heiterkeit seines Gemüthes und fragten ihn nach deren Grund. Er sprach mit solcher Gewisheit von dem Leben, das seiner nach dem Tode warte, daß sie ihm mit Erstaunen zuhörten, denn sie sahen zum erstenmal, daß das Glück selbst in einen Kerker, in den kein Sonnenstrahl dringt, Eingang finden kann. Und wenn er sie aufforderte, an das Lamm zu glauben, bedachte mancher von ihnen, daß er selbst Sklavendienste leiste und ein elendes Leben führe, und sann nach über das Los seines Lebens, dessen Ende der Tod war. Aber der Tod brachte nur neue Schrecken und versprach gar nichts, während der Riese und die Jungfrau, die einer auf den Boden des Kerkers geworfenen Blume glich, mit Entzücken dem Tode entgegenschauten als der Pforte, die zur ewigen Glückseligkeit führt.

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Eines Abends erhielt Petronius den Besuch eines Senators namens Scävinius, der längere Zeit bei ihm blieb. Dieser brachte das Gespräch immer wieder auf die schrecklichen Zeiten, in denen sie lebten, und auf den Kaiser. Er sprach sich dabei so offen und unumwunden aus, daß Petronius, obgleich sie befreundet waren, sich sagte, es sei gut, auf der Hut zu sein. Scävinius klagte, die ganze Welt sei toll geworden, und meinte, es werde ein noch viel schrecklicheres Unglück kommen, als der Brand von Rom gewesen sei. Er sagte, auch die Augustianer seien empört, und Genius Rufus, der zweite Präfekt der Prätorianer, füge sich nur zähneknirschend den Schreckensbefehlen des Tigellinus. Die ganze Familie des Seneca sei tief empört über das Benehmen des Kaisers gegen seinen alten Lehrer und gegen Lucanus. Endlich sprach er über die unter dem Volke gärende Unzufriedenheit, die sich auch schon unter den Prätorianern ausbreite, von denen ein großer Teil zu Genius Rufus halte.

„Warum redest du von dem allem?“ fragte Petronius.

„Aus Sorge um den Cäsar,“ erwiderte Scävinius. „Ich habe einen Verwandten gleichen Namens wie ich unter den Prätorianern, und von ihm erfahre ich, was im Lager vorgeht. Auch dort wächst die Unzufriedenheit täglich. Caligula war wahnsinnig, und was geschah? Cassius Chäreas trat auf. Es war eine schreckliche Tat, die niemand loben wird — aber er hat die Welt von einem Ungeheuer befreit.“

„Du willst also mit andern Worten sagen: „Ich lobe den Chäreas nicht, aber er war ein ausgezeichnete Mensch, und ich wollte, die Götter schickten uns noch mehr solche.“

Scävinius brachte nun das Gespräch auf etwas anderes und fing plötzlich an, den Piso und dessen Familie zu rühmen. Er lobte seine Großmut, seine treue Gattenliebe, seinen Verstand, seine Ruhe und seine besondere Gabe, sich beliebt zu machen.

„Der Cäsar hat keine Kinder,“ sagte er. „Jedermann sieht in Piso seinen Nachfolger und würde ihm unzweifelhaft gerne dazu verhelfen, den Thron zu besteigen. Genius Rufus liebt ihn, das Geschlecht der Ennäer gehört zu seinem Anhang, Plautius Lateranus, Tullius Senecio und noch viele andere, sogar Vatinius gehen für ihn durchs Feuer.“

„Dieser letztere wird Piso nicht viel helfen,“ meinte Petronius. „Vatinius fürchtet sich ja vor seinem eigenen Schatten.“

„Vatinius glaubt allerdings an Träume und Geistererscheinungen; sonst ist er aber ein verständiger Mann und soll auch, wie man sagt, jetzt zum zweitenmal Consul werden. Wenn er in seinem Innern der Christenverfolgung abgeneigt ist, so solltest du ihn darum nicht tadeln, denn dir ist doch auch daran gelegen, daß dieser Wahnsinn ein Ende nehme.“

„Mir nicht, sondern dem Vinicius. Für ihn möchte ich gern ein gewisses Mädchen retten, aber es geht nicht, weil ich bei dem Rotkopf in Ungnade gefallen bin.“

„Wieso? Merkst du denn nicht, daß dem Cäsar viel daran liegt, mit dir wieder auf freundschaftlichen Fuß zu kommen? Ich will dir auch sagen warum. Er plant wieder die Reise nach Achaja und will dort seine eigenen griechischen Lieder singen. Auf diese Reise ist er ganz veressen, aber er fürchtet sich vor der kritischen Ader der Griechen und meint, er habe entweder einen überwältigenden Triumph, oder aber eine ganz schwere Niederlage zu gewärtigen. Er hat wirklich guten Rat dringend nötig und weiß, daß ihm niemand so gut raten kann wie du.“

„Lucanus kann an meinen Platz treten.“

„Der Rotkopf haßt den Lucanus und hat ihn zum Tode bestimmt. Er wartet nur noch auf einen Vorwand, denn er sucht ja immer Vorwände. Lucanus begreift auch recht gut, daß er sich beeilen muß.“

„Beim Kastor, das könnte sein, das könnte sein!“ erwiderte Petronius. „Ich habe aber auch noch eine andere Möglichkeit, mich wieder in Gunst zu setzen.“

„Wie denn?“

„Ich kann dem Rotkopf wiederholen, was du mir soeben gesagt hast.“ Petronius legte ihm die Hand auf die Schulter. „Du hast den Cäsar für wahnsinnig erklärt, hast den Piso als seinen Nachfolger erwähnt und hast gesagt, Lucanus habe begriffen, daß er sich beeilen müsse. Womit muß er sich denn beeilen, mein lieber Freund?“

Scävinius wurde totenbläß, und eine Weile schauten sich die beiden stumm in die Augen. „Du tust es nicht, du wiederholst dem Cäsar nicht, was ich jetzt gesagt habe,“ sagte dann Scävinius mit Überzeugung.

„Wie gut du mich kennst! Nein, ich tu es nicht. Ich habe nichts gehört, und ich will auch nichts hören. Verstehst du? Das Leben ist viel zu kurz, als daß es sich verlohnte, sich um irgend etwas Mühe zu machen. Ich bitte nur, daß du heut auch den Tigellinus besuchst und mit ihm ebenso lange sprichst, wie du mit mir gesprochen hast, über was du willst.“

„Warum denn?“

„Damit, wenn Tigellinus eines Tages zu mir sagt: ‚Scävinius war bei dir!‘ ich ihm erwidern kann: ‚Er war am selben Tage auch bei dir!‘“

Als Scävinius dies hörte, zerbrach er sein Elfenbeinstäbchen in seiner Hand und rief: „Das Unheil falle auf diesen Stock! Sofort begeben sich mich zu Tigellinus und nachher besuche ich das Gastmahl des Nerva. Kommst du nicht auch? Nun, jedenfalls sehen wir uns übermorgen im Amphitheater, wo der Rest der Christen erscheinen soll. Leb wohl!“

„Übermorgen!“ wiederholte Petronius, als er allein war. „Dann ist keine Zeit mehr zu verlieren. Der Kottkopf braucht mich in Achaja, vielleicht wird er darum meinen Wünschen einigermaßen Rechnung tragen.“ Und er entschloß sich, das letzte Mittel zu versuchen.

Beim Gastmahl des Nerva wurde Petronius wirklich auf des Kaisers besondern Wunsch der Platz diesem gegenüber angewiesen, denn Nero wünschte mit ihm zu beraten, in welchen Städten von Achaja er mit der größten Aussicht auf Erfolg auftreten könne. Am meisten fürchtete er die Athener. Die Augustianer spitzten die Ohren, um zu hören, was Petronius sagte und seine Ansichten nachher als die übrigen ausgeben zu können.

„Ich meine, ich hätte bis jetzt überhaupt nicht gelebt und würde erst in Griechenland geboren werden,“ behauptete Nero.

„Du wirst dort zu neuem Ruhm und zur Unsterblichkeit geboren werden,“ erwiderte Petronius.

„Das hoffe ich, und auch, daß Apoll nicht eifersüchtig wird. Wenn ich Erfolg habe, will ich ihm eine Hekatombe opfern, wie noch keinem Gott eine dargebracht worden ist. Das Schiff liegt schon in Neapel bereit. Am liebsten möchte ich gleich morgen abreisen.“

Petronius erhob sich, schaute Nero fest in die Augen und sagte: „Erlaube mir, Göttlicher, erst ein Hochzeitsfest abzuhalten, zu dem ich dich vor allen andern Gästen einlade.“

„Ein Hochzeitsfest? Was für ein Hochzeitsfest?“ fragte Nero.

„Das Hochzeitsfest des Vinicius mit der Tochter des Ligierkönigs, die deine Geißel ist. Sie befindet sich jetzt im Gefängnis, dürftest aber als Geißel überhaupt nicht eingekerkert werden. Du selbst hast Vinicius den Befehl gegeben, sie zu heiraten, und da deine Entschlüsse wie die des Zeus unabänderlich sind, so gib jetzt den Befehl, sie freizulassen, und ich werde sie ihrem Bräutigam vermählen.“

Die Zuversicht und Kaltblütigkeit, womit Petronius sprach, verfehlte ihren Eindruck auf Nero nicht, der sich immer von dieser Art, ihn anzureden, beeinflussen ließ.

„Ich weiß,“ sagte er, und schlug dabei die Augen nieder. „Ich habe schon an sie gedacht und an den Riesen, der den Kroton getötet hat.“

„Dann sind sie also beide frei!“ sagte Petronius gelassen.

Aber Tigellinus kam seinem Herrn zu Hilfe. „Sie ist auf Befehl des

Cäsars im Gefängnis, und du selbst hast eben gesagt, Petronius, daß seine Beschlüsse unabänderlich seien.“

Alle Anwesenden kannten die Geschichte von Vinicius und Ligia und warteten schweigend, wie die Sache enden werde.

„Sie ist im Gefängnis gegen den Willen des Cäsars, durch dein Versehen und deine Unkenntnis des Völkerrechts,“ entgegnete Petronius nachdrücklich. „Du bist zu manchem fähig, Tigellinus, aber selbst du kannst nicht behaupten, sie habe Rom in Brand gesteckt, denn der Cäsar würde dir das nicht glauben.“

Aber Nero hatte sich inzwischen gefaßt, und aus seinen halbgeschlossenen Augen schoß ein Blick unbeschreiblicher Bosheit.

„Petronius hat recht,“ sagte er, und Tigellinus schaute ihn erstaunt an.

„Petronius hat recht,“ wiederholte Nero. „Morgen öffnen sich ihr die Pforten des Gefängnisses. Von dem Hochzeitsfest sprechen wir übermorgen im Amphitheater.“

„Ich habe wiederum verspielt!“ dachte Petronius.

Als er nach Hause zurückkehrte, war er ganz fest überzeugt, daß Ligias Schicksal entschieden sei, und er sandte einen zuverlässigen Diener ins Amphitheater, der dort wegen der Auslieferung ihres Leichnams die nötigen Anordnungen treffen sollte.

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL



Während der Herrschaft des Nero waren Abendvorstellungen im Zirkus und Amphitheater in Brauch gekommen. Sie waren bei den Augustianern sehr beliebt, denn an sie schloß sich meist ein Festmahl und Trinkgelage an, das bis zum nächsten Morgen währte. Obgleich das Volk das Blutvergießen satt hatte, so füllte sich doch das Amphitheater bis zum letzten Platz, als bekannt wurde, daß das Ende der Spiele gekommen sei und daß in dieser Abendvorstellung die letzten Christen ihr Leben lassen sollten. Die Augustianer erschienen vollzählig, denn sie begriffen, daß dies ein ganz ungewöhnliches Schauspiel werden sollte, und wußten, daß der Cäsar beabsichtigte, sich an dem Schmerz des Vinicius wie an einem ergreifenden Trauerspiel zu weiden. Tigellinus hatte niemand verraten, welche Art von Marter für die Braut des jungen Tribuns ausgesonnen war, aber darum war die allgemeine Neugierde nur um so reger. Wer Ligia im Hause des Plautius gesehen hatte, erhob ihre Schönheit bis

in den Himmel. Andere waren nur darauf gespannt, ob Ligia tatsächlich in der Arena zu sehen sein werde, denn viele von denen, die des Kaisers Antwort mit angehört hatten, meinten, sie lasse sich auf zweierlei Weise deuten. Einige glaubten, Nero werde das Mädchen dem Vinicius zurückgeben oder habe es vielleicht schon getan. Sie überlegten, daß sie eine Geißel sei und als solche das Recht habe, jeden beliebigen Gott anzubeten, und daß das Völkerrecht nicht gestatte, sie zu strafen.

Alle Zuschauer waren von Ungewißheit, Erwartung und Neugier beherrscht. Der Kaiser erschien früher als gewöhnlich, und darum flüsterte man sich sofort Vermutungen in die Ohren, daß etwas Ungewöhnliches zu erwarten sei, denn außer Tigellinus und Vatinius hatte der Cäsar den Cassius bei sich, einen Centurio von Riesengröße und Riesenkraft, den er nur mit sich nahm, wenn er einen Beschützer nötig hatte — zum Beispiel zu seinen bekannten Ausflügen in die Subura. Es war auch bekannt geworden, daß im Amphitheater besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen waren. Die Prätorianerwache war verstärkt worden, und sie wurde nicht von einem Centurio befehligt, sondern von dem Tribun Suburius Flavius, der, wie jedermann wußte, dem Cäsar blind ergeben war. Dies wurde allgemein so aufgefaßt, daß sich Nero gegen irgend eine mögliche Verzweiflungstat des Vinicius sichern wolle, und die Spannung wurde dadurch noch vermehrt.

Aller Blicke waren auf den unglücklichen Verlobten gerichtet. Er war sehr blaß, und seine Stirne war mit kaltem Schweiß bedeckt. Auch er wußte nicht, was Ligias Schicksal sein werde, aber er war bis ins innerste Mark erschüttert und schwer besorgt. Petronius, der ebenso wenig wußte, was geschehen sollte, sagte nichts zu ihm; nur als er von dem Gastmahl des Nerva heimgekehrt war, hatte er Vinicius gefragt, ob er auf alles gefaßt sei und ob er bei dem Schauspiel anwesend sein werde. Beide Fragen hatte er mit „Ja!“ beantwortet, aber ein Schauer hatte ihn dabei geschüttelt, denn er mußte sich sagen, daß Petronius diese Fragen nicht ohne guten Grund gestellt habe. Er war in der letzten Zeit nur noch halb am Leben gewesen, hatte sich mit dem Gedanken an seinen eigenen Tod vertraut gemacht und sich in Ligias Tod ergeben. Sah er doch in ihrer beider Sterben nur die Wiedervereinigung auf immer und ewig. Allein nun mußte er erkennen, welch ein Unterschied es ist, von ferne über den letzten Augenblick, als ob er ein sanftes Entschlummern sei, nachzusinnen, oder mit anzusehen, wie ein über alles geliebtes Wesen zu Tode gemartert wird. All seine früheren Seelenqualen packten ihn mit erneuter Stärke. Die Verzweiflung, die er überwunden geglaubt hatte, erhob von neuem ihr Haupt, und er empfand wieder den brennenden Drang, Ligia um jeden Preis zu

retten. Schon am frühen Morgen hatte er den Versuch gemacht, in das Gefängnis im Amphitheater einzudringen, um sich zu vergewissern, ob Ligia dort sei. Allein an jedem Eingang standen Prätorianer als Wache, und sie hatten so strenge Befehle, daß sie sich weder durch Geld noch durch Bitten bewegen ließen. Vinicius war zumute, als ob ihn die Ungewißheit noch vor Beginn des Schauspiels aufreiben müsse; dann regte sich von Zeit zu Zeit wieder die Hoffnung, Ligia sei vielleicht doch nicht im Amphitheater, und all seine Furcht sei grundlos. Als er sich aber nach dem vergeblichen Versuch, ins Gefängnis einzudringen, auf seinen Platz im Amphitheater begab und all die neugierigen Blicke bemerkte, die ihn trafen, da sah er ein, daß seine schlimmsten Befürchtungen doch wohl begründet seien, und nun fing er an, Christus um Rettung anzusprechen mit einer Inbrunst, die beinahe etwas Drohendes hatte. „Du vermagst es!“ wiederholte er, indem er krampfhaft die Fäuste ballte. „Du vermagst es!“ Er hatte sich nicht klar gemacht, daß dieser Augenblick so entsetzlich sein werde. Jetzt umnachtete sich sein Gesicht, und er fühlte, wenn er zuschauen müsse, wie Ligia gemartert werde, daß sich dann seine Liebe zu Gott in Haß und sein Glaube in Verzweiflung verwandeln werde. Und zugleich entsetzte er sich ob dieser Gedanken, denn er fürchtete, Christus damit zu beleidigen, den er doch immer noch um Hilfe und um ein Wunder anflehte. Er flehte nicht mehr um ihr Leben, sondern nur darum, daß sie sterben möge, ehe sie in die Arena gebracht werde. „Gewähre mir diese eine Bitte, und ich will dich noch viel heißer lieben, als ich dich seither geliebt habe,“ so betete er. Dann wieder rasten seine Gedanken wie die Meereswogen bei Sturm. Rachsucht und Blutdurst erfaßten ihn und der wilde Drang, sich angesichts aller Zuschauer auf den Kaiser zu stürzen und ihn zu erwürgen. Und dann fühlte er wieder, daß er sich mit diesem Drang gegen Christus und seine Gebote versündige. Wie ein Ertrinkender an den Strohalm, so klammerte er sich an den Gedanken, er könne Ligia erretten, wenn er nur unerschütterlich glaube, und diesen einen Gedanken hielt er fest. Petrus hatte ihn versichert, der Glaube könne Berge versetzen. So unterdrückte er denn alle Zweifel, faßte sein ganzes Sein und Wesen in das eine Wort zusammen: „Ich glaube!“ und wartete auf ein Wunder.

Eine Schwäche überkam ihn, die jedoch nicht lange dauerte; durch das Stampfen der ungeduligen Menge wurde er wieder zu sich gebracht.

„Du bist krank!“ sagte Petronius. „Laß dich nach Hause tragen!“ Und ohne Rücksicht auf das, was der Cäsar dazu sagen werde, stand er auf, um Vinicius zu stützen und mit ihm das Amphitheater zu verlassen. Sein Herz war von Mitleid erfüllt, und überdies war er tief empört, weil Nero seinen Neffen durch seinen Smaragd betrachtete und mit Befriedigung

seine Qualen studierte, womöglich in der Absicht, sie nachher in rührenden Versen zu besingen und großen Beifall damit zu ernten.

Allein Vinicius schüttelte den Kopf. Mochte er sterben im Amphitheater, es verlassen wollte er nicht. Das Schauspiel konnte jetzt auch jeden Augenblick beginnen.

Und wirklich, jetzt eben winkte der Stadtpräfekt mit einem roten Tuch. In diesem Augenblick öffneten sich die Torflügel, die dem Sitz des Cäsars gerade gegenüberlagen, und aus dem finstern Gang trat Ursus in die glänzend erleuchtete Arena.

Der Riese blinzelte, offenbar vom Licht geblendet; dann schritt er in die Mitte der Arena vor und schaute sich um, was ihm wohl entgegentreten werde. Alle Augustianer und auch die meisten der andern Zuschauer wußten, daß dies der Mann war, der dem Kroton das Rückgrat gebrochen hatte, und sein Erscheinen wurde mit einem allgemeinen Murmeln begrüßt. Es fehlte in Rom nicht an Gladiatoren, die größer waren als die gewöhnlichen Menschen, aber einen Menschen wie Ursus hatten römische Augen noch nie erblickt. Cassius, der neben dem Kaiser stand, erschien klein dagegen. Die Senatoren, die Vestalinnen, der Cäsar, alle Augustianer und das ganze Volk schauten als Sachverständige mit Entzücken diese gewaltigen Glieder an. Das Murmeln wurde lauter und immer lauter, denn diese Menge konnte sich kein größeres Vergnügen denken, als solch gewaltige Muskeln in der Anspannung eines Kampfspieles zu schauen. Das Gemurmel wurde zu lauten Rufen und zu der eifrig gestellten Frage: „Welcher Volksstamm bringt solche Riesen hervor?“

Ursus stand in der Mitte der Arena, nackt, einem Steinkolofß ähnlicher als einem Menschen. Ruhig und gefast stand er da und schaute mit seinen blauen Augen verwundert um sich. Er hatte die Arena in der frohen Hoffnung betreten, wie der Erlöser am Kreuze sterben zu dürfen. Als er nun nirgends ein Kreuz erblickte, dachte er in seinem einfachen Herzen, er sei dieses Todes nicht würdig erfunden worden und müsse den Tod auf andere Weise erleiden; wahrscheinlich werde er von wilden Tieren zerrissen. Er war unbewaffnet und hatte sich fest entschlossen, so zu sterben, wie es eines Anhängers des Lammes würdig sei, ruhig und friedlich. Noch einmal wollte er zu dem Erlöser beten. Darum kniete er nieder, faltete die Hände und erhob die Augen zu den Sternen, die über der Arena funkelten.

Allein diese Stellung mißfiel der Menge. Die Leute hatten übergenug von diesen Christen, die sich wie die Schafe abschlachten ließen. Wenn sich der Riese nicht verteidigte, so verlor das Schauspiel allen Reiz. Aber niemand wußte, was den Riesen erwartete, und ob er sich nicht vielleicht doch verteidigen werde, wenn er dem Tod ins Auge schaue.

Und sie hatten nicht lange zu warten. Plötzlich ertönte ein schmetternder Trompetenstoß, ein Thor öffnete sich, und in die Arena stürzte, unter dem Freubengeschrei des Volkes, ein ungeheurer Auerstier, der, an seine Hörner gebunden, auf dem Rücken ein nacktes Weib trug.

„Ligia! Ligia!“ schrie Vinicius auf. Dann raufte er sich die Haare und krümmte sich, wie von einem Speer getroffen. Dabei rief er mit heiserer Stimme: „Ich glaube! Ich glaube! Ein Wunder, Christus, ein Wunder!“

Er wurde nicht einmal gewahr, daß Petronius ihm das Haupt mit einer Toga verhüllte. Er meinte, es seien die Schatten des Todes, des Übermaßes von Schmerz, die ihm die Augen trübten. Ein Gefühl entsetzlicher Leere erfüllte ihn. Er hatte keinen Gedanken mehr, nur seine Lippen wiederholten wie im Fieber: „Ich glaube! Ich glaube!“

Plötzlich lautlose Stille. Wie ein Mann sprangen die Augustianer von ihren Sizen auf, denn in der Arena war etwas Angewöhnliches vorgegangen. Als der Ligier sein Fürstenkind an die Hörner des wilden Tieres gebunden erblickte, sprang er auf und warf sich dem Ungeheuer entgegen.

Ausrufe des Erstaunens wurden laut. In einem Nu hatte der Ligier den wild gewordenen Auerstier erreicht und packte ihn an den Hörnern.

„Da sieh!“ rief Petronius und enthüllte das Haupt des Vinicius. Dieser hob den Kopf, blaß wie ein Tuch, und schaute mit stieren, verglasten Augen in die Arena hinunter.

Allen stockte der Atem; man hätte eine Fliege summen hören können. Niemand wollte seinen eigenen Augen trauen. Ähnliches war noch niemals geschaut worden.

Der Ligier hielt das wilde Tier bei den Hörnern fest. Seine Füße gruben sich bis an die Knöchel in den Sand; sein Rücken war gewölbt wie ein Bogen, den der Schütze spannt. Sein Kopf verschwand fast zwischen den emporgezogenen Schultern, und die Muskeln seiner Arme schwellen so au, daß sie die Haut zu sprengen drohten. Aber der Stier war festgehalten. Der Mensch und das Tier verharrten so regungslos, daß die Zuschauer hätten meinen können, eine in Stein gemeißelte Gruppe vor sich zu sehen. Und dennoch war in dieser anscheinenden Ruhe die furchtbare Anstrengung zweier kämpfender Riesenträfte deutlich wahrzunehmen. Gleich wie der Mann, so hatte auch der Auerstier seine Füße in den Sand gewühlt, und sein dunkler, zottiger Körper war so gekrümmt, daß er aussah wie ein riesiger Ball. Wessen Kraft war wohl zuerst erschöpft, wer würde weichen? Das war die Frage, die in diesem Augenblick für die Zuschauer größere Bedeutung hatte, als ihr eigenes Schicksal und das von Rom und dessen Weltherrschaft. Dieser Ligier war in ihren Augen ein Halbgott, dem Anbetung gezollt und Bildsäulen errichtet werden sollten. Der Cäsar sogar

stand auf. Er hatte sich mit Tigellinus zusammen dieses Schauspiel ausgedacht, und sie hatten lachend zueinander gesagt: „Wir wollen doch sehen, ob der Riese, der dem Kroton die Knochen zerdrückt hat, auch mit dem Auerstier fertig wird, den wir ihm aussuchen!“ Jetzt betrachteten sie mit Erstaunen das Bild vor ihren Augen und konnten kaum glauben, daß es Wirklichkeit sei. Mit aufgehobenen Händen, wie versteinert standen viele von den Zuschauern da. Andern lief der Schweiß von der Stirne, als ob sie selbst mit dem wilden Stier kämpfen müßten. Die Worte erstarben auf ihren Lippen, aber ihre Herzen schlugen so wild gegen die Brust, als ob sie sie sprengen wollten. Alle hatten das Gefühl, als ob diese Anspannung Jahrhunderte währe. Und immer noch standen Mann und Tier regungslos in ihrem fürchterlichen Kampf. Sie schienen in der Erde festgewurzelt zu sein.

Plötzlich durchtönte die Arena ein ersticktes Brüllen, dem ein Aufschrei der Zuschauer folgte; dann herrschte wieder Totenstille. Wie ein Traum erschien es, als sich jetzt der ungeheure Kopf des Stieres unter dem eisernen Griff des Barbaren langsam drehte. Des Ligiers Gesicht, Hals und Arme wurden dunkelrot, und sein Rücken spannte sich noch stärker an. Augenscheinlich nahm er den letzten Rest seiner übermenschlichen Kraft zusammen; allein viel länger konnte er die gewaltige Anstrengung nicht mehr aushalten.

Das Stöhnen des Stieres wurde immer dumpfer und schmerzvoller, und darein mischte sich jetzt das Keuchen des Mannes. Immer mehr gedreht wurde der Kopf des Ungeheuers; eine lange, schaumbedeckte Zunge quoll ihm zum Maul heraus. Im nächsten Augenblick hörten die zunächst sitzenden Zuschauer das Krachen von Knochen, und das Untier fiel mit gebrochenem Genick zu Boden.

In einem Nu hatte der Riese die Stricke von den Hörnern des Auerstiers gelöst und das Mädchen auf seine Arme genommen. Schwer rang er nach Atem; sein Gesicht war totenblau, seine Haare troffen von Schweiß, und seine Arme und Schultern waren naß, wie aus dem Wasser gezogen. Eine Weile stand er wie betäubt, dann hob er den Kopf und schaute umher.

Die gewaltige Zuschauermenge raste vor Begeisterung; die Mauern des Gebäudes bebten von dem Geschrei der Zehntausende. Wer seinen Platz in den oberen Sitzreihen hatte, verließ ihn und drängte sich in die Gänge der unteren Reihen ein, um diesen Kraftmenschen näher zu sehen. Von allen Seiten erhoben sich Rufe um Gnade, die immer dringlicher, immer leidenschaftlicher wurden und sich zu einem wilden Geschrei steigerten. Dieser Riese war jetzt der Liebling des Volkes, das Körperkraft über alles schätzte.

Und der Ligier begriff, daß der Pöbel seine Vergnügung und Freilassung begehre; aber er dachte nicht an sich allein. Eine Weile schaute er um sich, dann nahte er sich dem kaiserlichen Sitz, und, das Mädchen auf

seinen ausgestreckten Armen haltend, hob er flehend seine Blicke empor, als wollte er sagen: „Habt Mitleid mit ihr! Rettet sie! Um ihretwillen habe ich dies vollbracht!“

Die Zuschauer verstanden seinen Wunsch. Der Anblick des bewußtlosen Mädchens, das neben dem riesigen Ligier wie ein Kind erschien, verfehlte nicht, auf das Volk, die Soldaten und die Senatoren Eindruck zu machen. Diese zarte Gestalt, weiß wie Marmor, ihre Ohnmacht, die entsetzliche Gefahr, aus der der Riese sie errettet hatte, und endlich ihre Schönheit bewegten jedes Herz. Viele meinten, der Ligier sei ihr Vater und flehe um Gnade für sein Kind. Heißes Mitleid flammte auf. Genug des Blutes und Todes und der Martern! Tränenersstickte Stimmen flehten von allen Seiten um Gnade für beide.

Ursus, der immer noch das Mädchen auf seinen Armen trug, umschritt die Arena und bat mit Blicken und Bewegungen um Erbarmen. Da fuhr Vinicius von seinem Sitz auf, sprang über die Brüstung, die die untersten Sitze von der Arena trennte, lief zu Ligia hin und warf seine Toga über die Geliebte. Dann zerriß er seine Tunica und entblößte die Narben auf seiner Brust, die er in dem armenischen Krieg davongetragen hatte, und streckte seine Arme dem Volke entgegen.

Jetzt kannte die Begeisterung keine Grenzen mehr. Die Menge heulte und trampelte. Das Geschrei um Gnade wurde drohend in seiner Eindringlichkeit. Das Volk nahm nicht nur Partei für den Riesen, sondern erhob sich zur Verteidigung des Mädchens und des jungen Kriegers. Tausende von zornflammenden Augen und geballten Fäusten waren auf den Cäsar gerichtet. Dieser aber schwankte und zauderte. Er schaute sich unter den Augustianern um, ob er keine nach unten gerichteten Daumen, das Zeichen der Verurteilung, sehe, doch umsonst; Petronius hielt die Hand in die Höhe und schaute dem Cäsar geradezu herausfordernd in die Augen; auch der abergläubische, aber leicht erregbare Vatinius, der zwar Geister, aber keinen Menschen fürchtete, gab das Zeichen der Gnade. Seinem Beispiel folgten die meisten Augustianer, darunter auch der angesehenste von ihnen, der vom Volke sehr verehrte Trajasea. Als Nero dies wahrnahm, ließ er mit verächtlicher Miene den Smaragd vom Auge sinken. Tigellinus jedoch, der Petronius einen Pöffen spielen wollte, beugte sich über ihn und flüsterte: „Gib nicht nach, Götter, wir haben die Prätorianer!“

Nero wandte seine Blicke dem Platze zu, wo Suburius Flavius stand, der Befehlshaber der Prätorianer, und da sah er etwas, das er nicht erwartet hatte. Der alte Tribun, der ihm immer blind ergeben gewesen war, schaute zwar immer noch grimmig drein, aber über sein Gesicht rollten die Tränen, und er hielt die Hand zum Zeichen der Gnade hoch erhoben.

Der Menge hatte sich inzwischen eine wahre Wut bemächtigt. Dichte Staubwolken wurden von den stampfenden Füßen aufgewühlt, und aus dem Geschrei heraus wurden einzelne Worte vernehmbar: „Kotkopf! Murthermörder! Brandstifter!“

Nero erschrak. Im Zirkus war das Volk Herr. Frühere Kaiser, namentlich Caligula, hatten es gelegentlich gewagt, sich dem Volkswillen zu widersetzen, und die Aufstände, die daraus entstanden, hatten mit Blutvergießen geendet. Nero befand sich aber in einer etwas andern Lage als sie. Er durfte die Gunst des Volkes nicht verscherzen, denn er brauchte sie nicht nur als Schauspieler und als Sänger, sondern auch als Gegengewicht gegen den Senat und die Patrizier. Seit dem Brand von Rom hatte er durch jedes Mittel sich diese Gunst wieder zu erwerben gesucht und darum auch den Groll des Volkes auf die Christen abgelenkt. Er begriff jetzt, daß ihm ein weiterer Widerstand gefährlich werden könnte. Ein Aufruhr, der im Zirkus anfang, konnte sich über die ganze Stadt verbreiten und die unberechenbarsten Folgen haben.

Noch einmal schaute er Suburius Flavius, den Centurio Scävinius und die Soldaten an, und als er die gerunzelten Brauen und finsternen Blicke auf sich gerichtet sah, gab er das Zeichen der Gnade. Nun brach ein donnernder Beifallssturm los, von den obersten bis zu den untersten Sitzreihen. Die Verurtheilten waren jetzt in Sicherheit; sie standen von nun an unter dem Schutze des Volkes. Selbst der Cäsar durfte nicht wagen, sie noch weiter zu verfolgen.

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL



Die Sklaven trugen Ligia in das Haus des Petronius, und Ursus und Vinicius gingen nebenher. So rasch als irgend möglich sollte Ligia unter ärztliche Obhut kommen. Die beiden Männer waren von den Ereignissen des Tages zu tief erschüttert, um Worte zu finden. Vinicius schritt dahin wie im Traume. Immer wieder sagte er sich selbst, Ligia sei gerettet von Tod und Kerker, alles Unheil sei für immer vorbei, er bringe sie jetzt nach Hause und werde sich nie mehr von ihr trennen. Von Zeit zu Zeit beugte er sich über die Tragbahre, um der Geliebten ins Antlitz zu schauen, das im Mondlicht wie schlafend erschien, und wiederholte sich: „Ja, sie ist's, Christus hat sie gerettet!“ Als er und Ursus das Mädchen aus der Arena trugen, hatte ein ihm unbekannter Arzt sie betrachtet und

ihm versichert, sie lebe und werde sich sicherlich wieder erholen. Die Erinnerung daran war ihm ein großer Trost und erfüllte ihn mit solchem Entzücken, daß er ganz schwach wurde und sich auf Ursus stützen mußte. Ursus schaute zum Sternenhimmel empor und betete still. Erst als sie sich dem Hause näherten, hörte er auf zu beten und flüsterte, wie um Livia nicht zu wecken:

„O Herr, der Heiland hat sie vom Tod errettet. Als ich sie an die Hörner des Auerstiers gebunden erblickte, hörte ich eine Stimme rufen: „Rette sie!“ und ich wußte, dies war die Stimme des Lammes. Das Gefängnis hatte mir die Kraft genommen, aber in diesem Augenblick gab Er sie mir wieder und gab der grausamen Menge ins Herz, für sie zu sprechen. Ihm sei Lob und Dank!“

Und Vinicius antwortete: „Gepriesen sei sein Name!“

Nun hatten sie das Haus erreicht. Die Diener, durch einen vorausgeschickten Sklaven benachrichtigt, eilten ihnen entgegen. Paulus hatte die meisten von ihnen bekehrt, und sie kannten das Unglück ihres Herrn. Groß war darum ihre Freude, daß die beiden Opfer aus der Gewalt des Kaisers befreit waren, und diese Freude wurde noch größer, als Theokles, der griechische Arzt, nachdem er Livia untersucht hatte, den Ausspruch tat, sie sei nicht gefährlich verletzt und werde sicherlich wieder gesund werden, wenn die vom Kerkerfieber verursachte Erschöpfung überwunden sei.

Noch während der Nacht kam Livia wieder zum Bewußtsein. Als sie in dem prächtigen, von korinthischen Lampen erhellten Zimmer erwachte, wußte sie nicht, wo sie war, noch wie sie hergekommen sei. Sie erinnerte sich des Augenblicks, wo sie an die Hörner des gefesselten Auerstiers gebunden wurde, und als sie über sich das vom Lampenlicht beschienene Gesicht des Vinicius erblickte, meinte sie, gar nicht mehr auf Erden zu sein. Ihre Gedanken verwirrten sich, und sie meinte, sie habe auf ihrem Weg zum Himmel aus Schwäche und Erschöpfung haltmachen müssen. Da sie keine Schmerzen fühlte, lächelte sie Vinicius zu und wollte ihn fragen, wo sie sich befänden; sie vermochte aber nur leise zu flüstern, daß Vinicius kaum seinen Namen verstehen konnte. Er kniete bei ihr nieder, legte sanft seine Hand auf ihre Stirn und sagte:

„Christus hat dich gerettet und dich mir wiedergegeben.“

Ihre Lippen flüsterten einige unverständliche Worte, ihre Brust hob sich, und sie fiel in einen tiefen Schlaf, den der Arzt erwartet hatte und aus dem sie, wie er sagte, zu Leben und Gesundheit erwachen werde.

In Gebet versunken, blieb Vinicius an ihrem Lager auf den Knien liegen. Seine Seele war so erfüllt von übermächtiger Liebe, daß er sich selbst vollständig vergaß. Von Zeit zu Zeit betrat der Arzt das Zimmer

und schaute nach seiner Kranken, und das goldlockige Köpfchen Eunikes erschien häufig zwischen den Spisenvorhängen. Und noch immer lag Vinicius auf den Knien, als das Geschrei der Kraniche im Garten draußen den anbrechenden Morgen verkündete.

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL



Als Ligia befreit war, begab sich Petronius, um den Cäsar nicht zu beleidigen, mit den anderen Augustianern auf den Palatin. Er wollte hören, was gesprochen wurde, und besonders wollte er ergründen, ob Tigellinus die Absicht habe, Ligia noch weiter zu verfolgen. Sowohl sie wie Ursus standen zwar jetzt unter dem Schutz des Volkes, und niemand konnte ihnen zu nahe treten, ohne einen Aufruhr zu veranlassen. Aber Petronius wußte, daß der mächtige Präfekt der Prätorianer ihn haßte, und hielt es nicht für unmöglich, daß Tigellinus, der ihn selbst nicht schädigen konnte, sich an seinem Neffen rächen werde.

Nero war höchst übler Laune, weil das Schauspiel seinen Wünschen so ganz entgegengesetzt geendet hatte. Zuerst wollte er Petronius gar nicht ansehen, aber dieser trat ihm vollkommen unbefangen entgegen und sagte:

„Weißt du, Göttlicher, was mir eingefallen ist? Dichte einen Gesang auf die Jungfrau, die auf den Befehl des Herrn der Welt von den Hörnern eines wilden Stieres befreit und ihrem Geliebten wiedergegeben worden ist. Die Griechen sind gefühlvoll, und ich bin überzeugt, daß ein solcher Gesang sie in Begeisterung versetzen wird.“

Trotz seines Argers gefiel Nero dieser Vorschlag ausnehmend, und zwar aus zwei Gründen: erstens war das wirklich ein dankbarer Stoff für ein Gedicht, und zweitens konnte er sich selbst dabei als Weltbeherrscher beweihräuchern. Darum schaute er Petronius freundlich an und sagte:

„Du hast nicht so unrecht. Aber ich kann doch nicht mein eigenes Lob singen.“

„Du brauchst dich ja nicht mit Namen zu nennen. Hier in Rom weiß jedermann, wer der Held des Gesanges ist, und von hier aus wird sich die Kunde davon über die ganze Welt verbreiten.“

„Und bist du sicher, daß dies in Achaja Gefallen finden wird?“

„Ja, beim Pollux!“ rief Petronius. Bald darauf verließ er den Palatin, denn er war überzeugt, daß jetzt Tigellinus die Hände gebunden seien. Nero liebte es, seine dichterischen Einfälle zur Wirklichkeit werden

zu lassen, und würde sich einen dankbaren Stoff nicht verderben. Trotzdem aber blieb Petronius bei seinem Plan, Vinicius aus Rom wegzuschicken, sobald Ligias Gesundheit dies erlaube. Als er seinen Neffen am nächsten Morgen sah, sagte er darum zu ihm:

„Geh mit Ligia nach Sizilien. Du hast zwar den Cäsar nicht mehr zu fürchten, allein Tigellinus ist vollständig imstand, euch beide zu vergiften, wenn nicht aus Haß gegen dich, so doch aus Haß gegen mich.“

Lächelnd antwortete Vinicius: „Sie war an die Hörner eines Stieres gebunden, und dennoch hat Christus sie errettet.“

„So opfere ihm eine Hekatombe, aber erwarte nicht, daß er sie ein zweites Mal errette!“ rief Petronius ungeduldig aus. „Denk daran, wie Aeolus den Odysseus empfing, als er zum zweitenmal kam, um günstige Winde zu erbitten. Götter wiederholen sich nicht gerne.“

„Sobald sie gesund ist, bringe ich sie zu Pomponia Gräcina,“ erklärte Vinicius.

„Das wird ganz richtig gehandelt sein: Pomponia ist sehr leidend, wie ich gehört habe. Inzwischen werdet ihr im Wirbel der Ereignisse hier in Vergessenheit geraten, und in unsern Tagen sind die am glücklichsten, die vergessen sind. Möge Fortuna deine Sonne sein im Winter und dein Schatten im Sommer.“

Er überließ Vinicius seinem Glück und begab sich zu Theokles, dem Arzt, um sich persönlich nach Ligias Befinden zu erkundigen.

Sie befand sich außer Gefahr. Wäre sie im Gefängnis geblieben, so hätten die schlechte Luft und die mangelnde Pflege bei ihrer Krankheit ihrem Leben wohl bald ein Ende gemacht. Jetzt aber ward ihr die sorgfältigste Pflege zuteil, und nicht nur jede Notwendigkeit, auch jeder Überfluß stand ihr zu Gebote. Auf Anordnung des Theokles wurde sie jeden Tag in den Garten der Villa getragen, wo sie stundenlang verweilte. Hand in Hand saßen die Liebenden oftmals unter den schattenspendenden Bäumen und sprachen von den überstandenen Leiden und Ängsten. Ligia meinte, Christus habe dem Vinicius all das Schwere absichtlich deshalb auferlegt, um seine Seele zu sich emporzuheben, und Vinicius stimmte ihr zu. In ihm war nicht viel von dem alten Patrizier zurückgeblieben, der kein anderes Gesetz kannte, als den eigenen Willen.

Diese Rückerinnerungen hatten indessen keine Bitterkeit für sie. Beide meinten, es seien schon Jahre darüber hingegangen, und die Schreckenszeit liege weit hinter ihnen. Und vor ihnen lag ein neues, glückseliges Leben. Mochte in Rom der Cäsar wüten und die Welt mit Schrecken erfüllen, sie beide standen unter dem Schutz einer viel höheren Macht. Ligia, die noch immer sehr schwach war und noch nicht allein gehen konnte, sank in

der Stille des Gartens häufig in Schlummer. Dann wachte Vinicius bei ihr, und wenn er dabei ihr schlafendes Gesicht betrachtete, mußte er denken, dies sei nicht dieselbe Ligia, die er im Hause des Aulus kennengelernt hatte. Ihre Schönheit war von der Krankheit und den Schrecken des Kerkers nicht unberührt geblieben. Jetzt war ihr Gesicht beinahe durchsichtig, ihre Arme waren mager, ihr Körper abgezehrt, ihre Lippen blaß, und selbst ihre Augen waren nicht mehr so blau wie früher. Petronius zuckte die Achseln und dachte, diese Schattengestalt sei alle die Sorgen, Leiden und Qualen, die das Leben des Vinicius verzehrt hatten, nicht wert gewesen. Aber die Liebe des Vinicius, die jetzt vornehmlich ihrer Seele galt, war nur um so heißer geworden, und wenn er Ligias Schlummer bewachte, so war ihm, als wache er über seiner ganzen Welt.

FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL



Die Kunde von Ligias wunderbarer Errettung verbreitete sich rasch unter den Christen, die der Vernichtung entgangen waren. Gläubige kamen, um die zu sehen, an der sich die Gnade so sichtbar bezeugt hatte. Zuerst kamen Nazarius und Mirjam, in deren Haus der Apostel Petrus verborgen war, und nach ihnen noch viele andere. Alle, zusammen mit Vinicius, Ligia und den christlichen Sklaven des Petronius lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit den Berichten des Ursus, wenn er von der Stimme erzählte, die zu seiner Seele gesprochen und ihm befohlen hatte, mit dem wilden Auerstier zu kämpfen. Das war allen ein Trost, und sie schöpften daraus die Hoffnung, daß Christus nicht alle seine Nachfolger werde austrotten lassen, denn die Verfolgung war noch nicht vorüber. Wen die öffentliche Meinung als Christen bezeichnete, der wurde ins Gefängnis geworfen. Der Opfer wurden aber immer weniger, denn die große Mehrzahl der Getreuen war schon ergriffen und zu Tode gemartert. Die noch übrigen Christen hatten entweder Rom verlassen oder sie hielten sich verborgen und wagten nicht, sich wo anders zum Gebet zu versammeln als in den Sandgruben vor der Stadt. Wer jetzt ins Gefängnis kam, wurde entweder sofort gerichtet oder für künftige Spiele aufbewahrt. Die Römer glaubten zwar nicht mehr, daß die Christen den Brand verursacht hätten, aber sie bezichtigten sie nach wie vor, Feinde der Menschheit und des Staates zu sein, und die Edikte gegen sie blieben in Kraft.

Lange Zeit wagte der Apostel Petrus nicht, sich im Hause des Petro-

nius einzufinden; aber eines Abends kündigte Nazarius sein Kommen an. Vinicius und Ligia, die jetzt wieder allein gehen konnte, eilten ihm entgegen und fielen ihm zu Füßen. Er begrüßte sie in großer Bewegung, und als Vinicius zu ihm sagte: „O Herr, um deiner Vermittlung willen hat der Heiland sie mir zurückgegeben,“ gab er zur Antwort:

„Er hat sie dir wiedergegeben um deines Glaubens willen und weil er nicht wollte, daß alle Lippen, die seinen Namen preisen, verstummen sollten.“ Augenscheinlich dachte er an die Vielen, die um des Namens Christi willen den Martertod erlitten hatten; denn er sprach mit großer Bewegung. Vinicius und Ligia bemerkten auch, daß seine Haare schneeweiß geworden waren und sein Rücken sich gebeugt hatte. Auch sein Gesichtsausdruck zeugte von den Seelenqualen, die er durchlitten hatte. Vinicius, der in wenigen Tagen Ligia nach Neapel zu bringen beabsichtigte, wo sie mit Pomponia zusammentreffen und gemeinsam nach Sizilien weiterreisen wollten, bat den Apostel dringend, mit ihnen zu kommen. Doch Petrus legte seine Hand auf den Kopf des jungen Patriziers und sagte:

„Ich gedenke der Worte des Herrn, die er am See Tiberias zu mir sprach: Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Da du jünger warst, gürtetest du dich selbst und wandeltest, wo du hinwolltest; wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürtend und dich führen, wo du nicht hinwillst.“ Ich darf meine Herde nicht verlassen.“

Und als sie auf seine Worte schwiegen, obgleich sie diese nicht verstanden, fügte er hinzu: „Meine Arbeit ist bald vollbracht, und ich werde Ruhe finden im Hause des Herrn.“ Dann wandte er sich zu ihnen und sagte: „Gedenket meiner, denn ich habe euch geliebt, wie ein Vater seine Kinder. Und alles, was ihr tut im Leben, das tut zur Ehre Gottes.“ Mit diesen Worten legte er ihnen seine Hände auf und segnete sie. Beide schmiegteten sich an ihn an, denn sie hatten das Gefühl, dies könnte der letzte Segen sein, den sie von ihm empfangen würden.

Allein sie sollten ihn noch einmal wiedersehen. Wenige Tage darauf brachte Petronius eine Schreckenskunde vom Palatin mit. Es war entdeckt worden, daß einer von des Cäsars Freigelassenen ein Christ war, und bei ihm waren Briefe von den Aposteln Paulus und Petrus und auch von Jakobus, Johannes und Judas gefunden worden. Daß Petrus in Rom anwesend war, hatte Tigellinus gewußt, aber er war der Ansicht gewesen, der Apostel sei längst mit den vielen Tausenden der andern Gläubigen umgekommen. Und nun hatte es sich ergeben, daß die beiden Führer des neuen Glaubens sich noch in Rom befanden. Es war beschlossene Sache, daß sie um jeden Preis aufgefunden und hingerichtet werden müßten, denn es herrschte die Ansicht, nur durch ihren Tod könne die verhasste Sekte mit

Stumpf und Stiel vertilgt werden. Petronius hatte durch Vatinius erfahren, daß Nero persönlich den Befehl gegeben habe, Petrus und Paulus innerhalb von drei Tagen in den Mammertinischen Kerker zu werfen, und daß ganze Abteilungen von Prätorianern ausgesandt seien, um alle Häuser der Tibervorstadt nach ihnen zu durchsuchen.

Vinicius entschloß sich sofort, den Apostel zu warnen. Gegen Abend legten er und Ursus gallische Mäntel an, deren Kapuzen das Gesicht verhüllten, und begaben sich in das Haus der Mirjam am Fuße des Janiculus. Unterwegs sahen sie viele Häuser von Soldaten umstellt, deren Führer Vinicius nicht kannte. Der ganze Stadtteil war in Erregung. Hier und dort hatten sich Gruppen von Neugierigen zusammengefunden. Die Anführer der Soldaten gingen umher, verhörten die Gefangenen und suchten von ihnen Auskunft über Simon Petrus und Paulus von Tarsus zu erlangen.

Vinicius und Ursus kamen jedoch den Soldaten zuvor und langten ungefährdet im Hause der Mirjam an. Dort fanden sie Petrus und eine Handvoll Getreuer, darunter Linus und Timotheus, den Gehilfen des Paulus. Bei der Kunde von der nahenden Gefahr geleitete Nazarius alle durch einen geheimen Gang an die Gartenpforte und von da in einen nahe bei der Porta Janiculensis gelegenen verlassenen Steinbruch. Ursus mußte den alten Linus tragen, der seine gefolterten Glieder nicht mehr gebrauchen konnte. Als sie im Steinbruch angekommen waren, fühlten sie sich in Sicherheit und ratschlagten beim Licht einer Fackel, die Nazarius angesteckt hatte, mit leiser Stimme über die besten Mittel und Wege, den Apostel zu retten.

„Herr!“ sagte Vinicius zu Petrus; „Nazarius soll dich bei Tagesanbruch in die Albaner Berge geleiten. Dort wollen wir mit dir zusammen treffen und mit dir nach Antium gehen, wo ein Schiff bereit liegt, uns nach Neapel und Sicilien zu bringen. Ich werde den Tag und die Stunde preisen, wo du mein Haus betrittst und deinen Segen darüber sprichst.“

Alle billigten diesen Plan und drangen in den Apostel, danach zu handeln. „Bleibe nicht in Rom, Herr! verbirg dich anderswo!“ sagten einige. „Erhalte die heilige Lehre, damit sie nicht mit dir und uns sterbe.“

„Tu es, wir beschwören dich im Namen Christi!“ riefen andere und klammerten sich an ihn an.

Petrus aber antwortete: „Meine Kinder! Wer von uns weiß, wann ihm der Herr das Ende seines Lebens gesetzt hat!“

Aber er sagte nicht, er wolle Rom nicht verlassen, und er wußte nicht, was er tun sollte, denn seit einiger Zeit hatten sich Furcht und Unsicherheit in seine Seele geschlichen. Seine Herde war zerstreut, sein Werk war vernichtet. Die christliche Kirche, die vor dem Brand von Rom wie ein herr-

licher Baum in die Höhe gewachsen war, stand entlaubt durch die Macht des „Tieres aus dem Abgrund“. Die Saat war herrlich aufgegangen gewesen, allein Satan hatte sie zertreten. Keine Engelscharen waren den Gläubigen zu Hilfe gekommen, und Nero saß auf dem Thron der Welt, schrecklicher und mächtiger denn je, der Herrscher über Land und Meer. Oftmals hatte Petrus in den letzten Zeiten seine Arme zum Himmel erhoben und gefragt: „O Herr, was soll ich tun? Wie kann ich, ein machtloser alter Mann, den Kampf aufnehmen gegen das unsichtbare Böse, dem du erlaubst hast zu herrschen und dem du den Sieg gewährt hast?“ Und aus der Tiefe seines Schmerzes rief er? „Was befehlst du mir zu tun? Soll ich hier ausharren, oder soll ich den Rest deiner Herde wegführen, damit sie jenseits des Meeres deinen Namen im Verborgenen preise?“

Er schwankte. Er glaubte ja fest, daß die lebendige Wahrheit nicht untergehen könne, daß ihr der Sieg bleiben müsse; aber zuweilen dachte er, der Tag ihres Sieges sei noch nicht gekommen und werde erst anbrechen, wenn der Herr am Tage des Gerichts wieder auf die Erde komme, in tausendmal größerer Macht und Herrlichkeit als der des Nero.

Zuweilen dachte er, wenn er Rom verlasse, so würden die Gläubigen ihm nachfolgen, und dann wollte er sie nach Galiläa und an den See Genesareth führen, und das Herz des alten Fischers war voll Sehnsucht nach der Heimat und nach Frieden und Ruhe.

Aber sobald er sich dazu entschlossen hatte, fühlte er sich von Furcht ergriffen. Wie könnte er die Stadt verlassen, deren Boden geheiligt war durch das Blut der Märtyrer und wo von so vielen sterbenden Lippen Zeugnis für die Wahrheit abgelegt worden war! Sollte er allein vor diesem Schicksal zurückschrecken? Welche Antwort sollte er geben, wenn der Herr zu ihm sagte: Diese haben um ihres Glaubens willen den Tod erlitten, du aber bist geflohen!“

Oft schon hatte er sich gesagt, daß er sich nicht mit dem großen Cäsar messen könne, und daß Christus allein ihm zu widerstehen vermöge. Alle diese Gedanken zogen ihm wieder durch den Sinn, während er auf die Bitten des letzten Häufleins seiner Getreuen lauschte, die sich immer enger um ihn scharten und ihn anflehten:

„Verbirg dich, o Rabbi, und führe uns aus der Gewalt des ‚Tieres‘.“

Selbst Linus neigte vor ihm sein gemartertes Haupt und sprach: „Herr, der Heiland hat dir befohlen, seine Schafe zu weiden, aber hier sind keine Schafe mehr oder werden morgen keine mehr sein. Darum gehe dorthin, wo du noch solche findest. Was erreichst du damit, wenn du in Rom bleibst? Wenn auch du fällst, so verherrlichst du damit nur noch mehr den Triumph des Tieres. Paulus ist römischer Bürger und kann nicht ohne Gerichts-

verhandlung verurteilt werden. Aber wenn die Mächte der Hölle über dich siegen, so werden die Schwankenden sich fragen: „Wer ist größer als Nero?“ Geh von hinnen und kehre nicht zurück, bis der Herr den gerichtet hat, der das Blut der Unschuldigen vergießt.“

„Siehe unsere Tränen!“ riefen alle Anwesenden.

Auch über die Wangen des Petrus liefen die Zähren. Nach einer Weile stand er auf, breitete seine Hände über die Knienden und sagte:

„Der Name des Herrn sei gelobt! Sein Wille geschehe!“

SECHSUNDZWANZIGSTES KAPITEL



it anbrechender Morgendämmerung des nächsten Tages wanderten zwei dunkle Gestalten auf der Appischen Straße der Campagna zu. Der eine war Nazarius, der andere der Apostel Petrus, der Rom und seine verzweifelnden Glaubensbrüder verließ. Schon zeigte der Himmel im Osten einen leichten grünlichen Schimmer, der allmählich ins Gelbliche überging. Aus dem nächtlichen Dunkel tauchten Bäume auf, deren Blätter wie versilbert ausfahen, und weiße Marmorbauwerke und die Bogen der Wasserleitungen, die sich bis zu der Stadt erstreckten. Die Albaner Berge strahlten im wunderbarsten Violett. Der Morgendunst wurde dünner und enthüllte die weite Ebene mit ihren zerstreuten Häusern, ihren Städten und Baumgruppen, zwischen denen die weißen Häuser der Tempel hervorsahen.

Die Straße war einsam. Die Landleute, die Gemüse in die Stadt brachten, hatten augenscheinlich ihre Esel und Maultiere noch nicht angeschirrt. Auf den Steinplatten, womit die Straße bis zu den Bergen hin gepflastert war, klapperten die hölzernen Sohlen der Sandalen, die die Wanderer an den Füßen trugen.

Nun ging hinter den Bergen die Sonne auf, und da erblickte der Apostel eine wunderbare Erscheinung. Es schien ihm, als ob die goldene Scheibe, statt höher am Himmel emporzustreben, auf die Straße herniedersteige. Petrus blieb stehen und fragte seinen Begleiter:

„Sieh doch die strahlende Helle, die auf uns zukommt!“

„Ich sehe nichts!“ erwiderte Nazarius.

Petrus, der seine Augen mit der Hand beschattete, fuhr fort: „Ich sehe im Sonnenglanz eine Gestalt auf uns zukommen.“

Aber kein Klang von Fußritten drang an ihre Ohren. Nazarius sah

nur, wie die Bäume in der Ferne sich bewegten, als ob sie geschüttelt würden, und daß sich der Sonnenglanz immer weiter in der Ebene ausbreitete. Mit Erstaunen sah er den Apostel an.

„Rabbi, was ist dir?“ rief er erschrocken.

Petrus ließ seinen Wanderstab aus den Händen fallen. Seine Augen starteten geradeaus, sein Mund stand offen, und aus seinem Gesicht strahlte Verwunderung, Entzücken, Begeisterung.

Plötzlich sank er in die Knie, streckte seine Hände aus und rief:

„Christe! Christe!“

Dabei neigte er den Kopf bis zur Erde, als küsse er jemand die Füße. Lange lag er so schweigend am Boden, dann ertönte die Stimme des alten Mannes, von Schluchzen fast erstickt:

„Quo vadis, Domine?“ („Wo gehst du hin, Herr?“)

Nazarius vernahm keine Antwort, aber an die Ohren des Petrus drang eine sanfte, traurige Stimme, die sagte: „Da du mein Volk verlässest, gehe ich nach Rom, um mich noch einmal kreuzigen zu lassen.“

Schweigend und regungslos lag der Apostel am Boden, sein Gesicht im Staub begraben. Nazarius meinte, er sei ohnmächtig geworden oder am Ende gar gestorben. Allein plötzlich stand Petrus auf, ergriff mit bebenden Händen seinen Wanderstab und richtete, ohne ein Wort zu sagen, seine Schritte wieder der Stadt auf den sieben Hügeln zu. Als der Junge dies sah, wiederholte er wie ein Echo:

„Quo vadis, Domine?“

„Nach Rom!“ antwortete der Apostel.

Und er kehrte wirklich nach Rom zurück.

Paulus, Timotheus, Linus und alle Gläubigen begrüßten ihn voll Erstaunen. Ihr Schrecken war bei seinem Anblick um so größer, als bei Tagesanbruch Prätorianer das Haus der Mirjam umstellt und es nach dem Apostel durchsucht hatten. Aber auf alle Fragen gab dieser nur die eine Antwort:

„Ich habe den Herrn gesehen!“

Und noch am selben Abend begab er sich ins Ostrianum, um zu lehren und zu taufen, und ging von nun an täglich dorthin, und täglich folgte ihm eine größere Schar von Gläubigen nach. Es war, als ob aus jeder Träne eines Märtyrers ein neuer Gläubiger geboren worden sei, als ob jeder Todesseufzer in der Arena in Tausenden von Herzen widerhalle. Der Cäsar watete in Blut, und Rom und die ganze heidnische Welt gebärdeten sich wie wahnsinnig. Aber alle, die der Verbrechen und des Blutvergießens müde waren, alle Unterdrückten, deren Leben eine Kette von Mangel und Elend war, alle Mühseligen und Beladenen kamen und horchten auf die wunder-

bare Kunde, daß Gott aus Mitleid für die Menschen den Kreuzestod gestorben sei, um für ihre Sünden zu büßen.

Hier fanden sie einen Gott, den sie lieben konnten, sie fanden, was die ganze damalige Welt nicht bieten konnte, ein Glück, das seinen Ursprung in der Liebe hat.

Petrus begriff, daß der Kaiser mit all seinen Legionen der lebendigen Wahrheit nichts anhaben könne und daß ihr Siegeszug begonnen hatte.

SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Endlich hatte die letzte Stunde beider Apostel geschlagen Petrus ward es gegeben, noch im Gefängnis zwei Seelen zu retten. Prozeßus und Martinianus, seine beiden Wächter im Mamertinischen Kerker, wurden von ihm getauft. Aber die Stunde seines Märtyrertodes war gekommen. Nero war zu jener Zeit nicht in Rom, und das Todesurteil wurde von Helios und Polythetes gefällt, zwei Freigelassenen, denen Nero während seiner Abwesenheit die Herrschaft über Rom übertragen hatte. Petrus wurde nach dem Befehl erst gegeißelt, und am Tage darauf sollte er vor die Mauern der Stadt in die Nähe des Vatikanischen Hügels geführt werden und dort den Kreuzestod erleiden. Erstaunt sahen die Soldaten die große Menschenmenge, die sich schon am frühen Morgen vor dem Gefängnis angesammelt hatte, denn sie konnten sich nicht vorstellen, wie der Tod eines gemeinen Mannes und noch dazu eines Fremdlings so viel Neugier wecken könne. Sie wußten nicht, daß dies nicht Neugierige, sondern Glaubensgenossen des Apostels waren, die ihn zum Richtplatz begleiten wollten. Spät am Nachmittag öffneten sich die Tore des Gefängnisses, und Petrus erschien, inmitten einer Abteilung von Prätorianern. Schon neigte sich die Sonne zum Untergang; der Tag war hell und klar.

Petrus wurde nicht genötigt, sein Kreuz selbst zu tragen. Es wurde angenommen, er sei zu alt, um eine so schwere Last schleppen zu können. Als sein weißes Haupt inmitten der Soldaten auftauchte, erhob sich ein Jammergeschrei, das fast sofort wieder verstummte, denn das Gesicht des Greises war so heiter und freudenvoll, daß es schien, als ob er nicht ein Verurteilter wäre, der zum Richtplatz ging, sondern ein Sieger, der seinen Triumph feiert.

Und so war es auch. Der sonst so bescheidene und altersgebeugte Fischer schritt aufgerichtet und voll Würde einher. Er sah aus wie ein Fürst in-

mitten seines Volkes und seiner Soldaten. Von allen Seiten hörte man rufen: „Seht, Petrus geht zum Herrn!“ Niemand schien daran zu denken, daß er dem Martertode entgegenging. Wo der Zug vorbeikam, blieben die Leute stehen, schauten voll Verwunderung auf den alten Mann und sagten, wenn sie weitergingen: „Wahrlich, das ist kein Verbrecher!“

An neuerbauten Häusern ging es vorbei und an den weißen Säulen von Tempeln, über denen der Himmel blaute. Und wenn Petrus an solch einem Tempel vorüberkam, rief es in seinem Innern: „Die Lehre Christi wird Einzug in dir halten!“ Und wenn er die Menge betrachtete, die ihn umwogte, so dachte er: „Euere Kinder werden Diener Christi sein!“ Und er schritt weiter wie ein Sieger, und wie in Übereinstimmung damit führten ihn die Soldaten über die „Siegesbrücke“. Als sie jenseits der Tiber angekommen waren, schlossen sich die Gläubigen der Tibervorstadt dem Zug an, der so gewaltig anwuchs, daß der Anführer der Prätorianer mit Besorgnis die kleine Schar seiner Soldaten überschaute. Aber kein Schrei der Entzündung oder des Zornes drang aus der Menge. Alle fühlten die Feierlichkeit des Augenblicks, und die Gesichter der Gläubigen waren ernst und erwartungsvoll. Viele waren der Ansicht, der Herr werde die Todesstunde des Apostels als die Stunde seiner Wiederkunft ausersehen haben und werde jetzt vom Himmel herniederfahren und Gericht halten über die Welt. Und sie empfahlen sich der Gnade und Barmherzigkeit des Heilandes.

Ringsum war Friede und Ruhe; im warmen Sonnenschein lagen die sieben Hügel der Stadt. Endlich hielt der Zug zwischen dem Zirkus und dem Vatikanischen Hügel. Einige Soldaten fingen an, ein Loch zu graben, andere legten das Kreuz, den Hammer und die Nägel bereit, bis die Vorbereitungen beendet waren. Die Menge, die in feierlichem Schweigen dastand, fiel auf die Knie. Noch einmal schaute der Apostel, dessen Haupt von den Sonnenstrahlen umleuchtet war, auf die Stadt hinab, wie ein Herrscher und König auf sein Erbteil.

Immer tiefer sank die Sonne und wurde groß und feurig rot. Der ganze westliche Himmel war in Blut getaucht. Da traten die Soldaten zu Petrus, um ihn zu entkleiden. Aber er, der in Gebet versunken dagestanden hatte, richtete sich hoch auf und streckte die rechte Hand aus. Scheu traten die Henkersknechte zurück, und die Gläubigen wagten kaum zu atmen, denn sie dachten, er habe noch etwas zu sagen. Ringsum tiefe Stille. Er aber machte mit seiner ausgestreckten rechten Hand das Zeichen des Kreuzes und erteilte in seiner Todesstunde seinen Segen „Urbi et Orbi“, der „Stadt und der Welt“.

An demselben herrlichen Abend führte eine andere Abteilung Soldaten den Apostel Paulus auf der Straße nach Ostia an einen Ort, Aquae Sal-

viae genannt. Auch ihm folgte eine Schar von Gläubigen nach, die von ihm bekehrt worden waren. Wenn er einen Bekannten unter ihnen erblickte, blieb er stehen und sprach mit ihm, denn er wurde von der Wache mit mehr Rücksicht behandelt, weil er römischer Bürger war. Vor der Porta Tergetina traf er Plautilla, die Tochter des Präfecten Flavius Sabinus, und als er sah, daß ihr jugendliches Gesicht von Tränen überströmt war, sagte er: „Plautilla, du Kind des Heils, gehe hin im Frieden. Aber gib mir deinen Schleier, daß man mir damit die Augen verbinde, wenn ich zu dem Herrn gehe.“ Er nahm den Schleier, den sie ihm reichte, und schritt leuchtenden Angesichtes weiter, wie ein Arbeiter, der sein Tagwerk wohl vollbracht hat. Seine Gedanken waren ruhig und heiter wie der Abendhimmel. Sinnend schaute er über die weite Ebene hin, die sich vor ihm ausbreitete, und auf die in Licht getauchten Albaner Berge. Er gedachte seiner Reisen, seiner Arbeit und seiner Mühe, der Schwierigkeiten, die er überwunden, und der Gemeinden, die er in allen Ländern gegründet hatte und fühlte, daß er die Ruhe verdient habe, daß sein Werk vollendet sei. Er wußte, daß der Same, den er gesät hatte, nicht mehr vom Hauch der Bosheit in die Winde geblasen werden könne, und schied aus dem Leben mit der Gewißheit, daß die von ihm gepredigte Wahrheit den Sieg behalten werde. Ein Friede über alles Verfüllte seine Seele.

Der Weg nach dem Hinrichtungsplatz war weit, und der Abend brach herein. Die Berge leuchteten in Purpurfarbe, und aus den Tälern krochen die Abend Schatten an ihnen empor. Die Herden wurden heimgetrieben, und Gruppen von Sklaven kamen vorbei, die ihr Handwerkszeug auf den Schultern trugen. Kinder spielten auf der Straße und schauten verwundert die Soldaten an. Die müde, durchsichtige Abendluft war voll Friede und wie ein himmlischer Akkord, und Paulus fühlte sein Herz höher schlagen bei dem Gedanken, daß zu diesem Akkord von ihm ein Ton hinzugesügt worden war, der seither gefehlt hatte und ohne den der Zusammenklang des Lebens auf Erden nichts gewesen war als „ein tönendes Erz und eine klingende Schelle“.

Und er bedachte, daß er den Menschen die Liebe gepredigt habe und ihnen gesagt, daß sie nichts, nichts wären, und ob sie auch mit Menschen- und Engelszungen redeten und alle Geheimnisse wüßten und alle Erkenntnis und allen Glauben hätten, ohne die Liebe, die da ist langmütig und freundlich, die nicht eifert und nicht Mutwillen treibt, die nicht das Ihre sucht und nicht nach Schaden trachtet, die Liebe, die alles verträgt, alles glaubt, alles hofft, alles duldet und nimmer, nimmer aufhört.

Sein ganzes Leben hatte er der Aufgabe geweiht, den Menschen diese Wahrheit zu verkünden. Und jetzt sagte er sich: „Welche Macht ist ihr

gleich? Selbst der Kaiser vermag nichts über sie, und hätte er auch zweimal so viele Legionen und wäre Herr über zweimal so viele Städte und Völker und Länder und Meere."

Und wie ein Sieger schritt er einher, um seinen Lohn zu empfangen.

Endlich bog der Zug von der Hauptstraße ab und wandte sich nach Osten, dem schmalen Pfad zu, der nach den *Aquae Salviae* führte. Die untergehende Sonne tauchte die ganze Gegend in einen roten Schein. Bei den Quellen ließ der Centurio seine Soldaten haltmachen, denn die Stunde war gekommen. Paulus nahm den Schleier der *Plautilla* über den Arm, mit dem er sich die Augen verbinden lassen wollte, hob noch einmal seine von unbeschreiblichem Frieden strahlenden Blicke zum Abendhimmel auf und betete. Ja, die Stunde war gekommen; er sah vor sich eine lange Lichtstraße, die hinauf zum Himmel führte, und er wiederholte sich die Worte, die er früher einmal im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung an *Timotheus* geschrieben hatte:

"Ich habe einen guten Kampf gekämpft; ich habe den Lauf vollendet; ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit."

ACHTUNDZWANZIGSTES KAPITEL

In Rom tobte der Wahnsinn weiter. Noch ehe die beiden Apostel ihr Leben gelassen hatten, war die Verschwörung des *Piso* ans Licht gekommen, und nun setzte ein so unbarmherziges Enthaupten der hervorragendsten Männer Roms ein, daß selbst, wer *Nero* für einen Gott hielt, nun in ihm nur noch einen Gott der Vernichtung sah. Die ganze Stadt war in Trauer, und Schrecken herrschte in allen Häusern und allen Herzen. Aber die Türen der Häuser waren mit Efeu und Blumen bekränzt, denn es war verboten, um die Hingerichteten zu trauern. Wer morgens erwachte, fragte sich, wer wohl heute an die Reihe komme. Der Gespensterzug, der dem *Cäsar* folgte, nahm zu von Tag zu Tag.

Piso büßte die Verschwörung, die er angezettelt hatte, mit dem Leben. Das gleiche Schicksal hatten *Seneca* und *Lucanus*, *Fenius Rufus*, *Plautinus Lateranus*, *Flavius Scävinius*, *Afranius Quintianus*, *Tullius Senecio*, der alle Ausschweifungen *Neros* mitgemacht hatte, weiter *Proculus Araricus*, *Tugurinus*, *Gratus*, *Silanus*, *Sulpicius Asper* und selbst der einst dem Kaiser blind ergebene *Proximus*. Einige wurden um ihrer Nie-

derträchtigkeit willen gerichtet, andere wegen ihres Reichthums, ihrer Feigheit oder ihres Mutes. Der Kaiser war entsetzt über die große Anzahl der Verschwörer, ließ die Stadtmauern von Soldaten besetzen und behandelte Rom wie eine belagerte Stadt. Täglich fällte er neue Todesurtheile, die ein Centurio dem Verdächtigen ins Haus bringen mußte. Die Verurtheilten unterwarfen sich demüthig dem Befehl des Cäsars, schrieben ihm Briefe voll Ergebenheit und Schmeichelei, bedankten sich noch für das Urtheil und vermachten ihm einen Teil ihres Vermögens, um wenigstens den Rest für ihre Kinder zu retten. Neros Gebaren überschritt schließlich alle Grenzen und machte den Eindruck, daß er sehen wolle, bis zu welchem Grad sich die Menschen erniedrigen ließen und wie lange sie diese blutige Schreckensherrschaft dulden würden. Nachdem die Verräter selbst hingerichtet waren, mußten deren Verwandte, Freunde und schließlich auch nur Bekannte dasselbe Schicksal leiden. Wer aus den nach dem Brande neuerbauten prächtigen Wohnsitzen auf die Straße trat, war sicher, einem Leichenzug nach dem andern zu begegnen. Pompejus, Cornelius, Martialus, Flavius Nepos und Staius Domitius mußten sterben, weil sie beschuldigt worden waren, den Cäsar nicht genügend zu verehren, Novius Priscus, weil er ein Freund Senecas war. Rufius Crispus wurde geächtet, weil er der erste Gatte der Poppäa gewesen war, der große Thrasea mußte um seiner Tugend willen sterben, und viele hüßten ihre vornehme Abstammung mit dem Leben. Poppäa selber fiel einer Mißhandlung durch Nero während eines Wutausbruchs zum Opfer.

Und der Senat kroch auf dem Bauche vor dem schrecklichen Herrscher; er ließ Tempel zu seiner Ehre errichten, legte Gelübde für die Erhaltung seiner Stimme ab, bekränzte seine Bildsäulen und bestellte ihm, als einem Gott, eigene Priester. Mit Furcht und Zittern gingen die Senatoren auf den Palatin, um den Gesang Neros in den Himmel zu erheben und seine wüsten Orgien mit ihm zu feiern.

Inzwischen sproßte aus der mit Blut und Tränen getränkten Erde immer reicher die von den beiden Aposteln gesäte Saat auf.

NEUNUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Vinicius an Petronius



Wir erfahren hier genau, lieber Freund, was in Rom vorgeht, und was wir nicht wissen, das sagen uns deine Briefe. Wenn ein Stein ins Wasser fällt, so bildet er immer größere Kreise, und so hat die Nachricht von dem tollen Treiben auf dem Palatin auch uns erreicht. Carinas, den der Cäsar nach Griechenland sandte, ist hier durchgezogen und hat auf seinem Wege Städte und Tempel geplündert, um die leere Schatzkammer des Kaisers wieder zu füllen. Aus dem Schweiss und den Tränen des Volkes erbaut er sich sein „Goldenes Haus“. Es mag wohl sein, daß die Welt noch niemals ein solches Haus gesehen hat, so viel Ungerechtigkeit hat sie aber auch noch niemals erduldet. Die Städte in unserer Nähe sind bis jetzt verschont geblieben, vielleicht, weil sie weder reiche Tempel noch große Schätze aufzuweisen haben. Du fragst, ob wir nicht gefährdet seien. Ich kann nur sagen, wir sind vergessen; das sei dir Antwort genug. Wenn ich vom Schreiben aufblicke, übersehe ich unsere friedliche Bucht, auf der Urfus in seinem Boot eben das Netz ruhig ins Wasser senkt. Neben mir sitzt mein Weib und spinnt. Unsere Diener singen im Schatten der Mandelbäume. Welche Ruhe, welcher Friede, mein teurer Freund! Welch ein Gegensatz zu den Leiden der vergangenen Schreckenszeit! Nicht das Schicksal, wie du behauptest, sondern Christus, unser Herr und Gott, überschüttet uns mit seinem Segen. Kummer und Tränen sind auch uns nicht fremd, denn unsere Religion befiehlt uns, die Leiden anderer mitzufühlen. Aber selbst in diesen Tränen liegt ein Trost, den du nicht kennst, denn wenn wir unser Leben beendet haben, finden wir alle wieder, die wir geliebt haben und die um der Wahrheit willen gestorben sind. Petrus und Paulus sind für uns nicht tot; sie sind wiedergeboren in Herrlichkeit. Wir sehen sie mit den Augen der Seele, und unsere Herzen freuen sich ihrer Freude. Ja, lieber Freund, wir haben ein Glück gefunden, das kein Ende hat, denn der Tod, der für dich allem ein Ende macht, ist für uns nur der Anfang eines viel höheren Glücks.

Wir verbringen die Tage in ungestörtem Frieden. Auch unsere Diener und Sklaven glauben an Christus und seine Lehre der Liebe, und so lieben wir einander alle. Petronius, du hast mit angesehen, welchen Trost und welche Kraft in den Stunden der Anfechtung diese Religion geben kann, welchen Mut angesichts des Todes. Jetzt komm zu uns und sieh auch die

Freude, die sie spendet im täglichen Leben. Die Welt hat bisher keinen Gott gekannt, den sie lieben konnte, und darum haben auch die Menschen einander nicht geliebt. Daraus ist viel Leid entstanden, denn wie das Licht aus der Sonne, so strömt das Glück aus der Liebe.

Du hast mir einst gesagt, unser Glaube sei ein Feind des Lebens. Jetzt sage ich dir, und wenn ich von Anfang bis zu Ende meines Briefes nur die drei Worte wiederhole: „Ich bin glücklich!“ so hättest du doch noch keinen Begriff von der Größe dieses Glücks. Du sagst mir vielleicht, mein Glück sei Ligia, und du hast nicht unrecht. Aber ich bin glücklich, weil ich ihre unsterbliche Seele liebe und jedes von uns im andern Christus liebt. Solche Liebe kennt weder Trennung noch Untreue noch Wechsel noch Alter noch Tod. Auch wenn Jugend und Schönheit vergangen sind, wird die Liebe bleiben, denn der Geist ist derselbe geblieben. Vergleiche euer üppiges Leben, das voll Furcht und Unruhe ist, eure Freuden, die des nächsten Morgens nicht gewiß sind, und eure Orgien mit dem Leben der Christen, und über die Antwort kann kein Zweifel sein. Und damit du besser vergleichen kannst, komm her zu unsern Hügeln, die von Thymian duften, zu unsern Olivenhainen und unserem Gestade, das grün ist von Efeu. Du findest eine Ruhe hier, wie du sie noch niemals erfahren hast, und die innige Liebe treuer Herzen. Hier wird sich deine edle Seele freuen. Dein klarer Verstand wird die Wahrheit erkennen und sie lieben, wenn er sie erkannt hat. Menschen wie der Cäsar und Tigellinus mögen sie hassen, ihr gegenüber in Gleichgültigkeit zu verharren, vermag niemand. O Petronius! Ligia und ich, wir freuen uns von Herzen beim Gedanken, daß du bald bei uns sein wirst. Komm und besuche uns! Lebe wohl und sei glücklich!“

Diesen Brief des Vinicius erhielt Petronius in Cumä, wohin er mit den andern Augustianern im Gefolge des Kaisers abgereist war. Sein langer Kampf gegen Tigellinus näherte sich dem Ende. Petronius wußte, daß er unterliegen müsse, und sah die Gründe wohl ein. Je mehr der Cäsar nur noch zum Wagenlenker, Schauspieler und Possenreißer herabsank, je tiefer er in der unflätigsten Zügellosigkeit untertauchte, um so mehr mußte ihm der „Hüter des guten Geschmacks“ lästig werden. Selbst im Schweigen des Petronius erkannte Nero dessen Mißbilligung, und auch sein Lob hielt er nur noch für Spott. Seine Eigenliebe wurde durch den Vergleich mit dem edeln Patrizier verletzt und sein Neid erweckt. Seine Reichtümer und seine herrlichen Kunstschätze stachen sowohl Nero wie Tigellinus längst in die Augen. Petronius war bis jetzt verschont geblieben wegen der Reise nach Griechenland, bei der sein Geschmack und seine Kenntnis der griechischen Kunst von Nutzen sein konnten. Jetzt aber gelang es Tigellinus, dem

Cäsar weiszumachen, daß Carinus den Petronius an Kunstgeschmack und Wissen weit übertreffe und darum mehr befähigt sein werde, in Griechenland Spiele, Feste und Triumphe zu veranstalten. Von diesem Augenblick an war das Schicksal des Petronius besiegelt. Aber ihm in Rom sein Todesurteil zuzusenden, dazu hatte der Cäsar doch nicht den Mut. Sowohl Nero wie Tigellinus erinnerten sich nur zu gut, welche Umsicht und Tatkraft dieser anscheinend so lässige, weichliche und üppig gewöhnte Römer, der nur für die Kunst und schöne Feste da zu sein schien, als Prokonsul in Bithynien entfaltet hatte, und ebenso später als Konsul in Rom. Er stand in Rom in hoher Achtung, das Volk liebte ihn, und auch die Prätorianer waren ihm anhänglich. Keiner von des Kaisers Ratgebern konnte es so recht vorausagen, wie Petronius handeln würde, darum erschien es sicherer, ihn in der Provinz von seinem Geschick ereilen zu lassen.

So erhielt Petronius denn mit andern Augustianern zusammen eine Einladung nach Cumä. Obwohl er Verrat ahnte, so ging er doch, vielleicht weil er keinen offenen Widerstand leisten und mit einem dem Cäsar und den Augustianern gezeigten fröhlichen und sorglosen Gesicht vor seinem Tode einen letzten Sieg über Tigellinus davontragen wollte. Inzwischen hatte ihn Tigellinus der Freundschaft mit dem Senator Scävinius angeklagt, der das Haupt der Pisonischen Verschwörung gewesen war. Die in Rom zurückgebliebenen Diener des Petronius wurden gefangen genommen und sein Haus von Prätorianern umstellt. Als er diese Nachricht empfing, zeigte er weder Schrecken noch Erstaunen, sondern sagte lächelnd zu den Augustianern, die eben in seiner schönen Villa in Cumä bei ihm zu Gaste waren:

„Der Rottkopf haßt direkte Fragen, und ihr sollt sehen, wie er verwirrt sein wird, wenn ich ihn frage, ob auf seinen Befehl hin meine Dienerschaft in Rom gefangen gesetzt ist.“ Dann lud er sie zu einem Fest ein vor der „langen Reise“. Mit den Vorbereitungen für dieses Fest war er eben beschäftigt, als der Brief des Vinicius bei ihm eintraf. Als er ihn gelesen hatte, wurde er etwas nachdenklich, aber bald zeigte sein Gesicht wieder den gewohnten gelassenen Gesichtsausdruck. Während des Abends schrieb er folgende Antwort:

„Ich freue mich eueres Glückes und bewundere euere guten Herzen, denn ich hätte nicht gedacht, daß zwei Liebende eines Dritten gedenken würden, der in der Ferne weilt. Ihr habt mich nicht nur nicht vergessen, sondern ladet mich auch noch ein, nach Sizilien zu kommen und euer Brot und euern Christus mit euch zu teilen, der euch, wie du schreibst, mit Glück überschüttet. Wenn das wahr ist, so sei er gepriesen. Ich jedoch bin der Ansicht, daß dir Ligia einesteils durch Ursus, andernteils durch das römische Volk wiedergegeben worden ist. Wenn du aber glaubst, Christus sei die einzige Ur-

sache von Ifigias Errettung gewesen, so will ich darum nicht mit dir streiten, dann sei du nur ja nicht sparsam mit den Opfern, die du ihm darbringst. Auch Prometheus hat sich für die Menschen geopfert. Aber Prometheus ist wahrscheinlich eine dichterische Erfindung, während mir glaubwürdige Menschen versichert haben, sie hätten Christus mit eigenen Augen gesehen. Ich bin so weit gekommen, gleich dir zu denken, daß er der würdigste aller Götter sei.

Ich erinnere mich wohl noch der Frage, die mir Paulus einmal gestellt hat, und denke, daß ich wohl Zeit fände, euch in Sizilien zu besuchen, wenn der Notkopf ein Christ wäre und nach den Vorschriften Christi lebte. Dann könnten wir allerdings sorgloser dem nächsten Tag entgegensehen, könnten uns im Schatten der Bäume und beim Quellenrauschen über alle Götter und alle Wahrheiten unterhalten, über die sich die griechischen Philosophen aller Zeiten gestritten und den Kopf zerbrochen haben. Heute gebe ich dir darauf eine kurze Antwort.

Die Wahrheit thront in einer solchen Höhe, daß selbst die Götter auf ihrem höchsten Olymp sie nicht zu sehen vermögen. Dir, teuerster Freund, erscheint dein Olymp noch höher, und du stehst droben und ruffst zu mir herunter: „Steige herauf, und du wirst schauen, was du nie zu sehen geträumt hast!“ Mag sein. Aber ich antworte: „Freund, ich habe keine Beine dazu.“ Und wenn du diesen Brief zu Ende gelesen hast, wirst du mir zugeben, daß ich recht habe.

Nein, du glücklicher Gatte der Tochter der Morgenröte, dein Glaube ist nichts für mich. Soll ich die Bithynier lieben, die meine Sänfte tragen, oder die Ägypter, die mir mein Bad bereiten? Oder soll ich gar den Notkopf und Ifigellinus lieben? Bei den weißen Knien der Grazien schwöre ich dir, daß ich sie nicht lieben könnte, selbst wenn ich wollte. Es gibt in Rom mindestens hunderttausend Menschen, die entweder einen Buckel haben oder klobige Knie, oder Spindelbeine oder Dickköpfe oder Schielaugen. Befiehlst du mir, die alle auch zu lieben? Wo soll ich diese Liebe hernehmen, wenn ich nichts davon in meinem Herzen finde? Und wenn es der Wille deines Gottes ist, daß ich sie alle lieben soll, warum in seiner Allmacht hat er ihnen dann nicht die Form der Niobiden gegeben, die du auf dem Palatin bewundert hast? Wer die Schönheit liebt, der kann gerade darum die Hässlichkeit nicht lieben. Man braucht an unsere Götter nicht zu glauben, aber man kann sie lieben, wie Phidias, Praxiteles und Myron sie geliebt haben.

Aber selbst wenn ich Lust hätte, dahin zu gehen, wohin du mich führen möchtest, so könnte ich es dennoch nicht tun. Du glaubst wie Paulus, daß du seiner Zeit jenseits des Styr in irgend einem elysäischen Gefilde deinen Christus sehen werdest. Nun, er soll selbst einmal sagen, ob er mich an-

nehmen will mit meinen Gemmen, meiner Onyrschale, meiner Ausgabe des Sojus und meiner goldgelockten Eunike. Ich muß lächeln, wenn ich nur daran denke, mein Freund, denn Paulus hat mir gesagt, daß ich auf Rosenkränze, frohe Feste und den Schmuck des Lebens verzichten müßte. Es ist wahr, er hat mir dafür andere Freuden versprochen, aber ich habe ihm erwidert, daß ich dafür zu alt sei, daß Rosen stets mein Entzücken sein würden, und daß Weichengeruch mir jederzeit lieber sei als die Ausdünstung irgend eines schmutzigen lieben Nächsten aus der Subura.

Dies sind einige Gründe, warum dein Glück nicht auch das meine sein kann; aber ich habe noch einen Grund, den ich bis zum Schluß aufbewahrt habe. Mich ruft der Tod; für dich beginnt das Leben erst, aber meine Sonne ist bereits untergegangen, und die Schatten der Dämmerung umhüllen mich. Mit anderen Worten, ich muß sterben, du mein Geliebter.

Es lohnt nicht, darüber des längeren zu reden. Es mußte einmal so kommen. Du, der du den Rotkopf kennst, wirst das wohl verstehen. Tigellinus hat gesiegt, oder richtiger gesagt, meine Siege haben ihr Ende erreicht. Ich habe gelebt, wie ich wollte, und ich will sterben, wie es mir gefällt.

Traure nicht um mich. Mir hat kein Gott Unsterblichkeit versprochen, darum wundere ich mich nicht, daß ich sterben muß. Aber du irrst dich, Vinicius, wenn du behauptest, nur im Glauben an deinen Gott könne man gefast sterben. Nein, unsere Welt wußte auch schon früher, daß es Zeit ist zu scheiden, wenn der letzte Becher geleert ist, und sie versteht heute noch, das gefast und heiter zu tun. Plato sagt, die Tugend sei Musik und das Leben der Philosophen Harmonie. Wenn dies wahr ist, sterbe ich, wie ich gelebt habe, tugendhaft. Deinem göttlichen Weibe möchte ich Lebenswohl sagen mit den Worten, die ich einst im Hause des Aulus zu ihr sagte: „Ich habe viele Länder und Völker gesehen, aber nirgends eine, die dir gleiche.“

Wenn also die Seele etwas mehr ist, als was Pyrrhon meint, so wird die meine auf ihrem Weg an die äußersten Grenzen des Meeres als Schmetterling oder, wie die Ägypter meinen, als Sperber zu dir hinfliegen und auf deinem Hause rasten. Anders kann ich nicht zu dir kommen. Möchte Sizilien für euch die Gärten der Hesperiden sein. Möchten euch die Feld-, Wald- und Quellengöttinnen Blumen auf den Weg streuen und weiße Tauben sollen auf den Akanthusblättern der Säulen eures Hauses nisten!“

DREISSIGSTES KAPITEL

Petronius hatte sich nicht geirrt. Zwei Tage später schickte ihm der junge Nerva, der ihm sehr ergeben war, einen Freigelassenen mit der Nachricht, daß sein Tod jetzt eine fest beschlossene Sache sei. Am nächsten Tage werde ihm ein Centurio geschickt werden mit dem Befehl, vorerst in Cumä zu bleiben und weitere Befehle abzuwarten. Einige Tage darauf werde ihm ein zweiter Bote das Todesurteil überbringen.

Petronius nahm diese Nachricht unbewegt entgegen und sagte zu dem Freigelassenen: „Du wirst deinem Herrn eine meiner Vasen bringen, die ich dir einhändigen werde, ehe du zurückkehrst. Sage ihm in meinem Namen, daß ich ihm von ganzem Herzen danke, denn nun wird es mir möglich sein, dem Todesurteil zuvorzukommen.“ Und plötzlich brach er in ein lautes Gelächter aus, wie jemand, dem ein herrlicher Plan eingefallen ist und der sich schon vor der Ausführung herzlich darüber freut.

Sofort schickte er seine Sklaven zu allen in Cumä weilenden Augustianern und ließ sie mit ihren Frauen und Töchtern noch auf denselben Abend zu einem Festmahl in seine herrliche Villa einladen. Den Nachmittag verbrachte er schreibend. Dann nahm er ein Bad und ließ sich hernach festlich kleiden. Herrlich geschmückt wie ein Gott begab er sich in den Speisesaal, um einen Kennerblick auf die Vorbereitungen zu werfen, und dann in den Garten, wo griechische Jünglinge und Jungfrauen Rosenkränze für das Fest wanden.

Nicht die leiseste Spur von Erregung war auf seinem Gesicht bemerkbar. Die Dienerschaft wußte nur, daß das Fest etwas ganz Außerordentliches werden sollte, denn er hatte befohlen, die reichlich zu belohnen, mit deren Leistungen er zufrieden sei, und Nachlässige mit Peitschenhieben anzutreiben. Auch die Sänger und Lautenspieler sollten einen ungewöhnlich hohen Lohn empfangen. Endlich nahm er auf einer Gartenbank unter einer Bude Platz und ließ Eunike zu sich kommen. Sanft faßte er ihren Kopf an den Schläfen und schaute sie an mit der Bewunderung eines Kenners, der eine Statue betrachtet, die frisch aus der Hand des Meisters hervorgegangen ist.

„Eunike, weißt du, daß du schon seit langer Zeit keine Sklavin mehr bist?“ fragte er.

Ruhig schaute sie mit ihren herrlichen blauen Augen zu ihm auf und sagte: „Immer will ich deine Sklavin bleiben.“

„Aber du weißt vielleicht nicht, daß diese Villa und die Sklaven dort,

die Kränze winden, und alles, was dazu gehört, Felder und Herden, von nun an dir gehören," fuhr er fort.

Eunike fuhr bei diesen Worten einige Schritte zurück, und mit einer vor Erregung fast erstickten Stimme fragte sie: „Warum sagst du das, Herr?“

Sie trat wieder auf ihn zu und starrte ihn mit angstvollen Augen an. Plötzlich wurde sie totenblau. Er aber lächelte und sagte lächelnd nur das eine Wort: „Ja!“

Das nun folgende minutenlange Schweigen war nur von dem Säuseln des Windes unterbrochen, der durch die Buchenblätter fuhr. Petronius hätte meinen können, er stehe einer Marmorstatue gegenüber.

„Eunike!“ sagte er. „Ich möchte heiter sterben.“

Mit einem herzerreißenden Lächeln schaute ihn das Mädchen an und sagte: „Herr, ich gehorche dir.“

Am Abend erschienen die Gäste in großer Zahl. Sie hatten bei Petronius schon manches Fest gefeiert und wußten, daß damit verglichen selbst die Feste des Kaisers langweilig und barbarisch waren. Viele waren sich wohl bewußt, daß die Wolke von des Kaisers Ungnade drohend über Petronius hing, aber das war schon oft der Fall gewesen, und noch immer hatte Petronius es verstanden, sie durch ein kluges Wort oder eine kühne Tat wieder zu zerstreuen, so daß niemand wirklich an eine ernste Gefahr für ihn glaubte. Sein heiteres Gesicht und sein gewohntes sorgloses Lächeln bestärkte sie noch mehr in dieser Ansicht. Die schöne Eunike, der er den Wunsch ausgesprochen hatte, heiter zu sterben, und der jedes seiner Worte ein Orakel und jeder seiner Wünsche ein Befehl war, zeigte ebenfalls ein vollständig gefasstes Gesicht. Aus ihren Augen strahlte ein ganz merkwürdiger Glanz, wie von großer innerer Freude.

Jünglinge, deren Haare in goldene Netze gefast und mit Rosenkränzen geschmückt waren, standen auf der Schwelle des Festsaales. Nach altem Brauch warnten sie die Gäste davor, mit dem rechten Fuß zuerst über die Schwelle zu treten. Ein leichter Veilchenduft machte sich im Saale bemerkbar. In vielfarbigen alexandrinischen Gläsern brannten Lichter. Neben den Polsterbänken standen kleine griechische Mädchen, deren Aufgabe es war, die Füße der Gäste mit Balsam zu salben. An den Wänden entlang standen Sänger und Lautenspieler und warteten auf das Zeichen zum Beginn.

Das Tafelgerät war prunkvoll, aber weder überladen noch aufdringlich, und hielt sich vollständig in den Grenzen des feinsten Geschmacks. Alles sah aus, als ob es gar nicht anders sein könnte. Freudig empfanden die eintretenden Gäste die Freiheit von Zwang und drohender Gefahr, die im

Palast des Kaisers über ihnen schwebte, wo man oftmals eine ungenügende Lobpreisung des kaiserlichen Künstlers mit dem Leben bezahlte. Der Anblick der bunten Lampen, der efebekränzten Trinkschalen mit in Schnee gekühltem Wein und der ausgesuchten Speisen erfreuten die Herzen der Festgäste. Die Unterhaltung wurde lebhaft wie das Summen eines Bienenschwarms in einem blühenden Apfelbaum. Hier und da ertönten heitere Scherzworte, die von Mund zu Mund weitergegeben wurden, und fröhliches Gelächter ließ sich hören. Die Lebhaftigkeit nahm immer mehr zu.

Ehe die Gäste tranken, gossen sie einige Tropfen Weins aus, den unsterblichen Göttern zu Ehren und für das Wohlergehen des Gastgebers. So wollte es nun einmal das Herkommen, wenn auch viele nicht mehr an die Götter glaubten. Petronius, der neben Eunike lag, plauderte fröhlich über den neuesten römischen Stadtklatsch, über die allerlechtesten Ehescheidungen und Liebesgeschichten, über die Wagenrennen; über Spiculus, der sich in letzter Zeit in der Arena Ruhm erworben hatte, und über die neuesten Bücher. Als er seinen Wein ausgoß, erklärte er, er gieße ihn einzig und allein der zypriischen Göttin zu Ehren, der ältesten und größten und allein unsterblichen Gottheit, die von Urbeginn an geherrscht habe und immer noch herrsche.

Seine Unterhaltung war wie ein Sonnenstrahl, der jetzt auf diesen und dann auf jenen Gegenstand fällt und ihn erleuchtet, oder wie ein Sommerlüftchen, das durch die Blumen des Gartens streicht. Nach einiger Zeit nickte er dem Leiter seines Sängerkhores zu, sanftes Lautenspiel ertönte, und dann setzten frische junge Stimmen ein. Tänzerinnen aus Kos, der Heimat Eunikes, traten auf, und ein ägyptischer Wahrsager verkündigte den Gästen aus den Bewegungen von Goldfischen in einem Kristallgefäß ihre Zukunft.

Nachdem diese Vergnügungen lange genug gewährt hatten, richtete sich Petronius halb von den Polstern seines Lagers auf und sagte so obenhin: „Freunde, verzeiht, wenn ich euch um eine kleine Gefälligkeit bitte. Nehme jeder die Schale, aus der er den Göttern zu Ehren und für mein Wohlergehen Wein gegossen hat, von mir als Geschenk.“

Die Trinkschalen des Petronius waren von kunstvoller Arbeit und glänzten von Gold und Edelsteinen. Obwohl das Verteilen von Geschenken bei Festmählern in Rom Brauch war, staunten die Gäste doch über diese reichen Gaben. Einige dankten ihm und priesen ihn laut, andere sagten, Jupiter selbst habe die Götter im Olymp niemals mit so reichen Geschenken geehrt, ja einige hatten sogar Bedenken, ein Geschenk von so ungewöhnlich großem Wert anzunehmen. Petronius hob eine in allen Regenbogenfarben schimmernde Dnyrschale in die Höhe und rief:

„Dies ist die Schale, aus der ich der Göttin von Zypern meinen Wein gegossen habe. Keine Lippen sollen sie mehr berühren, und keine andere Hand soll aus ihr einer andern Gottheit Wein gießen!“ Damit schmetterte er das kostbare Gefäß auf den mit lila Krokus bestreuten Fußboden, daß es in tausend Stücke zerbrach, und sagte als Antwort auf das allgemeine Erstaunen:

„Liebe Freunde, seid lustig und wundert euch nicht. Schwäche und Hinfälligkeit sind die bösen Weggenossen des Alters. Darum will ich euch ein gutes Beispiel geben und einen weisen Rat erteilen. Es steht in eurer Macht, dem Alter und seinen schlimmen Begleitern zu entgehen, indem ihr, ehe sie kommen, freiwillig aus dem Leben scheidet, wie ich es jetzt tue.“

„Was hast du vor?“ riefen viele Stimmen wie aus einem Munde.

„Ich habe vor, fröhlich zu sein, Wein zu trinken, Musik zu hören, die herrlichen Formen hier neben mir zu betrachten und dann einzuschlafen, mein Haupt mit Rosen bekränzt. Von dem Cäsar habe ich bereits Abschied genommen. Wollt ihr meinen Abschiedsbrief an ihn hören?“

Er zog einen Brief unter den Purpurkissen hervor und las folgendes vor:

„O Cäsar, ich weiß, daß du mit Ungeduld auf mein Kommen wartest, und daß sich dein getreues Freundesherz Tag und Nacht nach mir sehnt. Ich weiß, daß du mich gerne mit Gaben überschütten, mich zum Präfecten der Prätorianer machen und Tigellinus befehlen möchtest, das zu werden, wozu ihn die Götter geschaffen haben, nämlich Aufseher über die Maultiere in den Besitzungen, die dir durch die Vergiftung des Domitius zugefallen sind. Bitte, vergib mir, wenn ich dir nun schwöre beim Hades und bei den Schatten deiner Mutter, deines Weibes, deines Bruders und deines Lehrers Seneca, die alle im Hades sind, daß ich nicht zu dir kommen kann. Das Leben ist ein großer Schatz, du mein Geliebter, und aus diesem Schatz habe ich verstanden, mir die kostbarsten Edelsteine anzueignen. Allein das Leben bietet auch vieles, das ist nicht länger ertragen kann. Bitte, meine ja nicht, du hättest meine Gefühle dadurch verletzt, daß du deine Mutter, dein Weib und deinen Bruder ermordet, Rom verbrannt und alle redlichen Männer deines Reiches in den Erebus gesandt hast. Mein, Enkel des Kronos, der Tod ist das allgemeine Los der Menschen, und von dir war nichts anderes zu erwarten. Aber noch jahrelang meine Ohren durch deinen Gesang beleidigen zu lassen, deine dürren Stecken von Weinen im Waffentanz sich drehen zu sehen, dein Leierspiel, deine Gedichte anhören zu müssen, du schlechter Bänkelsänger, das geht über meine Kraft und hat in mir den Wunsch erweckt, zu sterben. Kom verstopft sich die Ohren, um dich nicht hören zu müssen, die Welt verlacht dich, und ich

mag und will nicht länger für dich erröten. Das Geheul des Cerberus, du mein Geliebter, gleicht zwar deinem Gesang genau, ist aber für mich minder kränkend, denn ich bin nie sein Freund gewesen und brauche darum für ihn nicht zu erröten. Lebe wohl, aber singe nicht mehr; fahre fort zu morden, aber schreib keine Gedichte; vergifte, aber laß das Tazzen sein; steck in Brand, was du willst, aber spiele nicht die Leier. Das sind die dir geweihten Wünsche und der letzte freundschaftliche Rat des „Hüters des guten Geschmacks“.

Die Festgäste waren starr vor Entsetzen. Sie wußten, daß selbst der Verlust seiner Herrschaft für Nero kein so herber Schlag wäre, wie dieser Brief, und sahen ein, daß der Mann, der ihn geschrieben hatte, sterben müsse. Zugleich wurden sie vom blassen Entsetzen um ihrer selbst willen erfaßt, weil sie diesen Brief mit angehört hatten.

Petronius brach in ein so herzliches Gelächter aus, als ob die ganze Sache nur ein unschuldiger Scherz wäre. Dann schaute er sich rund um und sagte: „Seid fröhlich und guter Dinge und verjagt alle Furcht. Es braucht sich ja niemand dessen zu rühmen, daß er das Vorlesen dieses Briefes mit angehört habe. Ich selbst werde mich seiner nur Charon gegenüber rühmen, wenn er mich über den dunkeln Fluß fährt.“

Er nickte seinem griechischen Arzt zu und streckte ihm den Arm hin. Im Handumdrehen hatte ihn der geschickte Grieche mit einem goldenen Band umwunden und öffnete nun die Schlagader im Ellbogengelenk. Hoch auf spritzte das Blut und ergoß sich über die Kissen und über Eunike, die den Kopf des Petronius umfassen hielt. Sie beugte sich über ihn und sagte:

„Herr, hast du gemeint, ich würde dich verlassen? Wenn mir die Götter Unsterblichkeit gewähren wollten und der Cäsar bereit wäre, mir die Herrschaft der Welt zu übertragen, ich ginge doch mit dir.“

Lächelnd richtete sich Petronius ein wenig auf, berührte ihre Lippen mit den seinen und erwiderte: „So komm mit mir.“ Und er fügte hinzu: „Ja, du hast mich wahrhaftig geliebt, du meine Göttin!“

Eunike bot ihren rosigen Arm dem Arzte hin, und bald floß auch ihr Blut und mischte sich mit dem seinen.

Wieder gab Petronius dem Leiter des Chores ein Zeichen, und von neuem ertönten die Lauten und die Stimmen der Sänger. Sie fangen zuerst „Harmodius“ und dann das Lied des Anakreon, in dem der Dichter sich beklagt, er habe unter einem Baum halb erfroren das weinende Kind der Aphrodite gefunden und es mit nach Haus genommen, es erwärmt und wieder zum Leben gebracht und ihm die Flügel abgetrocknet; dafür habe ihm der Undankbare das Herz mit einem Pfeil durchbohrt, und seither sei sein Herzensfrieden dahin.

Aneinander gelehnt, schön wie zwei Götterbilder, lächelnd, aber allmählich immer blässer werdend, lauschten Petronius und Eunike auf diesen Gesang. Als er endete, befahl Petronius, mehr Wein zu bringen und neue Gerichte aufzutragen, und begann eine Unterhaltung mit denen von seinen Gästen, die ihm am nächsten saßen, über all die liebenswürdigen Kleinigkeiten, um die sich die Unterhaltung bei solch einem Feste zu drehen pflegt. Endlich ließ er sich von dem Griechen die Ader für eine Weile verbinden und erklärte, der Schlaf übermanne ihn, und er möchte sich ihm noch einmal hingeben, ehe ihn der Tod in den ewigen Schlaf versenke.

Und so schlummerte er ein. Als er wieder erwachte, hatte das Gesicht des Mädchens, das an seiner Brust ruhte, schon die Blässe einer Lilie angenommen. Sanft bettete er ihren Kopf auf das Kissen, um sie noch einmal recht betrachten zu können; dann ließ er sich die Adern wieder öffnen. Auf seinen Wink fielen die Sänger ein mit einem zweiten Lied des Anakreon, und die Lauten begleiteten so gedämpft, daß kein Wort verloren ging. Petronius wurde immer blässer. Als das Lied dahinstarb, wandte er sich noch einmal an seine Festgäste und sprach:

„Freunde, gesteht mir zu, mit uns stirbt — —“ aber er konnte seinen Satz nicht beenden. Mit einer letzten Bewegung schlang er seinen Arm um Eunike, sein Haupt sank auf das Kissen, und er hauchte seinen letzten Seufzer aus.

Aber die Festgäste, die diese zwei weißen Körper betrachteten, schön wie zwei Götterbilder, wußten wohl, daß mit ihnen Schönheit und Poesie aus ihrer Welt geschieden sei.

EPILOG



Der Aufruhr der gallischen Legionen unter der Führung des Vindex sah anfänglich gar nicht sehr gefährlich aus. Der Kaiser war erst einunddreißig Jahre alt, und niemand hoffte, daß die Welt so bald von dem Abdruck befreit werde, der auf ihr lag. Auch unter früheren Herrschern waren Soldatenaufstände vorgekommen, ohne daß sich dadurch in der Herrschaft etwas geändert hätte. So hatte Drusus unter Tiberius den Aufstand der Pannonischen Legionen unterdrückt und Germanicus den der Legionen am Rhein. „Und wer könnte auch der Nachfolger des Nero werden?“ fragte man sich. „Alle Nachkommen des göttlichen Augustus sind getötet.“ Andere meinten, seine Macht sei überhaupt nicht zu

brechen. Es gab sogar Leute, die sich nach seiner Rückkehr aus Griechenland sehnten, denn Helios und Polythetes, die er zu seinen Stellvertretern in Italien bestellt hatte, wütheten noch grausamer als er selbst.

Niemand war seines Lebens und seiner Habe sicher, und auch das Gesetz war kein Schutz mehr. Tugend und Menschenwürde waren verschwunden; die Familienbände hatten sich gelöst. Verzagte Seelen hatten längst alle Hoffnung auf Besserung aufgegeben. Aus Griechenland kamen Gerüchte über die unerhörten Triumphe des Kaisers, von den Tausenden von Siegeskränzen, die er errungen, von den Tausenden von Segnern, die er besiegt hatte. Die Welt war nichts mehr als eine einzige blutige und possenhafte Orgie, und es herrschte die Ansicht, daß das Leben von nun an in dieser Weise weitergehen werde. Der Kaiser selbst, dem ein Aufruhr den Vorwand zu neuen Plünderungen lieferte, machte sich der meuternden Legionen wegen keine Sorgen, ja er verhehlte nicht einmal seine Freude über den Aufstand. Erst als ihm Helios meldete, ein längeres Fernbleiben könnte ihn seine Herrschaft kosten, machte er sich nach Neapel auf.

Dort fing er wieder an zu spielen und zu singen und kümmerte sich keinen Deut um die zunehmende Gefahr. Vergebens stellte ihm Tigellinus vor, daß es den früheren Soldatenaufständen an einem Führer gefehlt habe, während jetzt an ihrer Spitze ein Abkömmling der alten Könige von Aquitanien stehe, ein bewährter Krieger von großem Ruhm. Neros Antwort lautete: „Hier hören mir Griechen zu, und die allein verstehen zuzuhören, und sie allein sind meines Gesanges würdig.“ Er behauptete, seine erste Pflicht sei, seiner Kunst, seinem Ruhm zu leben. Als er aber erfuhr, Vindex habe ihn für einen schlechten Künstler erklärt, da erhob er sich und machte sich auf den Weg nach Rom.

Unterwegs kam er an einem Erzstandbild vorbei, das einen gallischen Krieger darstellte, der von einem römischen Ritter besiegt wird. Das nahm er für eine gute Vorbedeutung und scherzte von da an nur noch über Vindex und die meuternden Legionen. Sein Einzug in die Stadt stellte alle früheren Triumphzüge in den Schatten. Er fuhr in demselben Wagen, den Augustus bei seinem Triumphzug benützt hatte. Ein Bogen des Jirrus war eingerissen worden, um für den Zug Platz zu schaffen. Der Senat, die Ritter und eine gewaltige Volksmenge kamen ihm entgegen, um ihn zu begrüßen. Die Mauern zitterten von dem Geschrei: „Heil dir, Augustus! Heil dir, Herkules! Heil dir, Göttlicher! Unbesiegllicher! Unsterblicher!“ Neros Siegeskränze und Tafeln mit den Namen der Städte und der Meister, die er besiegt hatte, wurden hinter ihm hergetragen. Nero selbst war wie trunken von all den Huldigungen und fragte mit vor Bewegung bebender Stimme die Augustianer, ob nicht der Triumphzug Julius Cäsars nichts

gewesen sei im Vergleich mit dem seinen? Die Möglichkeit, irgend ein Sterblicher könnte gegen ihn, den Halbgott, auch nur die Hand erheben, kam ihm gar nicht in den Sinn. Er fühlte sich wirklich als Olympier und darum sicher vor jeder Gefahr.

Blumen und Kränze verdeckten den gähnenden Abgrund. Aber noch an demselben Abend waren alle Tempelmauern mit Inschriften bedeckt, die die Verbrechen des Nero aufzählten, das Nahen der Rache verkündeten und ihn als Künstler verspotteten. Abenteuerliche Gerüchte durchliefen die Stadt. Die Augustianer waren voll Bestürzung. Niemand ahnte mehr, was die Zukunft bringen könnte, und darum wagte auch niemand, Wünsche oder Hoffnungen zu äußern oder auch nur zu fühlen und zu denken.

Nero lebte indessen nur noch für Musik und Theater. Nichts fesselte ihn mehr als eine neuerfundene Wasserorgel, mit der auf dem Palatin Versuche angestellt wurden. In kindischer Unfähigkeit zu denken und zu handeln, bildete er sich ein, er könne damit jeder Gefahr die Spitze bieten, daß er für die Zukunft prächtige Spiele und Schaustellungen versprach. Als seine nächste Umgebung sah, daß er, statt ein Heer aufzustellen, nur darüber nachsann, wie er die drohende Gefahr am wirkungsvollsten schildern könne, verloren viele vollständig den Kopf. Andere wieder dachten, er wolle nur seine eigene Angst und Sorge damit betäuben. Sein Gebaren wurde immer sprunghafter, und jeden Tag kamen ihm tausend neue Einfälle in den Kopf. Heute wollte er der Gefahr entgegenziehen, befahl, seine Harfen und Leiern einzupacken, seine jungen Sklavinnen als Amazonen zu bewaffnen und die Legionen aus dem Orient einzuberufen. Morgen wollte er die aufrührerischen Legionen nicht durch kriegerische Handlungen, sondern durch Gesang besiegen, und er genoß im voraus schon das herrliche Schauspiel, wie die rauhen Soldaten bei seinem Gesang hinschmelzen würden. Mit tränenüberströmten Augen würden sie ihn umringen. Dann wollte er noch einen Siegesgesang anstimmen, und damit sollte ein neues goldenes Zeitalter für Rom beginnen. Dann wieder schrie er nach Blut. Zu anderen Zeiten wieder rief er, er wolle sich mit der Herrschaft über Agypten begnügen, im Gedanken an die Wahrsager, die ihm mit der Herrschaft über Agypten auch die über Jerusalem versprochen hatten. Dann wieder rührte er sich selber bis zu Tränen, wenn er sich ausmalte, wie er als wandernder Sänger sich selbst sein Brot verdiene und in fernen Städten und Ländern hochgeehrt werde. Er wollte geehrt werden nicht als Herrscher der Welt, sondern als Dichter und Sänger, dessen gleichen die Welt noch niemals gehört hatte.

So taumelte er umher in einem Durcheinander von hohlen Reden, schlechten Versen, Seufzern, Tränen und Blutvergießen, indessen die dunkle Wolke im Westen täglich größer und schwärzer wurde. Sein Maß

war übergelb, und das Possenspiel nahte seinem Ende. Als die Nachricht eintraf, Galba und ganz Spanien hätten sich dem Aufstand angeschlossen, versiel er in Zobsucht. Er zerschmetterte Gläser, stürzte Tische um und gab Befehle, die nicht einmal Tigellinus und Helios auszuführen wagten. Alle Gallier in Rom zu töten, die wilden Tiere loszulassen, die Hauptstadt nach Alexandrien zu verlegen, das schienen ihm herrliche und staunenswerte Taten zu sein, die ohne Schwierigkeit ausgeführt werden könnten. Aber die große Zeit seiner Macht war vorbei. Selbst die Teilnehmer an seinen früheren Verbrechen sahen in ihm jetzt nur noch den Wahnsinnigen.

Durch den Tod des Vinder und die darauf folgende Uneinigkeit unter den auführerischen Legionen schien sich die Waagschale wieder zu seinen Gunsten zu senken. Neue Feste und neue Triumphe wurden angeordnet und neue Todesurteile gefällt. Da kam eines Nachts ein Bote auf dampfendem Pferde aus dem Lager der Prätorianer angesprengt mit der Nachricht, die Soldaten in der Stadt hätten die Fahne des Aufruhrs entfaltet und Galba zum Kaiser ausgerufen.

Nero schlief, als dieser Bote ankam. Als er aufwachte, rief er vergebens nach der Wache, die nachts vor seinen Zimmern zu stehen pflegte. Der Palast war verlassen bis auf die Sklaven, die in den entfernteren Gemächern plünderten und alles Tragbare wegschleppten. Beim Anblick Neros flohen sie entsetzt. Nero lief durch die leeren Säle und erfüllte sie mit seinem Schreckens- und Verzweiflungsgeschrei. Endlich antworteten seine Freigelassenen, Phaon, Sporus und Epaphroditus auf sein Geschrei. Sie redeten ihm dringend zu, sofort zu fliehen, es sei kein Augenblick mehr zu verlieren. Er aber erging sich immer noch in Wahnvorstellungen. Wie wär's, wenn er in Trauergewändern vor den Senat träte? Seinen Tränen und seiner Beredsamkeit könnte dieser doch gewiß nicht widerstehen! Wer in der Welt könnte ihm widerstehen, wenn er all seine Künste, seine ganze Beredsamkeit aufböte? Doch wenigstens die Herrschaft über Agypten würde man ihm lassen!

Die Gewohnheit, ihm stets zu schmeicheln, war so übermächtig, daß seine Freigelassenen auch jetzt noch nicht wagten, ihm zu widersprechen. Alles, was sie vermochten, war, ihn zu warnen, der Pöbel könnte ihn in Stücke reißen, noch ehe er das Forum erreicht hätte. Sie drohten endlich, wenn er sich nicht sofort aufs Pferd setze, so würden auch sie ihn verlassen.

Phaon bot ihm ein Versteck in seiner eigenen Villa vor dem nomen-tanischen Tor an. Endlich sprangen sie alle zu Pferd, verhüllten ihre Gesichter mit den Mänteln und sprengten der Stadtmauer zu. Der Morgen graute, und die Straßen waren belebt, ein deutliches Zeichen, daß Ungewöhnliches vorging. Soldaten, einzeln und in kleinen Abteilungen, stan-

den in der ganzen Stadt verteilt. Als die Flüchtlinge das Lager erreicht hatten, scheute Neros Pferd an einem Leichnam; die Kapuze glitt Nero vom Gesicht, und ein eben vorübergehender Soldat erkannte den Kaiser. Verwirrt durch den plötzlichen Anblick, grüßte er ihn ehrerbietig in der gewohnten Weise. Während die Flüchtlinge durch das Lager ritten, hörten sie überall donnernde Heilrufe auf den neuen Kaiser.

Nun sah Nero allmählich ein, daß sein Ende gekommen sei. Da erfaßte ihn wilde Angst, und auch Gewissensbisse quälten ihn. Er schrie auf, eine schwarze Wolke komme auf ihn zu, aus der ihn die Gesichter seiner Mutter, seines Weibes und seines Bruders anstarrten. Die Zähne klapperten ihm vor Angst, aber selbst jetzt noch fand seine Komödiantenseele noch einen gewissen Genuß in den Schrecken dieser Stunde. Daß er, der einst allmächtige Herr der Welt, nun alles verloren hatte, erschien ihm als die höchste Höhe aller überhaupt möglichen Trauerspiele, und er, sich selbst getreu, spielte die Hauptrolle darin bis zu Ende! Von der tollen Hoffnung beseelt, die Anwesenden würden seine letzten Aussprüche der Nachwelt überliefern, führte er ein Zitat ums andere an. Zuweilen schrie er auf, er wolle sterben, und hätte gerne Spiculus hier gehabt, der von allen Gladiatoren am besten den Todesstoß zu geben verstand. Dann rief er feierlich: „Weib, Mutter, Bruder! Ihr holt mich zum Tode!“ Und dann flammten wieder eitle, kindische Hoffnungen in ihm auf. Er wußte, daß seine Todesstunde gekommen war, allein er wollte es nicht glauben.

Das nomentanische Tor stand offen. Sie sprengten hindurch und kamen am Ostrianum vorbei, wo Petrus gelehrt und getauft hatte. Bei Tagesanbruch hatten sie Phaons Villa erreicht.

Nun verhehlten es ihm die Freigelassenen nicht mehr, daß wirklich seine Todesstunde gekommen sei. Da befahl er ihnen, ihm ein Grab zu graben und legte sich auf die Erde, damit sie genau Maß nehmen könnten. Als er aber zusah, wie die Erde mit dem Spaten aufgeworfen wurde, erfaßte ihn die entsetzlichste Todesfurcht. Er wurde leichenbläß, und kalter Schweiß stand ihm auf der Stirne. Er suchte Aufschub und behauptete mit versagender Stimme, der er vergebens einen tragischen Ausdruck zu geben sich bemühte, es sei noch nicht die äußerste Zeit. Nun fing er wieder mit seinen Zitaten an. Dann verlangte er, sein Leichnam solle verbrannt werden. „Welch großer Künstler geht jetzt unter!“ rief er immer wieder, wie voll ungläubigen Erstaunens.

Aber nun brachte ein Bote Phaon den Befehl des Senats, den Muttermörder nach dem alten Brauch zu bestrafen.

„Was ist dieser Brauch?“ fragte Nero mit abschafhem Gesicht.

„Eine gabelförmige Stange wird um deinen Hals gelegt, deine Arme

werden daran gebunden, du wirst so zu Tode gepeitscht und dein Leichnam wird in die Tiber geworfen," erklärte ihm Epaphroditus ganz gelassen.

Nero schlug den Mantel zurück. „Nun ist die Stunde da!" rief er, zum Himmel aufschauend. Dann wiederholte er noch einmal: „Welch großer Künstler geht jetzt unter!"

Pferdegetrappel ließ sich hören, und ein Centurio mit einer Abteilung Soldaten sprengte herbei, augenscheinlich um den Rotkopf gefangen zu nehmen.

„Beeile dich!" riefen die Freigelassenen. Nero setzte sich das Messer an die Kehle, rißte sich aber nur leicht mit zager Hand, und es war unzweifelhaft, daß er niemals den Mut finden werde, selbst zuzustoßen. Da stieß Epaphroditus wie zufällig gegen seine Hand, und das Messer drang ihm bis zum Hest in den Hals. Seine Augen quollen weit hervor in starrem, fürchterlichem Entsetzen.

„Ich bringe dir das Leben!" rief der herbeieilende Centurio.

„Zu spät!" antwortete Nero mit heiserer Stimme, und fügte einen Augenblick darauf hinzu: „Das ist Treue!"

Der Tod hatte die Hand auf ihn gelegt. In dickem Strahl floss das Blut aus seinem fetten Hals über die Blumen hin, er stieß noch einige Male mit den Füßen, dann war er tot.

Am nächsten Morgen hüllte die getreue Akte seinen Leichnam in kostbare Stoffe ein und verbrannte ihn auf einem Scheiterhaufen von wohlriechenden Hölzern.

Nero war über die Erde hingebraust wie ein Sturm, ein Wirbelwind, eine Feuersbrunst, ein Krieg oder eine verheerende Seuche. Aber noch heute steht die Peterskirche, Stadt und Welt beherrschend, auf dem Vatikanischen Hügel.

In der Nähe von der alten Porta Capena erhebt sich heut eine kleine Kapelle mit der halbverwischten Inschrift:

Quo vadis Domine?

THIENEMANN'S HISTORISCHE ROMANE

In bester Ausstattung liegen vor:

E. BULWER-LYTTON, DIE LETZTEN TAGE VON POMPEJI.
*Übersetzt v. Gertr. Bauer. Mit 10 ganzseit. Bild. in Tondruck
von Prof. Ludw. Fahrenkrog. 296 Seiten. Oktav. Ganzleinen.
Volksausgabe, 296 Seiten, in gleichem Format. Halbleinen.*

WILHELM HAUFF, LICHTENSTEIN. *Eine romantische Sage
aus der württ. Geschichte. Mit 8 farb. u. 40 schwarzen Feder-
zeichnungen v. Prof. Rob. Engels. 248 S. Oktav. Ganzleinen.
Volksausgabe in gleichem Format. Mit 4 farbigen und 40
schwarzen Federzeichnungen. 248 S. In Halbleinen gebunden.*

J. V. VON SCHEFFEL, EKKEHARD. *Mit viel. farb. u. schwar-
zen Bildern v. K. Mühlmeister. Folg. Ausgaben sind vorrätig:
Luxusausgabe in großem Quartformat, gesetzt in der Breit-
kopf-Fraktur. 296 Seiten mit 16 ganzseitigen fünffarbigen und
dreiunddreißig schwarzen Bildern. Halbfranzband handgeb.
Prachtausgabe in gleichem Format und gleicher Schrift.
296 Seiten mit 16 fünffarb. u. 33 schwarz. Bildern. Ganzleinen.
Prachtausgabe in Oktavformat, holzfreies Papier, 350 S.
mit 8 fünffarbigen und vielen schwarzen Bildern. Ganzleinen.
Geschenkausgabe in gleichem Format. 350 Seiten mit
4 fünffarb. u. vielen schwarzen Bildern. In Halbleinwand geb.*

LEWIS WALLACE, BEN HUR. *Eine Erzählung aus der Zeit
Christi. Mit 8 ganzseit. farbigen Bildern u. schwarzen Initialen
von K. Mühlmeister. 334 S. Oktav. Ganzlwd. Geschenkausg.
Volksausgabe in gleichem Format mit 4 ganzseitigen farb.
Bildern u. schwarzen Initialen. 334 S. In Halbleinwand geb.*

K. THIENEMANN'S VERLAG, STUTTGART

THIENEMANN'S JUGENDSCHRIFTEN

In bester Ausführung:

H. BEECHER-STOWE, ONKEL TOMS HÜTTE. Mit farbigen Bildern von Rolf Winkler. 2 Ausg. in Hlwd. und Ganzleinwand.

G. A. BÜRGER, MÜNCHHAUSENSREISEN UND ABENTEUER. Mit 4 farbigen u. 32 schwarzen Bildern v. Rolf Winkler.

J. F. COOPER, LEDERSTRUMPFERZÄHLUNGEN. Mit 5 farbigen u. 100 Tondruckbildern von Leo Bauer. In Ganzlwd. geb.

D. DEFOE, ROBINSON CRUSOE. Mit 8 farbigen und 40 schwarzen Bildern v. Karl Mühlmeister. Zwei Ausgaben in Gzlwd.

J. FERRY, DER WALDLÄUFER. Für die Jugend frei bearbeitet von F. J. Pajeken. Mit 6 Tondruckbildern von Willy Planck.

F. MARRYAT, DER FLIEGENDE HOLLÄNDER. Eine Matrosensage. Für die Jugend bearb. Mit 4 farb. Bild. v. J. Gehrts.

J. SWIFT, GULLIVERS REISEN IN UNBEKANNTE LÄNDER. Mit 8 farb. u. 24 schw. Bild. v. R. Winkler. Zwei Ausg.

TILL EULENSPIEGEL. Nach dem ältesten Druck neu übersetzt u. ergänzt v. H. König. Mit 30 Bildern v. Rolf Winkler. Zwei Ausg.

J. D. WYSS, DER SCHWEIZERISCHE ROBINSON. Mit 4 farbigen und 16 schwarzen Bildern von Willy Planck.

Auskunft über die derzeitigen Preise in jeder Buchhandlung

K. THIENEMANN'S VERLAG, STUTTGART

BÜCHER FÜR DIE REIFERE JUGEND

In bester Ausstattung:

BONUS, ARTHUR UND BEATE, DAS OLAFBUCH.
Geschichte, Taten und Heldenleben Olafs des Breiten. 160 S. Oktav.

CASPARI, K. H., DER SCHULMEISTER UND SEIN SOHN. *Eine Erzählung aus dem Dreissigjährigen Kriege. Mit 8 Tondruckbildern von Rudolf Münger. 150 Seiten. Oktavformat.*

FRIESE, HANS, VON STURM UND TATEN. *Der Jugend Balladenbuch. Eine Auswahl aus dem dichterischen Volksgut alter und neuer Zeit. 288 S. Hlwd. Ausstattung Fr. Heinrichsen.*

WEBER, Dr. LEOPOLD, ASGARD. *Die Götterwelt unserer Ahnen. 130 Seiten. Oktav. Ausstattung von Friedrich Heinrichsen.*

WEBER, Dr. LEOPOLD, MIDGARD. *Die Heldensagen des Nordlands. 148 S. Oktav. Ausstattung von Friedrich Heinrichsen.*

WEBER, Dr. LEOPOLD, DIETRICH VON BERN. *Die Amelungensage. Ausstattung von Friedrich Heinrichsen. Oktav.*

HAUFF, WILHELM, LICHTENSTEIN. *Eine romantische Sage aus der württ. Geschichte. Mit 8 farbigen u. 40 schwarzen Federzeichnungen von Prof. Rob. Engels. 248 S. Oktav. Ganzleinen.*

MALOT, HEKTOR, HEIMATLOS. *Die Geschichte eines Findlings. Mit 40 schwarzen Bildern v. Willy Planck. 386 S. Oktav. Hlwd.*

SCHREINER, WILHELM, DAS VERMÄCHTNIS. *Ein deutsches Schicksal. Einband von Robert Henry. 176 S. Oktav.*

SCHWAB, GUST., DIE DEUTSCHEN VOLKS BÜCHER.
Mit 15 ganzseitigen Bildern von Willy Planck. Oktav. 2 Ausgaben.

K. THIENEMANN'S VERLAG, STUTTGART



**K. THIENEMANN'S
JUGENDSCHRIFTEN**

*verbinden gediegenen Inhalt
mit künstlerischer
Ausstattung*



